



JONAS  
WINNER

**DAS**  
**GEDANKEN**  
ROMAN  
**EXPERIMENT**

DROEMER 

Jonas Winner

# Das Gedankenexperimente

Roman

## Über dieses Buch

Karl Borchert, ein aufstrebender Philosoph, erlebt kurz vor seinem dreißigsten Geburtstag eine herbe Enttäuschung: Das Projekt, mit dem er sich endgültig eine feste Position in der Wissenschaft sichern wollte, wird abgelehnt. Von einem Moment zum anderen steht der ehrgeizige junge Mann vor dem Nichts.

Da kommt es ihm sehr gelegen, dass der hinfällige alte Professor Leonard Habich ihm anbietet, sein Privatsekretär zu werden. Habich will endlich ein bahnbrechendes Werk zum Abschluss bringen, an dem er seit Jahrzehnten arbeitet. Doch über dieses Vorhaben selbst schweigt er sich aus, und als Karl auf Schloss Urquardt, Habichs einsamem, verfallenden Wohnsitz unweit von Berlin, eintrifft, geschehen von Anfang an merkwürdige Dinge. Auch Lara, Habichs verführerische junge Frau, verwirrt Karl zusehends die Sinne ...

# Inhaltsübersicht

- Frontispiz
- Prolog
- Erster Teil
  - 1. Kapitel
  - 2. Kapitel
  - 3. Kapitel
  - 4. Kapitel
  - 5. Kapitel
  - 6. Kapitel
  - 7. Kapitel
  - 8. Kapitel
  - 9. Kapitel
  - 10. Kapitel
  - 11. Kapitel
  - 12. Kapitel
  - 13. Kapitel
  - 14. Kapitel
  - 15. Kapitel
  - 16. Kapitel

- 17. Kapitel
- 18. Kapitel
- 19. Kapitel
- 20. Kapitel
- 21. Kapitel
- 22. Kapitel
- 23. Kapitel
- 24. Kapitel
- 25. Kapitel
- 26. Kapitel
- 27. Kapitel
- 28. Kapitel
- 29. Kapitel
- 30. Kapitel
- 31. Kapitel
- 32. Kapitel
- 33. Kapitel
- 34. Kapitel
- 35. Kapitel
- 36. Kapitel
- 37. Kapitel
- Zweiter Teil
  - 38. Kapitel
  - 39. Kapitel

- 40. Kapitel
- 41. Kapitel
- 42. Kapitel
- 43. Kapitel
- 44. Kapitel
- 45. Kapitel
- 46. Kapitel
- 47. Kapitel
- 48. Kapitel
- 49. Kapitel
- 50. Kapitel
- 51. Kapitel
- 52. Kapitel
- 53. Kapitel
- 54. Kapitel
- Epilog
- Nachwort
- Quellen





Albrecht Dürer, *Melencolia I*



## Prolog

Willst du, oder soll ich?« Karl sah seinen älteren Bruder prüfend an.

Sie hatten den ganzen Tag an dem Rad gebastelt. Die Mutter hatte ihnen aus dem Dorf zwei neue Schläuche mitgebracht. Karl hatte sie aufgezozen, Roland die Kette geölt. Viel mehr hatten sie nicht machen müssen. Das Rad war wirklich noch gut in Schuss. Nur vollkommen verrostet. Aber das machte ja nichts.

»Nee, is' okay«, meinte Roland nachsichtig. »Du hast es ja auch gefunden.«

Karl grinste. Vorsichtig schwang er ein Bein über die Mittelstange. »Ich fahr 'ne Runde, dann bist du dran.« Er stieß sich ab, rutschte auf den Sattel und nahm mit kräftigen Tritten Fahrt auf. Der Sitz war vielleicht ein bisschen zu hoch eingestellt, er reichte mit den Füßen kaum an die Pedale. Aber das war ihm jetzt ganz egal.

Fast zwei Wochen waren sie schon hier. Urlaub auf dem Bauernhof. Erst hatte es ihnen ja nicht so gefallen, aber jetzt mit dem Rad würde es wunderschön werden,

davon war Karl überzeugt.

Behutsam betätigte er den Rücktritt. Die Bremse nahm etwas Schwung aus seiner Fahrt. Vorn war eine Kurve. Seine Hände umklammerten den Lenker. Es saß wirklich verdammt hoch auf dem Sattel. Konzentriert folgte er dem gebogenen Lauf der Schotterstraße. Und lachte, als er die Kurve hinter sich hatte.

Die Straße verlief weiter bergab. Wie ein geölter Blitz rauschte er das Gefälle hinunter. Der Fahrtwind blies ihm ins Gesicht. Weiter vorn machte die Straße erneut eine Biegung. Es war Zeit, dass er umkehrte, dachte Karl, Roland wollte das Rad bestimmt auch mal ausprobieren.

Die Kurve flog heran. Karl kniff die Augen zusammen. Sie war sehr viel schärfer, als er gedacht hatte. Ich muss bremsen, ging es ihm durch den Kopf. Der Lenker vibrierte in seinen Händen. Kleine Steinchen spritzten unter seinen Reifen zur Seite. Er war schon länger nicht mehr auf einer geschotterten Straße gefahren. Schon gar nicht bergab. Schon gar nicht so schnell!

Was hatte Roland vorhin gesagt? »Auf Schotter musst du aufpassen, da kann man leicht wegrutschen. Vor allem, wenn du bremsen musst.«

Karl schluckte. Wenn er jetzt bremste, würde es wahrscheinlich passieren – dass er hinknallte. Auf den Schotter. Mit nackten Armen und Beinen. Aber ohne zu

bremsen? War er für die Kurve doch viel zu schnell! Das spürte er mit jedem Muskel, während er weiter hinunterschoss – weiter zu auf die Kurve.

Ihm brach der Schweiß aus. Was jetzt? Bremsen, wegrutschen? Oder sich in die Kurve legen und hoffen, dass die Räder auf dem Scheiß-Schotter hielten?

Noch zwanzig Meter.

Weiter bergab.

Er wurde ja immer schneller!

Noch zehn.

Er war wie gelähmt.

Als Karl wieder zu sich kam, erfüllte ein dumpfes Gefühl seinen Schädel. Er lag mitten auf der Straße, hinter der Kurve, die nackten Beine angewinkelt. Spitz drückten die Schottersteinchen in seine Schulter, seine Hüfte, seine Knie. Die Gedanken tropften ihm ins Gehirn. Wenn nun ein Auto um die Kurve bog ... schnell fahren sie hier ja nicht, aber sie konnten ihn doch nicht sehen ... sie würden ihn glatt überfahren.

Er wollte aufstehen, die Straße frei machen. Aber kein Glied regte sich. Auch den Kopf konnte er nicht bewegen. Nur die Augen.

Sie wanderten an seinem Körper herunter. Die Oberschenkel waren rot, blau ... das sah nicht gut aus. Auf beiden Schenkeln lila Löcher. Kinderfaustgroße

Hohlräume, auf deren Boden es schimmerte. War das der Knochen?

Er atmete aus. Er musste weg hier ...

Dann döste er wieder weg.

»Karl!«

Es war Roland. Mit aufgerissenen Augen kam er um die Biegung auf ihn zugerannt.

Karl blinzelte. »Ich hab die Kurve nicht gekriegt.« Seine Stimme war leise. Er versuchte zu lächeln. »Nicht böse sein, Rolli.«

Roland rutschte über den Schotter, ließ sich vor ihm auf die Knie fallen. »Scheiße!« Seine Augen schnellten zu Karls Oberschenkeln.

Karl horchte in sich hinein. Dumpfes Brausen. Spüren tat er eigentlich nichts. »Bleib so liegen, nicht bewegen!«, hörte er Rolands Stimme. Karl versuchte zu nicken, aber sein Kopf gehorchte ihm nicht. Er bewegte die Lippen.

Roland sprang auf. »Ich hol Papa.« Ihm liefen Tränen übers Gesicht.

Karl sah ihm nach. Sein Bruder blieb noch einmal stehen und sah sich um. »Hab keine Angst«, stieß Roland hervor – dann riss er sich los und verschwand um die Kurve.

Karls Augen schlossen sich wieder.

Er würde ja hören, wenn ein Auto kam. Dann könnte er rufen. Sie würden ihn schon nicht überfahren. Er öffnete den Mund, um es auszuprobieren. Es kam kein Laut daraus hervor.

Karl atmete aus und schlug die Augen auf. Dicht vor seinem Auge lag der Schotter der Straße. Über ihm die Blätter einer großen Kastanie und hinter dem Blätterwerk der Sommerhimmel. Seine Augen wanderten weiter. Dort stand sein Rad – eingeklemmt zwischen der Mauer am Straßenrand und dem Strommast davor. Es mussten die Eisendornen an dem Mast gewesen sein. Sie hatten ihm die Schenkel regelrecht aufgeschlitzt, als er dagegen geschleudert worden war. Merkwürdig, dass es gar nicht weh tat.

Schlagartig tauchten die Bilder vor ihm auf. Er war einfach geradeaus weitergerast, mit voller Wucht in die Spalte zwischen Mauer und Strommast hinein. Das hatte ihn aus dem Sattel geschleudert. Einen Augenblick lang hatten sich seine Hände noch an den Lenker geklammert, während er schon durch die Luft geflogen war. Beine oben, Kopf unten. Bis es geknackt hatte. Und sein Hinterkopf gegen den Betonmast geschlagen war.

Karl spürte ein kribbliches Jucken am Hinterkopf, wollte danach greifen, aber sein Arm gehorchte ihm nicht. Er

lag wie ein fremdes Stück Fleisch neben ihm. Und das Jucken nahm zu. Karl atmete aus. Versuchte es noch einmal. Er sah, wie seine Finger sich krümmten. Konzentrierte sich ganz auf die Hand. Zog sie mühsam Richtung Kopf, beseelt von dem Wunsch, das Jucken zu stoppen.

Dann hatte er sie oben. Erst fiel sie schlaff auf seine Wange. Aber es gelang ihm, sie weiterzuschieben. Er berührte die Haare, die sich nass und verfilzt anfühlten. Versuchte, den klebrigen Saft von den Fingerkuppen am Ohr abzustreifen. Doch das ging nicht. Also weiter.

Tastend fuhren seine Finger am Ohr vorbei zum Hinterkopf. Hauptsächlich, er konnte sich kratzen. Dort, wo es juckte.

Unendlich langsam rutschten seine Fingerkuppen über die Schädeldecke auf die juckende Stelle zu. Bis er spürte, wie sie in etwas Weiches eintauchten – wo eigentlich sein Schädelknochen hätte weitergehen müssen. Karl wunderte sich mehr, als dass er erschrak – und tastete weiter. Fühlte, wie ein Finger immer tiefer unter die harte Verschalung seines Kopfes eindrang, vordrang. Wie er fester von etwas Warmem, Weichem umschlossen wurde. Karl wusste, dass er das nicht tun sollte. Konnte aber nicht aufhören. Als würde er an einer verschorften Wunde pulen. Es war wie ein Rausch. Es juckte und ziepte, aber er musste die verschorfte Schicht

abkriegen. Aufkratzen. Drunterkommen.

Im selben Augenblick flutschte sein Finger ganz unter die Schädeldecke – ganz in das glitschige, klebrige Blut. Ein Gefühl, als ob ihm der Knochenkasten über die Augäpfel rutschen würde –

»Karl!«

Erschrocken zog er den Finger zurück. Ein schmatzendes Geräusch – ein Ziehen, das Karl bis in die Bauchhöhle hinein zu spüren glaubte. Ein Gesicht tauchte über ihm auf.

»Papa.«

Sein Vater beugte sich zu ihm herunter, berührte ihn vorsichtig mit der Hand an der Schulter.

»Karl?«, flüsterte er. »Kannst du mich hören?«

»Ja, Papa, endlich bist du da. Ihr müsst mich von der Straße wegbringen. Wenn ein Auto um die Kurve kommt – die könn' mich doch nicht sehn.«

Der Vater nickte. »Roland steht hinter der Kurve und passt auf. Bleib ganz ruhig liegen, der Krankenwagen kommt gleich.«

Das Gesicht der Mutter tauchte neben dem Kopf des Vaters auf. In ihren Augen stand der blanke Schrecken. Sie hockte sich neben ihn, sagte nichts und warf nur dem Vater einen Blick zu. Der sah unverwandt zu seinem Jungen.

Karl spürte: Jetzt wird alles gut. Es konnte ihm nichts

mehr passieren. Gleich würde der Krankenwagen da sein. Er konnte sich ausruhen. Die Müdigkeit war wie eine Decke, in die er sich hineinkuscheln wollte.

»Karl?« Sein Vater berührte ihn leicht am Arm.

»Ja?« Karl hielt die Augen geschlossen.

»Mach die Augen auf, du darfst jetzt nicht einschlafen.«

Wieso denn nicht? So müde war er noch nie gewesen.

»Karl?« Jemand rüttelte an seinem Arm. »Nicht einschlafen! Hörst du?«

Karl zwang sich, die Lider hochzuziehen. Es war unendlich schwer. »Wann kommt endlich der Krankenwagen?«, flüsterte er.

»Es dauert nicht mehr lange.«

Karls Blick traf den seiner Mutter. Sie weinte.

Im Krankenwagen war er mit dem Vater allein. Von ferne drang das Heulen des Martinshorns zu ihm durch. Er spürte, wie der Wagen über die Landstraße raste. Hinter den Milchglasscheiben huschten die Alleeebäume vorbei. Aber im Inneren des Wagens war alles ruhig.

»Ich kümmer mich«, flüsterte ihm der Vater zu, der neben Karls Trage auf einem Klappsitz saß. »Ich hab schon mit den Ärzten gesprochen. Wir bringen dich in meinen OP.«

Karl sah ihn liebevoll an. Papa würde ihn operieren,



Papa würde über ihn wachen.

Er brauchte sich keine Sorgen zu machen.

# Erster Teil

Hast du den Tisch für heute Abend reserviert?« Tamara stand in der Tür zum Badezimmer und ließ ihn nicht aus den Augen. Die elektrische Zahnbürste surrte in ihrer Hand.

Karl schlug die Bettdecke zurück und setzte sich auf.  
»Hab ich.«

Er hatte gestern Abend noch in dem Lokal angerufen. Und einen Tisch bestellt. Auf den Namen Borchert. Für acht Personen. Was sollte da schiefgehen?

Er wischte sich mit den Händen übers Gesicht. Natürlich würde nichts schiefgehen. Da konnte er sicher sein. Oder? Was, wenn sie heute Abend das Lokal betraten und die Kellner die Bestellung nicht mehr fanden?

*Borchert? Nee, ham wa nich. Was haben Sie? Reserviert? Bei wem?*

Den Namen des Kellners, der die Bestellung entgegengenommen hatte, hatte er sich natürlich nicht geben lassen.

»Ich kann ja nachher noch mal im Restaurant anrufen«, schlug er vor und stand auf. »Zur Sicherheit.«

*Ihm* würde es ja nichts ausmachen, wenn sie das Lokal wieder verlassen müssten. Aber Tamara würde ihm das nicht verzeihen.

»Würdest du das tun?« Tamara lächelte ihn an. »Das ist lieb von dir.« Sie schob die noch immer rotierende Zahnbürste zurück in den Mund und verschwand wieder im Badezimmer.

Karl trat zu der verspiegelten Schrankwand und zog eine der Türen auf. Dahinter kamen seine Anzüge zum Vorschein. Braun. Grau. Blau. Leinen. Nadelstreifen. Schurwolle.

Er klappte die Tür wieder zu und wandte sich zu dem Stuhl, der neben seinem Bett stand und auf dem seine Jeans lag. Dazu das hellblaue Hemd, das er in New York gekauft hatte, und das Fischgräten-Jackett aus Rom. Vielleicht entsprach das nicht gerade der Kleiderordnung im Institut. Aber egal. Sie würden ihre Entscheidung doch nicht davon abhängig machen, was er anhatte. Sie wussten doch längst, was sie tun wollten. Da konnte er praktisch nackt auftauchen, das würde auch nichts mehr ändern.

Er zog die entsprechende Schranktür auf, fischte Hemd und Jackett heraus, warf sie aufs Bett und betrat das Badezimmer, das direkt vom Schlafzimmer abging und inzwischen von Tamara wieder verlassen worden war.

Ihm hätte der Termin im Institut heute vollkommen ausgereicht. Aber Tamara hatte ja unbedingt noch das Essen im Restaurant organisieren müssen. Es sei höchste Zeit, dass er anfang, seine Ideen gezielter in der Wirtschaft zu verbreiten, hatte sie gesagt. Vielleicht hatte sie damit ja sogar recht. Ohne zusätzliche Unterstützung würde sich das Projekt nicht wirklich durchführen lassen. Warum also nicht Tamaras Kontakte nutzen? Aber ausgerechnet heute Abend, gleich nach dem Termin im Institut? Das hatte Karl nie so richtig gepasst.

Frisch geduscht, in Jeans, Hemd und Jacke, durchquerte er wenig später das Wohnzimmer Richtung Küche. Durch die breite Panoramascheibe fiel sein Blick auf den Platz vor dem Haus und das gegenüberliegende Konzerthaus. Hinter dem Giebel des Schinkelbaus wölbte sich ein bleicher Herbsthimmel über der Stadt. Es versprach ein kalter Tag zu werden.

»Was soll schon passieren?«, sagte Tamara, als er die Küche betrat. »Forkenbeck steht doch dahinter.«

Sie saß an dem polierten Eichenholztisch und goss sich gerade etwas Biomilch in ihr Müsli.

Karl nickte.

»Außerdem ist es nicht das erste Stipendium, das du bekommst, Karl«, fuhr sie fort und streute sich noch ein paar Sonnenblumenkerne in ihre Schale. »Die wissen

doch, dass sie dir was bieten müssen, wenn sie dich halten wollen.«

Klar. Als wenn es nicht Hunderte von hochqualifizierten Wissenschaftlern gäbe, die sich begeistert eine Hand abhacken würden, wenn sie dadurch nur an die Gelder der Forschungsgemeinschaft kämen.

Karl füllte den Kaffeeträger der Espressomaschine, schob ihn unter das Ventil und betätigte die Taste. Röhrend und zischend erwachte die Gaggia zum Leben. Rasch stellte er eine Tasse darunter.

»Ich weiß nicht, wie lange es nachher dauert«, sagte er, ohne sich umzudrehen. »Kann sein, dass sie alles ganz genau wissen wollen. Vielleicht muss ich später noch kurz mit ihnen was essen gehen.«

Er spürte, wie sich Tamara am Tisch aufrichtete.

»Das geht aber nicht«, hörte er sie hinter sich sagen. »Heute Abend ist doch unser Treffen.«

Karl schaltete die Espressomaschine wieder aus, nahm die Tasse heraus und drehte sich um. »Ja, ich glaube, bis dahin bin ich auch fertig.« Karl nippte an dem Espresso. Er war stark und gut.

»Du glaubst?« Tamara sah ihn unwillig an.

Karl kippte den Rest der schwarzen Flüssigkeit hinunter. »Ich ruf dich an, wenn ich fertig bin, okay? Es hat doch keinen Sinn, das alles jetzt schon zu besprechen. Hören wir erst mal, was die Leute von der

Forschungsgemeinschaft sagen.«

Tamara ließ den Löffel sinken. »Wie stellst du dir das denn vor?« Ihre Stimme wurde eindringlich. »Soll ich die Herren in letzter Minute vielleicht wieder ausladen?«

Da hatte sie natürlich recht. Karl spürte, wie er ärgerlich wurde. Er hätte sich auf das Treffen im Restaurant erst gar nicht einlassen sollen. »Nein, lass alles so, wie es ist.« Er stellte die Espressotasse in die Spüle. »Ich komm um acht dazu.« Wenn die Forschungsgemeinschaft ihn förderte, würden Tamaras Bekannte schon damit klarkommen, dass er sie sitzenließ, weil er mit den anderen noch essen gehen musste. Und wenn nicht? Dann war sowieso alles egal.

»Sicher?«

»Jaha.«

Er ging um den Tisch herum und beugte sich leicht zu ihr herunter. Tamara spitzte die Lippen. Er küsste sie flüchtig.

»Bis nachher.«

Sie nickte. Für einen Sekundenbruchteil glaubte er zu sehen, wie ein Schatten von Verletzlichkeit in ihren Augen aufblitzte. Eine Regung, die sie offenbar nicht zulassen wollte.

»Und denk daran, dass wir am Wochenende zu Papa fahren«, mahnte sie.

Karl wandte sich ab. Auch das noch. Musste er

eigentlich jedes zweite Wochenende mit ihren Eltern verbringen? Aber da war er schon aus der Küche, durchquerte den Flur und zog an der Haustür.

Mit lautem Krachen ließ er sie hinter sich ins Schloss fallen. Und ahnte nicht, dass er Tamara, mit der er seit zwei Jahren zusammenlebte, nie wiedersehen würde.



## 2

*Aus: »Das vierte Paradigma. Fakten, Protagonisten, Hintergründe«, Berlin 2014, S. 54*

»Es ist viel darüber spekuliert worden, ob sich der Zeitpunkt, an dem Karl Borchert Leonard Habich zum ersten Mal begegnet ist, allein aus der Entscheidung der Forschungsgemeinschaft ergeben hat – oder ob Habich in irgendeiner Form versucht hat, diese Entscheidung zu beeinflussen, um den Zeitpunkt ihres Aufeinandertreffens selbst zu bestimmen. Eindeutige Belege, die für eine Einflussnahme sprechen, sind bislang zwar nicht aufgetaucht, Argumente jedoch so viele wie Stimmen, die sich zu dieser Frage geäußert haben. Sicher ist nur, dass Borchert in den letzten Wochen vor der Entscheidung der FG sowohl seiner Freundin Tamara Hildebrandt gegenüber als auch verschiedenen Kollegen im Institut gegenüber die Zuversicht geäußert hat, fest mit einem positiven Bescheid seitens der Forschungsgemeinschaft zu rechnen.«

»Karl?«

Er fuhr herum.

»Kommst du mit, einen Kaffee trinken?«

Es war Adrienne. Karl warf einen Blick auf die Uhr. Kurz vor elf. Um elf hatte er den Termin in Forkenbecks Arbeitszimmer. Gerade hatte er seinen Wagen am Park hinter dem Institut abgestellt. Die verbleibende Zeit hatte er eigentlich nutzen wollen, um noch rasch die Mails in seinem Arbeitszimmer zu checken.

»Jetzt ist schlecht, ich muss gleich bei Forkenbeck rein.«

»Es geht um deine Förderung, oder?« Sie schmunzelte und trat einen Schritt näher an ihn heran. »Wie sieht's denn aus? Schon was gehört?«

Karl lächelte. »Nee. Du?«

Adrienne schüttelte den Kopf. »Aber ich finde das wirklich toll, was du da machst.« Sie sah ihm direkt in die Augen.

Karl registrierte ihre Nähe.

»Wie machst du das, dass du die Forschungsgelder mit links abgreifst?«

Karl grinste verlegen, wusste nicht recht, was er antworten sollte. Noch war die Entscheidung doch gar nicht gefallen, dachte er.

Aber Adrienne ließ nicht locker. »Wenn das losgeht

mit dem Projekt, das ist ja fast so was wie eine neue Teildisziplin.«

Karl lachte. »Unsinn, Sprachtheorie, nichts als Sprachtheorie, das sollte man nicht überschätzen.«

»Nein, im Ernst«, warf Adrienne ein, »an deinem Forschungsvorhaben könnten doch mindestens zwei Leute mitarbeiten, oder nicht?« Sie griff nach seinem Arm. »Ist das geplant? Hast du schon mit dem Dekan gesprochen?«

Ihre rotlackierten Fingernägel brannten wie glühende Kohlen auf seinem Fischgräten-Jackett.

»Noch nicht.«

»Wirklich, Karl. Du musst mich unbedingt anrufen, wenn sie das Okay geben, hast du verstanden?« Sie schwieg einen Augenblick, schien zu überlegen, womit sie ihn überzeugen könnte. Und sprach es dann auch wirklich aus. »Was machst du eigentlich heute Abend? Warum setzen wir uns nicht einfach zusammen und besprechen alles in Ruhe?«

Sie sah ihm kurz auf den Mund.

Karl atmete aus. Adrienne war wirklich sexy. Sie hatte ihm schon immer gefallen. Die schwarzen Haare, ihr zierlicher Körper, von dem sie wusste, wie man ihn einsetzen musste.

»Heute Abend kann ich nicht.«

»Dann morgen!« Ihre dunkelbraunen Augen sahen zu

ihm auf, die Pupillen halb versteckt hinter den langen Wimpern. Um ihre Lippen spielte ein Lächeln. Als wüsste sie, was er dachte, dass er an Tamara dachte – und wüsste zugleich, dass er wüsste, dass sie es wüsste. »Oder?«

Es kam Karl so vor, als hätte er gleichzeitig einen Kloß im Hals und Ameisen auf den Handflächen.

Adrienne beugte sich noch ein wenig näher an ihn heran, ihr Oberkörper stieß an seinen Arm, ein Hauch ihres Parfüms wehte in seine Nase. »Warst du eigentlich schon mal bei mir zu Hause?«

»Zu Hause?« Für einen Augenblick war er so überrascht, dass er vergaß zu antworten.

»Hm?«

»Ja. Ja, natürlich«, entfuhr es Karl. »Nach deiner Disputation, die Party, da war ich dabei.«

Ihre Hand lag noch immer auf seinem Arm. »Richtig!« Sie atmete so aus, dass es ein klein wenig hörbar war, ein klein wenig in ihrem Rachen kratzte. »Ich mach uns einen Salat. Und dann reden wir über alles, ja?«

»Klar«, stieß er hervor.

»Das freut mich«, sagte sie, und ihre Hand, die sie einfach nur hätte hochnehmen müssen, strich kaum wahrnehmbar über seinen Arm, als würde sie gerade nicht darauf achten.

»Wir können ja noch mal telefonieren«, sagte er, da berührten ihre Fingerspitzen schon seinen Handrücken, während Adriennes Blick wie nach innen gerichtet schien, als hätte sie all ihre Aufmerksamkeit in ihre Fingerspitzen gelegt, deren Nägel spitz, hart und fein über seine Haut glitten – sanft unter den Ärmel seines Hemdes fuhren.

Mit einem Ruck riss er sich los. »Forkenbeck wartet sicher schon.« Dann hatte Karl die Hände in den Hosentaschen versenkt, bevor Adrienne ihn noch völlig durcheinanderbrachte.

Er sah, wie sie die Lippen spitzte, lächelte und sich abwandte. Als sie zum Ausgang ging, konnte er nicht anders, als auf ihren Hintern zu starren und sich vorzustellen, wie sie beide nackt wären und er sie an sich heranziehen würde.

*Aus: »Als der Dämon sich entbarg. Unautorisierte Biographie Karl Borcherts« von Adrienne Hruby, München ohne Jahr, Seite 16 ff.*

»Ursprünglich waren es die Namen der großen Philosophen, die eine unbezwingbare Neugier in Karl Borchert entfacht hatten. Heidegger. Hegel. Kant. Was

hatten sie in ihren Schriften verkündet? Worum war es Nietzsche, Leibniz oder Spinoza gegangen? Was war es, worüber sie nachgedacht hatten? Musste nicht, was auch immer man denken wollte, von ihnen bereits gedacht worden sein?

Dieser Gedanke hatte ihn nicht mehr losgelassen. Er würde alle Schriften der großen Philosophen durcharbeiten, hatte er sich gesagt, als er sich ins Studium stürzte. Und wenn er dann wissen würde, wohin sie von ihren Gedankengängen gebracht worden waren, würde er selbst dort weitermachen, wo sie stehengeblieben waren.

Bald jedoch musste Borchert feststellen, dass die Schriften der Meisterdenker nicht nur auf unendlich viele verschiedene Weisen interpretiert werden konnten – dass es also zahllose Arten gab, sie zu verstehen –, sondern dass jeder Einzelne von ihnen auch eine ganz eigene Terminologie entwickelt hatte, also ganz eigene Begriffe, um daraus sein persönliches System aufzubauen.

Doch Borchert ließ sich davon nicht abschrecken. Mit großem Elan machte er sich daran, die Begriffe der Meisterdenker zu erlernen und die plausibelste Interpretation ihrer Texte zu suchen. Doch so sehr er sich auch abmühte, er wurde den Eindruck nicht los, dass die Systeme der Philosophen nicht viel aufschlussreicher waren als ein Gedicht, dessen Wortgewaltigkeit ihn

kurzzeitig betören und glauben lassen konnte, eine ewige Wahrheit, eine großartige Vision erblickt zu haben. Verzog sich jedoch der suggestive Nebel, in den er sich durch die Kraft der Worte hatte verstricken lassen, und wollte er sehen, welches Werkzeug ihm das System des Philosophen an die Hand gegeben hatte, so zeigte sich, dass er nichts anderes gewonnen hatte als ein paar verschlungene Satz- und Wortgefüge, die mit der Wirklichkeit, auf die Karl sie doch hatte anwenden wollen, nichts zu tun hatten. Eine Erfahrung, die ihn schließlich dazu veranlasste, dem Studium der Klassiker enttäuscht den Rücken zu kehren.«

### 3

Als Karl um Punkt elf Uhr Forkenbecks Arbeitszimmer betrat, waren die Vertreter der Forschungsgemeinschaft bereits eingetroffen. Eine kurzhaarige Frau, Anfang 50, die sich als Gisela Kortner vorstellte, und ein jüngerer Mann, den sie als Julian Goblett präsentierte, hatten an dem runden Tisch vor dem Fenster Platz genommen. Beide hatte Karl noch nie gesehen. Etwas hilflos schaute er zu Forkenbeck, der an seinem Schreibtisch mit Gläsern und einer Mineralwasserflasche hantierte, fing aber von seinem Professor nur einen leicht verschleierten Blick auf, der zwischen Wohlwollen, Aufmunterung und dem Signal »Das ist jetzt dein Ding, Junge« zu schwanken schien. Karl überlegte kurz, ob er eine erfrischende Bemerkung parat hatte, die die aufgeladene Stimmung in dem Zimmer ein wenig auflockern könnte. Da ihm jedoch nichts Passendes einfiel, blieb ihm nichts anderes übrig, als so ruhig und souverän wie möglich zu lächeln und sich zu den beiden an den Tisch zu setzen.

»Wir haben Ihr Exposé sehr aufmerksam gelesen, Herr Borchert«, sagte Kortner nach dem üblichen einleitenden Geplänkel schließlich und hob den Antrag



auf, der vor ihr auf dem Tisch lag. »Eine wirklich beeindruckende Bewerbung.« Wie geistesabwesend begann sie, darin zu blättern.

Warum fängt sie mit einer positiven Bemerkung an?, schoss es Karl durch den Kopf. Müsste sie nicht sagen: Wirklich in unseren Zuständigkeitsbereich fällt Ihr Anliegen zwar nicht, *aber* ... Fing sie jedoch mit dem an, was sie gut fand, was sollte dann nach dem *aber* kommen, das zwangsläufig kommen musste, so wie er die Frau einschätzte?

»Der Komplexitätsgrad Ihres Forschungsvorhabens ist bemerkenswert«, hörte er sie sagen. »Wirklich.«

Aber?, hallte es in Karls Kopf. *Aber?*

»Sie schlagen vor, eine Population von Automaten zu erzeugen, sehe ich das richtig?« Kortner sah ihn an.

Er riss sich zusammen. »Genau. Es sind sozusagen radikal vereinfachte Modelle von Personen. Auf diese Weise können wir Fragen, die schwierig zu analysieren sind, wenn von Menschen die Rede ist, auf eine einfachere Ebene übertragen.«

Goblett und Kortner sahen ihn an. Das war jetzt der entscheidende Moment. Jetzt musste er das Ding verkaufen!

»Lassen Sie mich das Projekt kurz skizzieren«, beeilte er sich hinzuzufügen – und musste gleichzeitig wieder daran denken, dass die beiden sich ihr Urteil doch längst

gebildet haben müssten.

»Ja?«, gab Kortner sich interessiert.

»Ausgangspunkt meiner Überlegung war, dass die Personen der Minimalwelt, die wir in dem Projekt definieren, als unterschiedlich hilfsbedürftig modelliert werden.« Er starrte in die Gesichter der beiden Beamten. »Und sie befolgen unterschiedliche moralische Regeln. Die eine Person ist egoistischer, die andere kooperativer. Die moralischen Regeln legen also fest, wie sich die Personen in Begegnungen mit anderen Personen entscheiden. Ob sie helfen oder ausbeuten oder nichts tun, zum Beispiel. Sind alle Personen der Welt definiert, kann das Experiment gestartet werden. Je nachdem, wie die Personen nun entscheiden, sammeln oder verlieren sie Punkte. Werden sie ausgebeutet, verlieren sie Punkte, beuten sie aus, gewinnen sie Punkte. Je mehr Punkte sie haben, desto besser.« Er holte Luft. Sie unterbrachen ihn nicht. Also weiter. »Indem wir die Personen in unserer Minimalwelt aufeinandertreffen lassen, setzen wir also einen kleinen Evolutionsprozess in Gang. Und können beobachten, welche moralische Regel sich evolutionär am besten durchsetzt. Können Sie mir folgen?«

Karl sah Kortner und Goblett an. Die Augen seiner beiden Zuhörer wirkten erschreckend glanzlos. Aber das bildete er sich vielleicht auch nur ein. Jedenfalls nickten sie.

»Okay«, fuhr er fort. »Wir müssen also nicht mehr im luftleeren Raum darüber nachdenken, was gut ist und was richtig – wir können die Evolution darüber entscheiden lassen, welche moralische Regel die beste ist, also welche Regel den Personen dieser Welt am meisten zugutekommt.«

»In Ordnung. Aber das ist ja nur die erste Stufe Ihres Vorhabens«, entgegnete Kortner.

Karl warf seinem Professor einen Blick zu. Forkenbeck hatte sich mit seltsam zusammengepressten Lippen hinter seinen Schreibtisch zurückgezogen.

»Richtig«, antwortete Karl und sah wieder zu Kortner. »Dieses Modell ist im Grunde genommen nur die Basis für eine sehr viel weitgehendere Versuchsanordnung. Ansätze, die evolutionäre Stärke unterschiedlicher moralischer Handlungsweisen zu bestimmen, hat es ja schon seit den 1990er Jahren gegeben. Das wirklich Neue an dem Vorhaben, das *wir* anbieten, besteht darin, diese Grundidee auf ein anderes Forschungsgebiet zu übertragen.«

»Auf das Gebiet der Sprache.« Es war das Erste, was Goblett sagte. Karl schaute zu ihm hin. Vielleicht sollte er sich mehr an Goblett halten.

»Ja. Die Automaten werden zu diesem Zweck stark ausgebaut. Wir versehen sie mit einem Input- und einem Output-Kanal. Eine Matrix mit sechs mal sechs Feldern,

die einzeln aufleuchten können, und die an der Außenseite jedes Automaten angebracht ist sowie eine Kamera mit dahinter geschalteter Software, die die Matrix eines anderen Automaten lesen und auswerten kann.«

»Ja«, sagte Goblett.

Ja?, hallte es in Karls Kopf. *Ja?* Ist das eine Zusage? Aber er ließ sich nichts anmerken. »Sowohl die moralische Regel, die ein Automat befolgt, als auch seine Hilfsbedürftigkeit werden durch ein bestimmtes Aufleuchten der Matrixfelder dargestellt«, sagte er. »Jeder Automat erkennt somit, welche Regel jeder andere Automat befolgt und wie sehr der andere auf Hilfe angewiesen ist.« Wieder hielt er inne, um sich der Zustimmung seiner beiden Zuhörer zu vergewissern. Aber jetzt nickten sie nicht mehr.

»Das Neue an unserem Modell ist damit«, fuhr Karl stur fort, »dass die Personen der Minimalwelt nicht nur handeln, sondern auch Zeichen senden und rezipieren. Wobei entscheidend ist, dass sie – aus Gründen der Vorteilsnahme – ihr Gegenüber auch mit absichtlich *unwahren* Zeichen über den Grad ihrer Hilfsbedürftigkeit täuschen können. Ebenso wie sie ihr Gegenüber über die moralischen Regeln täuschen können, die sie befolgen.«

»Und ob sie ihr Gegenüber täuschen oder nicht, gehört selbst wieder zu den moralischen Regeln, die der

Automat befolgt«, sagte Goblett und warf Kortner einen Blick zu.

Karl nickte. Der Mann hatte verstanden, worum es ging, keine Frage. »Natürlich sind die Regeln, die die Automaten befolgen, nicht starr implementiert«, sagte er, »sondern flexibel. Dazu genügt ein einfacher Lern-Algorithmus. Je nachdem, welche Erfahrungen der Automat im Laufe seines Lebens sammelt, ändert er seine Regeln ab. Und damit reguliert er auch, welche Zeichen er sendet. Während also in den früheren Versionen dieses Versuchsaufbaus lediglich untersucht wurde, welches *Handlungsmuster* sich evolutionär durchsetzt, untersuchen wir, welches *Zeichensystem* sich evolutionär herausbildet.«

»Wirklich ehrgeizig, das muss man Ihnen lassen.« Kortner hatte wieder zurück in das Gespräch gefunden. Und der Ton, den sie anschlug, gefiel Karl überhaupt nicht.

Er sah zu Forkenbeck. »Haben Sie den Kollegen von unserer Kooperation mit den Amerikanern erzählt?«

Forkenbeck lächelte. Aber es war ein müdes Lächeln. »Sicher. Wir haben darüber gesprochen. Ich habe ihnen auch die Unterlagen über die erste, vorläufige Fassung des Experiments gezeigt, aus denen hervorgeht, dass es bereits ganz gut läuft. Und ich habe deutlich gemacht, dass wir am Institut ein solches Vorhaben, das einen

überdurchschnittlichen Aufmerksamkeitswert verspricht, außerordentlich gut gebrauchen könnten.«

Könnten. Nicht können. Karl schaute zurück zu Kortner. Er wusste, dass es das falsche Signal war, aber langsam hatte er keine Lust mehr, dieses alberne Versteckspiel mitzumachen. »Aber?«

»Hören Sie, Herr Borchert«, hob Kortner an – und kaum hatte Karl diese vier Worte gehört, war ihm, als würde ein Kübel siedenden Öls über ihm ausgeschüttet. Das konnte doch nicht wahr sein – sie lehnten seinen Antrag ab?

»Im Grunde genommen geht es in Ihrem Vorhaben doch darum, ein bestimmtes Phänomen, das Sie erklären wollen, nachzuerschaffen«, fuhr Kortner fort. »Sie wollen das Phänomen, in diesem Fall also die Sprache, nachbauen, anstatt es mit den herkömmlichen Mitteln der empirischen Wissenschaft, also experimentell, zu erforschen.«

Karl nickte. Das war ja gerade der Witz daran.

»Das aber ist ein Forschungsansatz, den wir von der FG«, und dabei sah sie kurz zu Goblett, der mit gespitzten Lippen nickte, »nicht unterstützen können.«

»Und warum nicht?« Karls Ton war hart und scharf.

»Wer sagt uns, dass das, was Sie dabei konstruieren, mit dem, was Sie eigentlich untersuchen wollen, irgendetwas zu tun hat?« Kortner sah ihn mit ihren

blauen, glanzlosen Augen unverwandt an. »Sie bauen eine Welt. Schön und gut. Aber das tun die Herrschaften, die eine Modelleisenbahn aufbauen, auch. Die Frage ist nur: Was hat so eine Modelleisenbahn mit der wirklichen Bahn zu tun?«

»Wenn wir bei der Untersuchung eines Phänomens mit der Frage ›*Warum* ist es so?‹ nicht weiterkommen, sollten wir fragen ›*Wozu* ist es so?‹, nicht: Wodurch ist es *verursacht* worden?, sondern: Welche *Funktion* erfüllt es?« Karls Stimme durchschnitt den Raum.

Aber Kortner sah bereits zu Forkenbeck. »Tut uns leid, Herr Forkenbeck, aber wir müssen das Gespräch an dieser Stelle abkürzen. Ich bin sicher, Sie haben Verständnis dafür, dass hier weder der Rahmen noch die Gelegenheit für eine Grundsatzdiskussion –«

Karl wartete nicht ab, bis sie geendet hatte. Mit einem Ruck stand er auf. Der Sessel, in dem er gesessen hatte, rutschte nach hinten. »Ihre Entscheidung steht fest?«

Kortner blieb sitzen. »Ich habe bereits davon gehört, dass Sie hier im Haus so etwas wie einen Sonderstatus genießen, Herr Borchert. Es ist viel die Rede von Ihren brillanten Ideen. Ich habe mir Ihren Antrag deshalb sorgfältig angesehen. Aber ich kann nichts Brillantes daran entdecken.«

Ruhig sah sie ihn an. Karl hatte das Gefühl, dass sie es fast genossen hatte, ihm das zu sagen. Er war so perplex,

dass Kortner schon widersprach, bevor er sich gesammelt hatte.

»Mir ist durchaus bewusst, dass Ihre Laufbahn an diesem Institut mit unserer Ablehnung beendet ist. Und dass Sie erhebliche Schwierigkeiten haben werden, an einer anderen Stelle unterzukommen. Ebenso wie ich vollkommen verstehen kann, wenn Sie mit den herkömmlichen Herangehensweisen unserer Disziplin nicht zurechtkommen. Vielleicht aber«, fuhr sie fort, »sollten Sie sich dann überlegen, ob Philosophie überhaupt das Richtige für Sie ist.«

Karl fühlte, wie ihm die Luft abgedreht wurde. Sein Blick irrte ein letztes Mal zu Forkenbeck. Der saß an seinem Schreibtisch, die Augen nunmehr gänzlich erloschen.

Er musste raus hier – sofort.

»Orientieren Sie sich neu«, hörte er Kortner hinter sich herrufen, während Karl schon zur Tür stolperte. »Wenn Sie wirklich so brillant sind, dürfte Ihnen das doch nicht schwerfallen.«



## 4

*Aus: »Als der Dämon sich entbarg. Unautorisierte Biographie Karl Borcherts«, Seite 18 ff.*

»Nach der Enttäuschung, die Borchert mit den Klassikern erlebt hatte, schien eine grundlegende Frage unvermeidlich: War die Philosophie also nichts wert? Karl zögerte nicht, sich dieser Frage zu stellen. Ganz aus heiterem Himmel schien sie ja auch nicht zu kommen, hatte er im Laufe seines Studiums doch des Öfteren erlebt, wie sich *andere* über seine Disziplin als Zeitverschwendung, als Spiegelfechtereie oder gar Scharlatanerie lustig gemacht hatten.

Borchert hatte sich immer dagegen gewehrt. War die Philosophie nicht eines der großen Menschheitsprojekte? Das jahrhunderte-, jahrtausendealte Streben nach Wahrheit, nach genauen Vorstellungen von Gerechtigkeit oder Schönheit – nichts als ein Irrtum, eine Täuschung, ein Wahn? Nein!, hatte Karl dagegegehalten, nichts anderes als dieses Streben hatte doch die unterschiedlichsten Forschungsrichtungen hervorgebracht, die unser Leben von Grund auf verändert

hatten. *Früher*, ja, hatte er seine Widersacher dann spotten gehört, aber *heute*? War die Philosophie auch heute noch etwas wert?

Natürlich!, hatte er sich nicht unterkriegen lassen, wenn sie uns jahrtausendlang gute Dienste geleistet hat – warum sollte sie dann ausgerechnet *jetzt* ausgedient haben? War die Epoche, in der wir lebten, wirklich etwas so Besonderes? Nein! Es musste auch heute noch einen Platz für die Philosophie geben, dessen war Borchert sich immer sicher gewesen. Nur welchen? Das wusste er nicht.

Ein Ausflug in die Gegenwart seiner Disziplin, mit der ihn längst eine tiefsitzende Hassliebe verband, brachte ihn einen Schritt weiter. Musste er nicht, bevor er sich ein abschließendes Urteil erlaubte, wissen, was die Meisterdenker der Gegenwart zu sagen hatten?

Es waren genau drei Anläufe, die Borchert unternahm, um dieser Frage auf den Grund zu gehen. Als Erstes stürzte er sich auf die französischen Poststrukturalisten, auf die Texte von Foucault, Lacan und Deleuze, fuhr auch nach Paris und hörte Derrida und Baudrillard. Mit dem entmutigenden Ergebnis, dass er nach einem weiteren Jahr meinte feststellen zu müssen, auch in den Vortragssälen der Sorbonne und der École Normale Supérieure keine Antwort auf seine Frage gefunden zu

haben. So berauschend die Beschreibungsorgien der Franzosen auch sein mochten, leisteten sie in seinen Augen doch nichts anderes, als ihren Lesern und Zuhörern im Rausch der Assoziationen das Gefühl vorzugaukeln, sie würden sich gleichsam selbst überwinden können. Das postindividuelle Zeitalter propagierten die Pariser Meisterdenker, aber nachdem sich Borchert nächtelang mit ihren Schriften herumgeschlagen hatte, war er sicher, dass es sich dabei nur um eine hohle Phrase handelte, ein verführerisches Luftschloss, das unweigerlich zusammenbrach, wenn man versuchte, dem vieldeutigen Geraune der Texte eine konkrete Handlungsanweisung, ein nachvollziehbares Denkschema oder auch nur eine einzige Feststellung zu entlocken, über die zwei unterschiedliche Menschen nicht unweigerlich in Streit geraten mussten. Dabei ahnte er nicht, wie nah die Gedanken der Franzosen seinen eigenen späteren Überlegungen schon gekommen waren.«

»Fuck, Kack, Scheiß, Dreck.«

Laut fluchend zog Karl den Rollcontainer unter seinem Schreibtisch hervor und ging die Schubladen von oben nach unten durch. Er machte sich nicht die Mühe,

alle Papiere einzeln durchzusehen, sondern holte sie bündelweise aus den Schubfächern hervor und warf sie achtlos in einen Pappkarton, den er offen neben den Schreibtisch gestellt hatte. Kaum waren die Schubfächer leer, machte er sich an das Bücherregal an der Schmalseite des kleinen Raumes, der ihm in den letzten Jahren als Arbeitszimmer im Institut gedient hatte. Es war vollgestopft mit Bänden aus den unterschiedlichsten Bibliotheken der Universität. Hauptsächlich natürlich Philosophie, aber auch Zeichentheorie, Psychologie und Kognitionswissenschaften, Monographien aus dem Bereich der Spieltheorie, Zeitschriften über Phonetik oder Semantik, jede Menge Logik und generative Grammatik.

Karl warf die Bücher, die ihm gehörten, zu den anderen Sachen in den Pappkarton und stapelte die ausgeliehenen Bände auf dem Boden neben der Tür. Dann begann er, die Plakate abzulösen, die er in den drei Jahren seiner Assistententätigkeit an die Wände gepinnt hatte: Reproduktionen von Goya und Bacon, ein Druck von H.R. Giger, eine Fotoarbeit von David Hockney, aber auch Hinweise auf Symposien, Vortragsreihen, Ausschreibungen und Ringvorlesungen. Auch ein Kalender gehörte dazu, auf dem das ganze Jahr im Überblick zu sehen war. Er rollte ihn zusammen, warf ihn in den Karton und ließ sich in den Stuhl vor dem

Schreibtisch fallen, den er für seine Besucher dort aufgestellt hatte.

*Aus: »Als der Dämon sich entbarg. Unautorisierte Biographie Karl Borcherts«, Seite 20 ff.*

»Auf den Ausflug in die französische Postmoderne folgte Borcherts Frankfurter Zeit. Habermas und seine Theorie des kommunikativen Handelns rückten ins Zentrum seiner Aufmerksamkeit: Der verzweifelte Versuch, die Bühne der Macht nicht gänzlich aufgeben zu müssen, trotz der Ohrfeige, die mit dem Zusammenbruch des Ostblocks jedes philosophische Bemühen um Politik, Staat und Gesellschaft hatte einstecken müssen. Praktisch nicht umsetzbar, lautete sein Fazit nach einem weiteren Jahr voller Kolloquien, Gespräche und Lektüren. Praktisch nicht umsetzbar, obwohl doch gerade die *Praxis* das Forum war, in dem die Habermasschen Ideen sich zu bewähren hatten, sofern man nur ihre eigenen Ansprüche ernst nahm.

Die Enttäuschung reichte tief. Monatelang haderte Borchert mit seinem Fach, ehe er sich zu einem dritten, einem letzten Anlauf durchrang, mit dem er versuchen wollte, die Hoffnung, die er einst in die Philosophie

gesetzt hatte, doch noch zu retten. Das brachte ihn mit der analytischen Philosophie in Berührung, einer Richtung, die auf ihre Wissenschaftlichkeit besonders stolz war und ihn zunächst auch im Handumdrehen mit seinem Fach wieder versöhnte. Binnen Wochen erwachte sein Enthusiasmus neu, und er brach auf zu einer Erkundungsreise in eine Welt, die bereits zu Beginn des letzten Jahrhunderts von Frege und Russell entdeckt, von Wittgenstein durcheinandergewirbelt und seitdem in endlosen Verfeinerungen weiter ausgearbeitet worden war. Der große Unterschied zu den Klassikern: Hier erfand nicht jeder Philosoph seine *eigene* Sprache, hier bemühten sich alle darum, die *gleichen* Ausdrücke zu verwenden.

In langen Nächten erarbeitete sich Borchert das Vokabular der Analytiker, kämpfte sich durch die Logiklehrbücher von Tarski bis Quine, studierte die Texte ihrer Schüler von Davidson bis Lewis, und fand umso mehr Gefallen an dem analytischen Ansatz, je besser er ihn kennenlernte. Bis er eher zufällig auf die Fleißarbeit eines Mannes stieß, der – genau wie er selbst, nur etwas früher – mit Begeisterung das Projekt der analytischen Philosophie aufgegriffen, nach Jahren des Forschens jedoch innegehalten und einmal untersucht hatte, ob sich anhand ihrer wichtigsten Publikationen eine Weiterentwicklung feststellen ließ. Ob es also

möglich war, einen inhaltlichen, historischen Fortschritt innerhalb der analytischen Philosophie zu belegen, die zum Zeitpunkt seiner Untersuchung immerhin schon ein gutes Jahrhundert auf dem Buckel gehabt hatte.

Und das erstaunliche, niederschmetternde Ergebnis: Es war kein stetes Voranschreiten, kein langsames, aber beständiges Vorankommen erkennbar. Nein, es gab nichts als eine Abfolge von Moden, von Trends. Eine willkürliche Sukzession von Vorlieben, wo das streng wissenschaftliche Aufeinanderfolgen belegbarer Ergebnisse und daraus resultierender, neuer Fragen hätte stehen müssen. Betrachtete man, was die Adepten dieser Tradition über die Jahrzehnte hinweg vorgelegt hatten, so zeigte sich, dass sie keineswegs der Lösung eines Problems ständig näher gekommen waren, obwohl es doch genau *das* war, was sie zu tun vorgaben. Gerade durch diesen Fortschrittsglauben unterschieden sie sich doch letztlich von allen anderen Philosophen! Sie wollten nicht raunen wie die Dichter, sie wollten sich der Wahrheit nähern wie Wissenschaftler. Tatsächlich aber hatten sie sich mitnichten auf ein Ziel zubewegt, wie ein Blick in die Geschichte ihrer Bemühungen unzweideutig zeigte. In all ihren grundlegenden Fragen – Wie funktioniert die Bedeutung eines Wortes?, Wie können wir uns den geistigen Zustand des Beabsichtigten vorstellen?, Was ist eine gerechte Verteilung? – war

keineswegs Klarheit eingekehrt, vielmehr herrschte genau die gleiche Verwirrung wie vor hundert Jahren. *Es gab keinen Fortschritt!* Damit aber auch nichts, wodurch sich die Bemühungen der analytischen Philosophen von denen einer jeden anderen Strömung hätten unterscheiden lassen.«

Das Handy vibrierte leise und drehte sich ein wenig im Kreis. Karl beugte sich vor und sah aufs Display. Tamara. Natürlich. Sie wollte wissen, wie es gelaufen war. Ob für heute Abend alles in Ordnung war. Er starrte auf das Gerät, das er auf die Schreibtischplatte gelegt hatte, bis es sich wieder beruhigt hatte. Kurz darauf kündigte ein Signalton an, dass Tamara ihm eine Nachricht hinterlassen hatte.

Karl lehnte sich zurück. Sein Blick wanderte zum Fenster. Mit der Ablehnung durch die Forschungsgemeinschaft war klar, dass sie auch seinen Vertrag am Institut nicht verlängern würden. Einen Lehrauftrag hatte er dieses Semester ohnehin nicht mehr gehabt. Forkenbeck hatte gemeint, dass Karl sich ganz auf die Ausarbeitung seines Forschungsvorhabens konzentrieren sollte.

Ruckartig stand Karl auf und faltete den Deckel des



Pappkartons zusammen. Wer zum Teufel sollte ihm jetzt noch eine Stelle anbieten? Wenn sich erst mal herumgesprochen hatte, dass ihm die Forschungsgelder verweigert worden waren, würde keine andere Universität es wagen, ihn noch anzustellen. Zu sehr hatte er seinen Namen mit diesem Projekt verknüpft, zu oft und nachdrücklich wiederholt, dass er außerhalb seines Projektes keine sinnvolle Aufgabe im Gebiet der Philosophie mehr erkennen könnte.

Er wuchtete den Karton hoch und ließ den Blick ein letztes Mal durch das kleine Arbeitszimmer schweifen. Wie hatte er bloß sein ganzes Leben an der Vorstellung und Hoffnung ausrichten können, eine bahnbrechende Entdeckung zu machen? Wie hatte er nur an der Philosophie festhalten können, nachdem er doch immer wieder zu der Einsicht gelangt war, dass sie nichts taugte und ihn nur stets aufs Neue enttäuschen würde. Wie ein Besessener hatte er an ihr festgehalten, beseelt von der Idee, mit ihr eine Entdeckung machen zu können, die mit einem Schlag aufzeigen könnte, was falsch war an dem Weltbild, in dem wir lebten. Wie hatte er nur darauf kommen können, dass es ausgerechnet *ihm* beschieden sein würde, eine solche Entdeckung zu machen?

*Aus: »Als der Dämon sich entbarg. Unautorisierte Biographie Karl Borcherts«, Seite 23 ff.*

»Nachdem sich die Hoffnung wieder zerschlagen hatte, die Borchert durch die Begegnung mit der analytischen Philosophie kurzzeitig geschöpft hatte, sah er sich erneut seiner alten Frage ausgeliefert: War die Philosophie nichts mehr wert? Und davon abgeleitet: Hatte er umsonst noch einmal viele Jahre in sie investiert? Oder konnte es sein, dass es nun an ihm war, sie zu retten, nachdem es allen anderen nicht gelungen war?

Ein ganzes Jahr gab er sich, um diesen Fragen nachzugehen. Er quartierte sich in einem alten Bauernhof ein, den seine Großeltern vor etlichen Jahren gekauft und umgebaut hatten, und verbrachte die Zeit damit, ausgedehnte Wanderungen in der Umgebung zu unternehmen, in einem See in der Nähe zu baden und sich an lauen Abenden auf einem offenen Feuer vor dem Haus sein Essen zuzubereiten. Absichtlich vermied er es – wie er mir später einmal erzählte –, auch nur einen Gedanken an die Philosophie zu verschwenden. Es gab kein Telefon in der Hütte, keinen Internetanschluss, er hatte kein Handy und auch keine Bücher mitgenommen – nur ein wenig Papier und ein paar Stifte.

Es war Winter und das Jahr beinahe um, als Karl schließlich eine Entscheidung traf. An den langen

Abenden des Spätherbstes hatte er in den Schränken der Hütte gestöbert und war auf ein altes Tagebuch seines Großvaters gestoßen. Darin hatte sein Großvater, der wie Karls Vater Christian Arzt gewesen war, vermerkt, dass sich ihm mit zunehmendem Alter vor allem *eine* Frage aufdrängen würde, die alle anderen Geheimnisse, Forschungsfelder und Phänomene, die den Menschen umgäben, doch überstrahlen würde: die Frage nach dem Funktionieren der Sprache. Darin habe ihn gerade erst neulich auch wieder sein Sohn Christian bestärkt.

So unscheinbar die Notiz auch war – sie ging Karl für die restlichen Wochen, die er noch in den Bergen verbrachte, nicht mehr aus dem Kopf. Und er entschied, dass er genau dort ansetzen würde. Bei der Sprache. Er würde die Rahmenbedingungen für die Evolution einer Sprache schaffen. Dies war der Grundgedanke zu dem Projekt, das ihm von der Forschungsgemeinschaft schließlich abgelehnt wurde, nachdem er unter Forkenbecks Schirmherrschaft vier Jahre lang daran gearbeitet hatte. Diese Ablehnung aber war – wie wir heute wissen – der Auslöser für das, was als sogenanntes ›Viertes Paradigma‹ bekannt geworden ist und was Borcherts Traum von einer radikal umwälzenden Philosophie auf ganz überraschende Weise doch noch einlösen sollte.«

Mit seinem Pappkarton auf dem Arm verließ Karl das Institut und trat auf die Straße. Es war bereits dunkel, und ein Nieselregen hatte eingesetzt. Er ging um das Gebäude herum zu dem Park, an dem er seinen Wagen abgestellt hatte. Der Regen bestäubte sein Gesicht. Die Finger, mit denen er den schweren Karton gegen seinen Oberkörper presste, wurden rasch kalt.

Als er sein Auto erreicht hatte, stellte er den Karton auf die Kühlerhaube und holte den Schlüssel aus der Tasche seiner Jeans, um den Kofferraum aufzuschließen. Im selben Moment spürte er, dass er nicht allein war.

Karl fuhr herum. Ein Mann kam durch die Dunkelheit auf ihn zu. Die nächste Straßenlampe befand sich hinter dem anderen, so dass Karl ihn nur als Silhouette im Gegenlicht sah.

»Herr Borchert?«

Unwillkürlich hatte Karl jeden Muskel in seinem Körper angespannt. »Was wollen Sie?« Es kam heftiger heraus, als er es sich gewünscht hätte.

»Es ...« Der Mann zögerte – und da erkannte Karl ihn. Es war Forkenbeck.

»... es tut mir leid, wirklich. Sie müssen mir glauben.«

Karl atmete durch. Wie hatte ihm der alte Mann einen derartigen Schrecken einjagen können? Er musste mit den Nerven völlig am Ende sein.

»Was machen Sie denn hier, Professor?« Karl lachte erleichtert auf und wandte sich erneut der Heckklappe zu.

»Ich habe Sie an meinem Arbeitszimmer vorbeilaufen sehen«, hörte er Forkenbeck hinter sich sagen. »Aber Sie waren völlig in Gedanken.«

Karl holte den Karton von der Kühlerhaube, warf ihn in den kleinen Laderaum des Cabrios und schlug die Heckklappe zu. »Wundert Sie das?« Er wandte sich zu Forkenbeck um, dessen Gesicht noch immer im Dunkeln lag.

»Ich kann die Ablehnung nicht verstehen«, sagte Forkenbeck und schüttelte den Kopf. »Ich halte Ihren Ansatz nach wie vor für äußerst überzeugend.«

Karl nickte dem Professor zu. »Danke.« Nach dem, was passiert war, wollte er sich allerdings nicht länger aufdrängen. Forkenbeck hatte schon genug für ihn getan. »Ich ...«, er machte eine linkische Handbewegung, »ich werd dann mal.«

Doch Forkenbeck schien noch etwas auf dem Herzen zu haben. »Haben Sie kurz Zeit?«, fragte er. »Nur eine Kleinigkeit, aber vielleicht sollten wir am besten gleich

darüber sprechen.«

»Jetzt, hier? Es regnet, Professor.« Karl lächelte. »Es war ein langer Tag. Ich komme morgen bei Ihnen vorbei, in Ordnung? Gleich nach der Vorlesung. Dann können wir in Ruhe reden.«

Aber zu seiner Überraschung ging Forkenbeck darauf nicht ein. »Morgen nach der Vorlesung habe ich einen Termin«, meinte er. »Aber vielleicht kommt es ja sowieso nicht für Sie in Frage.«

»Was denn?«, unterbrach Karl ihn nun doch neugierig.

»Ich habe vorhin mit Leonard Habich telefoniert«, hörte er Forkenbeck sagen.

Habich? Karl stockte. »Wie? Habich?« Für einen Moment schwindelte ihm.

»Sie kennen ihn?«

»Ja – das heißt, nein. Begegnet bin ich ihm nie. Aber ich habe ein paar seiner Sachen gelesen.«

Karl sah, wie Forkenbeck den Kragen seines Mantels hochschlug, um sich besser vor dem Regen zu schützen. »Und? Würde es Sie interessieren, Habich einmal kennenzulernen?«

Karl starrte die schwarze Silhouette vor sich an. »Ja, sicher ... Es ist nur ... soweit ich weiß, ist der Mann seit fast 30 Jahren nicht mehr öffentlich aufgetreten.«

*Aus: »Abschlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Ereignisse am 6. und 12. Oktober 2012 in Urquardt«, Innenministerium des Landes Brandenburg, Anlage H: Aussage von Lara Kronstedt, S. 612–614*

*»Vorsitzender:* Haben Sie mit Karl Borchert darüber gesprochen, was er von Habich wusste, bevor er ihm auf Urquardt begegnet ist?

*Kronstedt:* Er erwähnte einmal, dass er seinen Namen zum ersten Mal als Student gehört hätte, in einem Seminar über Wahrheitstheorien.

*Vorsitzender:* Können Sie das näher erläutern?

*Kronstedt:* Ein Kommilitone hat ihn wohl auf einen Aufsatz Habichs aufmerksam gemacht. Das Thema hatte ihn interessiert –

*Vorsitzender:* Welches Thema?

*Kronstedt:* Ich glaube, es ging um die Semantik möglicher Welten. Karl hat sich den Aufsatz in der Bibliothek besorgt und war sehr angetan. Als er herausbekam, dass Habich erst 17 Jahre alt gewesen war, als er ihn publiziert hatte, muss ihn das schwer beeindruckt haben. Karl selbst war immer sehr stolz darauf gewesen, seinen ersten Aufsatz bereits im Alter

von 23 Jahren veröffentlicht zu haben. Und nun zeigte sich, dass Habich bei seiner ersten Publikation nicht nur sechs Jahre jünger gewesen war, sondern dass sein Aufsatz, der 1962 erschienen war, auch 2004 noch, als Karl darüber stolperte, durchaus lesenswert war. Das hat ihm keine Ruhe gelassen. Drei Tage lang hat er gebraucht, um alle Publikationen, die bis dahin von Habich erschienen waren, in den diversen Datenbanken, Bibliotheken und Zeitschriften ausfindig zu machen. Dabei ist er, wie er mir erzählte, auf eine Reihe von hoch technischen Veröffentlichungen gestoßen, die sich durch ihren Einfallsreichtum von allen vergleichbaren Arbeiten abhoben.

*Vorsitzender:* Hat Herr Borchert Ihnen gesagt, was für Publikationen das waren?

*Kronstedt:* Pfff ... also ... das klingt für mich oftmals alles gleich ... lassen Sie mich überlegen ... es waren vor allem Aufsätze zur Semantik, aber es ging auch um Deliberationstheorie, um eine verhandlungstheoretische Begründung der Verteilungsgerechtigkeit ... am meisten muss ihn jedoch Habichs Forschung auf dem Gebiet der Spieltheorie interessiert haben, weil sie am ehesten das berührte, womit Karl sich damals selbst beschäftigte.

*Vorsitzender:* Das Buch über die Gedankenexperimente kannte er demnach nicht?

*Kronstedt:* Nein, das heißt, nicht wirklich. Karl sagte, er



hätte es natürlich angefangen zu lesen, aber der hohe Formalisierungsgrad hätte ihn abgeschreckt. Ihm sei sehr schnell klargeworden, dass es Monate dauern würde, bis er auch nur im Ansatz begriffen hätte, was Habich darin darzulegen versuchte. Auch die Rezensionen, die er sich herausgesucht hatte, hätten ihm nicht weitergeholfen, meinte er. Die jeweiligen Autoren hätten sich darauf beschränkt, nur den einen oder anderen Teilaspekt des Buches herauszugreifen, keiner sich jedoch zugetraut, eine umfassende und abschließende Bewertung vorzulegen.

*Vorsitzender:* Er hat es also beiseitegelegt?

*Kronstedt:* Das hat er mir zumindest gesagt.

*Vorsitzender:* Hat er Ihnen auch gesagt, ob er Herrn Habich vor ihrem Treffen im Oktober 2012 schon einmal begegnet war?

*Kronstedt:* Ja, natürlich. Das war ja etwas, worüber sich Karl nicht aufhören konnte, zu wundern: dass er Habich nie begegnet war. Weder an der Uni in Berlin noch auf einem der verschiedenen Kongresse, an denen er seit 2006 teilgenommen hatte. Allerdings wusste er, dass sich Habich bald nach seiner Habilitation – wann war das? ’76? ’77? Vor etlichen Jahren jedenfalls an eine kleine Universität in England zurückgezogen hatte.

*Vorsitzender:* Wusste Herr Borchert denn, mit welchen Themen sich Professor Habich seit der Veröffentlichung

seines Buches vornehmlich beschäftigt hatte?

*Kronstedt:* Als wir darüber sprachen, meinte er, es wären allerhand Gerüchte darüber im Umlauf gewesen, Genaueres hätte jedoch niemand gewusst. Die einen hätten behauptet, dass Habich sich auf die Grundlagen der künstlichen Intelligenz gestürzt, andere, dass er begonnen hätte, an einer Philosophie der Psychologie zu schreiben. Wissen taten jedoch alle nur eins: dass Habich seit 1983 nicht mehr unterrichtet hatte.«

»Die Sache ist die«, fing Forkenbeck umständlich an.

»Er glaubt –«

»Wer? Habich?« Karl musste lachen. Bis eben hätte er sich nicht einmal gewundert, wenn er erfahren hätte, dass es einen Mann namens Leonard Habich in Wirklichkeit gar nicht gab. Dass es sich bei dem Namen vielmehr um ein Pseudonym handelte, unter dem eine ganze Gruppe von Logikern publizierte, um sich einen Spaß mit der Wissenschaftsgemeinschaft zu erlauben.

Forkenbeck nickte. »Habich ist davon überzeugt, in den letzten Jahren einen vielversprechenden Neuanfang geschafft zu haben. Jahrelang, so hat er mir das gesagt –«

»Sie kennen ihn persönlich?«, unterbrach Karl ihn erneut.

»Ja, wir haben zusammen studiert«, antwortete Forkenbeck. »Wir haben uns '67 in München kennengelernt, viel Zeit miteinander verbracht. Sein Denkstil hat mich schon immer fasziniert.«

Er sah auf, und Karl bemerkte, dass ein schwacher Lichtschein auf Forkenbecks Gesicht gefallen war. In dem Haus, vor dem sie standen, musste jemand ein Licht angeschaltet haben.

»Das kann ich verstehen«, murmelte Karl. Er war instinktiv ein wenig zusammengezuckt, denn in dem spärlichen Widerschein war ihm das Gesicht seines Mentors plötzlich merkwürdig bleich und ausgemergelt erschienen. Dabei hätte Karl gar nicht zu sagen vermocht, ob es an der regnerischen Nacht, dem fahlen Licht oder der späten Stunde lag. »Was ich von Habich bisher gelesen habe, war schon interessant«, fuhr er fort, ohne sich etwas anmerken zu lassen.

»Er hat in den vergangenen Jahren eine Menge Aufzeichnungen angefertigt, aber bisher keine Gelegenheit gehabt, seine Überlegungen zu einem Buch zusammenzufassen«, meinte Forkenbeck. »Und er fürchtet, dass ihm dazu auch nicht mehr die nötige Zeit bleiben wird.«

»Ist er krank?«

»Nicht, dass ich wüsste. Es kann ja tausend Gründe dafür geben. Vielleicht fühlt er seine

Konzentrationsfähigkeit schwinden, vielleicht will er lieber voranschreiten, als innezuhalten und das Gesammelte zu sortieren. Fest steht, dass er mich gebeten hat, ihm jemanden zu schicken, der sich um seinen Vorlass kümmern kann.«

»Seinen ›Vorlass‹?«

»Ja, Vorlass. Eine Art Nachlass zu Lebzeiten, verstehen Sie?« Forkenbecks Augen huschten über Karls Gesicht, als suchten sie dessen Zustimmung. »Er sucht jemanden, der seine Aufzeichnungen aus den letzten Jahren durchgeht, unterschiedliche Fassungen auswertet, auch Wichtiges von Unwichtigem trennt. Ich habe gleich an Sie denken müssen.«

»Wieso das denn?«, entfuhr es Karl.

»Sie arbeiten auf ähnlichem Gebiet.«

»Sprachtheorie.«

Forkenbeck nickte. »Und angrenzende Disziplinen. Nageln Sie mich jetzt bloß nicht fest. Habichs Interessen waren immer breit gestreut. Das Letzte, was ich von ihm gelesen habe, war eine Theorie der Religion. Das hatte mit Sprache nicht das Geringste zu tun. Und doch war es hochinteressant, das können Sie mir glauben.«

Karl studierte die scharfkantigen Züge seines Professors. Die alten Akten eines Kollegen sortieren – konnte das nicht jemand anders erledigen? Sicher, es reizte ihn schon, den Mann einmal kennenzulernen.

Jedoch: Würde ihn das in seinen eigenen Fragen wirklich weiterbringen? Eher nicht. Und zu einem Epigonen eines verschrobenen Kollegen zu werden, hatte er eigentlich nie vorgehabt.

»Das ist sehr schmeichelhaft, dass Sie an mich gedacht haben, Professor ...«, sagte er und spürte, wie seine Stimme schon verriet, dass er nicht wirklich begeistert war. »Ich habe allerdings überhaupt keine Erfahrung mit dem Sichten von Nach- oder Vorlässen. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich bin Ihnen für das Angebot wirklich sehr dankbar. Aber sollten Sie nicht lieber einen Kollegen fragen, der sich bei der Herausgabe von Schriften sicherer fühlt?«

»Unsinn.« Forkenbecks Augen schauten ihn aus dem matten Widerschein heraus aufmerksam an. »Was glauben Sie denn? Ich habe mir das gut überlegt. Was Habich in den letzten zwanzig, fünfundzwanzig Jahren gemacht hat, ist eine vollkommen eigenwillige Art des Forschens. Da kann ich nicht einen x-beliebigen Doktoranden dransetzen.« Er zog die Augenbrauen zusammen. »Ihre Arbeit hat sich bisher immer dadurch abgehoben, dass Sie Ihre ganz eigenen Wege gegangen sind, Borchert. Und das hat Habich auch so gemacht. Das ist ein ganz besonderer Stil des Forschens. Sie lassen sich nicht sagen, was im Moment interessant ist, Sie definieren selbst, was Sie interessiert. Nicht zuletzt ist

das ja auch der Grund dafür, dass diese etwas vernagelten Kollegen von der FG Ihren Antrag abgelehnt haben. Es war denen einfach zu riskant, Sie bei diesem Ausflug zu begleiten. Es fehlten ihnen die altbekannten Referenzpunkte, und das macht ihnen Angst. Das Gleiche hätte ihnen auch mit Habich passieren können. Dort, wo er hingeht, gibt es keine Referenzpunkte. Dort wird sozusagen das weiße Gebiet auf der Landkarte der Philosophie neu vermessen, verstehen Sie?»

Karl fiel auf, dass Forkenbecks Augen regelrecht glänzten. Er hatte zwar gewusst, dass sein Professor große Stücke auf ihn hielt – dass er eine so hohe Meinung von seiner Arbeit hatte, überraschte Karl nun aber doch.

»Dabei ist so ein Forschen auch nicht ganz ungefährlich«, fuhr Forkenbeck fort.

»Was soll denn an Philosophie gefährlich sein?« Karl musste grinsen. »Am freien Spiel der Gedanken hat sich bisher ja noch keiner geschnitten. Oder meinen Sie etwa die Gefahr, die einen Giordano Bruno auf den Scheiterhaufen gebracht hat, als er mit seinen Gedanken den Zorn der Mächtigen hervorgerufen hat?«

Forkenbeck machte einen Schritt auf ihn zu. »Nein, die meine ich nicht.« Seine Augen waren durch den Schritt aus dem Lichtschein des Fensters herausgerückt, so dass Karl statt der Pupillen nur noch die dunklen

Augenhöhlen sah, aus denen heraus Forkenbeck ihn anstarrte, während er weitersprach. »Bei Habich geht's um was anderes. Er hat eine Pforte aufgestoßen, die er vielleicht nicht mehr zubekommt.«

Unwillkürlich zog Karl die Schultern hoch. Pforte? Hatte er richtig gehört? Es erschien ihm so abwegig, dass er in dem Moment, in dem Forkenbeck zu Ende gesprochen hatte, bereits glaubte, er hätte nur geträumt, was der andere gesagt hatte. »Pforte, sagten Sie?«

Forkenbeck stand jetzt dicht vor ihm, das schütterte Haar durch den Nieselregen zu feuchten Strähnen verklebt. Seine mageren Hände hatte er um den Kragen des Mantels gekrallt und das Kinn nach vorne gestreckt.

»Das ... das kann doch nicht Ihr Ernst sein, Professor«, stammelte Karl. Er hatte Forkenbeck als nüchternen Verteidiger der Vernunft kennengelernt und sich nicht zuletzt deshalb stets an ihn gehalten. Doch wie er ihn jetzt vor sich sah, kam er ihm wie ausgewechselt vor.

»Verstehen Sie mich denn nicht, Karl?«, drang die Stimme seines Gegenübers leise zu ihm herüber. »Haben Sie denn in all den Jahren, die Sie nun schon der Philosophie gewidmet haben, nie den Reiz der sagenhaften Versprechungen verspürt, die sie uns macht? Die heute vielleicht verschüttet sind, ursprünglich jedoch die Faszination ausmachten, die von ihr ausging? Sie

verspricht uns Erfahrungen und Überraschungen, die alles, was jede andere Wissenschaft erreichen kann, weit in den Schatten stellen. Erkenntnisse und Eingebungen, die all das, was uns bisher sicher und wahr scheint, regelrecht auf den Kopf stellen können.«

Und plötzlich sah Karl die glühenden Pupillen des Alten direkt vor sich.

»Und damit meine ich keinen kopflosen Hokuspokus aus dummen, esoterischen Kreisen«, fuhr Forkenbeck fort. »Ich spreche vom Herzen unserer Kultur, von einer Tradition, die noch nie darauf aus war, den Geist zu benebeln, sondern der es immer darum ging, das Licht der Vernunft erstrahlen zu lassen, wenn Sie wissen, was ich meine. Es weiter zu bringen, weiter hinaus in die Welt, tiefer hinein in uns selbst.«

Er griff nach Karls Arm und zog ihn zu sich hinunter. »Es ist die Aufklärung, mein Freund«, flüsterte er jetzt dicht vor ihm, »aber die Aufklärung ist nicht nur Licht, sondern auch Schatten. Haben Sie sich nie vor diesem Schatten gefürchtet – vor der Fratze, die darin lauert? Sie ist es, die hinter all den Anstrengungen der Meisterdenker verborgen ist, die uns wie ein heimlicher Magnetismus immer weiter hinaustreibt in unserem Bestreben, die Erkenntnis zu erweitern. Und die Habich hofft, endlich entschleiern zu können. Eine Vorstellung, die ihm zugleich aber auch einen heiligen Schrecken



einjagt.«

Der Regen troff Forkenbeck von der Nase, die Tropfen fielen auf Karls Arm, den der Mann immer noch umklammerte und in dem Karl spürte, wie sein alter Lehrer zu zittern begonnen hatte.

Da gab Karl einem Impuls nach, den er selbst nicht erwartet hatte, und nahm den Mann, der ihm so viel beigebracht hatte, mit einer einfachen, herzlichen Geste fest in den Arm. Er drückte ihn und spürte, wie ausgemergelt Forkenbeck war – ein geschwächerter, verfallener Mann, der ihm mit seinen wenigen Worten aber ganz unvermittelt die Hoffnung wiedergegeben hatte, bei seiner Suche nach dem Sinn der Philosophie nicht doch nur einem Phantom nachgejagt zu sein.

## 6

140 km/h. Mehr schaffte das alte Cabrio beim besten Willen nicht mehr. Karl lockerte den Druck, mit dem sein Fuß das Gaspedal herunterpresste. Es hatte ja keinen Sinn, das Auto zu überfordern. Der Lieferwagen rechts neben ihm, den er hatte überholen wollen, zog wieder an ihm vorbei. Karl ordnete sich hinter dem Wagen auf der rechten Fahrspur ein und schaltete das Radio an. Es gab keinen Grund, sich derartig zu hetzen. In wenigen Minuten würde er die Ausfahrt Neuruppin erreicht haben, dann war es nicht mehr weit. Habichs Haus befand sich in der Nähe eines kleinen Ortes namens Urquardt zwischen Neuruppin und Rheinsberg. Er würde dort gegen halb sieben eintreffen. Genau richtig.

Am Abend zuvor war dann alles sehr schnell gegangen. Karl hatte Forkenbeck für das Jobangebot gedankt und gemeint, dass er eine Nacht drüber schlafen wolle. Morgen früh aber würde er ihm Bescheid geben. Bei der Verabschiedung hatte Forkenbeck noch angedeutet, dass Karl die Arbeit bei Habich nach ein paar Tagen ja auch wieder niederlegen könnte, wenn sich herausstellen

sollte, dass sie gar nicht miteinander klarkamen. Nass und durchgefroren war Karl schließlich nach Hause gefahren – oder besser gesagt dorthin, wo er zurzeit wohnte –, hatte heiß geduscht und sich unter ein paar Decken im Wohnzimmer auf die Couch gelegt.

Tamara war nicht da gewesen. Ihm war klar gewesen, dass sie wütend auf ihn sein musste und wahrscheinlich beschlossen hatte, das Abendessen mit ihren Bekannten ohne ihn zu bestreiten. Er hatte sie ja nicht nur mit den Leuten sitzengelassen, die sie extra für ihn eingeladen hatte. Er hatte auch auf ihre Nachrichten auf seiner Mailbox nicht reagiert. Und am Ende sogar die abgeschaltet, obwohl – oder besser gesagt, gerade *weil* er wusste, dass Tamara immer wieder versuchen würde, ihn anzurufen.

Um Mitternacht hatte er es nicht länger ausgehalten. Die Vorstellung, sich das Theater anhören zu müssen, das Tamara machen würde, wenn sie nach Hause kommen und ihn auf der Couch liegend vorfinden würde, hatte ihn dazu gebracht aufzustehen, eine Reisetasche aus dem Schrank zu holen und ein paar Sachen zum Anziehen hineinzuwerfen. Er hatte bereits gewusst, dass er Forkenbecks Angebot annehmen würde. Warum also nicht eine Nacht im Hotel schlafen, bevor er sich am Morgen bei Forkenbeck melden würde. Wenn alles glattging, könnte er dann schon im Laufe des Tages bei

Habich anfangen. Und das Beste daran: Den Querelen mit Tamara würde er damit erst einmal aus dem Weg gehen. Denn natürlich stand seit dem vergangenen Tage nicht nur die geplatzte Verabredung zwischen ihnen, sondern die viel kniffligere Frage, wie es überhaupt weitergehen sollte. Solange er darauf aber keine Antwort wusste, wollte er ihr möglichst aus dem Weg gehen.

Besonders gut hatte Karl in dem Hotel nicht geschlafen. Einen Augenblick lang hatte er sogar überlegt, ob er sich bei Adrienne melden sollte. Aber das hatte er dann doch wieder verworfen. Sein Leben war im Moment kompliziert genug. Außerdem war er sicher, dass die Koketterie, mit der Adrienne ihn am Vormittag bezirzt hatte, erheblich kühler ausfallen würde, wenn er sich jetzt bei ihr meldete, da sie doch längst wissen würde, dass die Forschungsgemeinschaft seinen Antrag abgelehnt hatte.

Am nächsten Morgen war alles glattgegangen: Von einem Coffee-to-go-Laden aus hatte er Forkenbeck angerufen, ihm mitgeteilt, dass er den Job annehmen würde, und vorgeschlagen, dass er sich umgehend bei Habich anmelden könnte. Forkenbeck hatte jedoch gemeint, dass er es vorziehen würde, selbst bei Habich anzurufen. Bereits am Mittag hatte er Karl zurückgerufen und gemeldet, dass Habich hocherfreut sein würde, ihn

kennenzulernen, und ihn bereits zum Abendessen in seinem Haus bei Urquardt erwartete.

Ausfahrt Neuruppin. Um ein Haar hätte Karl das Schild übersehen. Er drosselte die Geschwindigkeit und bog in die enge Kurve ein, die ihn von der Autobahn herunterbrachte. Ohne den Blick von der Fahrbahn zu lösen, griff er nach der Karte der Ostprignitz, die er auf dem Beifahrersitz ausgebreitet hatte, und zog sie vor sich auf das Steuerrad. Urquardt befand sich in unmittelbarer Nähe zum Teupitzsee, keine 20 Kilometer von der Ausfahrt entfernt. Ein Fleckchen etwas abseits von allen größeren Ortschaften.

Karl schob die Karte zurück auf den Beifahrersitz, bog von der Autobahnausfahrt auf die Landstraße Richtung Urquardt ein und kurbelte das Fenster herunter. Neugierig folgte er der Allee, die sich durch eine hügelige, stark bewaldete Gegend schlängelte. Die Sonne, die noch geschienen hatte, als er Berlin verlassen hatte, war hinter einer dichten Wolkendecke verschwunden. Bleiches, weißes Licht schien den Bäumen, die ihre entlaubten Äste in die windstille Luft reckten, ihre Farbe zu rauben. Weit und breit war weder ein Haus noch ein Dorf oder auch nur eine Kirchturmspitze zu sehen. Nur Wälder, hin und wieder aufgelockert durch ein Feld, das sich über die Hügel bis

zum Horizont erstreckte, bevor es von einem weiteren Waldabschnitt abgelöst wurde. Eine seltsam starre, beinahe düstere Landschaft, die Karl jedoch keinesfalls als bedrohlich, vielmehr als rauh und schön empfand.

*Aus: »Abschlussbericht der Urquardt-Kommission«, Anlage*

*R: Aussage Tamara Hildebrandt, S. 871*

»Ich? Wieso denn *ich*? Er wollte doch zu mir ziehen. Er hatte eine kleine Wohnung in Kreuzberg, ein Zimmer, Klo, Küche. Dabei war Karl, als wir uns kennenlernten, bereits seit zwei Jahren Assistent am Institut. Also hab ich mit ihm gesprochen. Wie wollen wir das machen. Wollen wir zusammenleben? Wenn ja, dann wo? Bei ihm wohnen ging nicht, die Wohnung war zu klein. Und eine neue Wohnung für uns beide zu suchen, hatte er keine Lust. Wir sollten nichts überstürzen, meinte er. Dabei wollte er sich im Grunde genommen doch nur nicht festlegen. Da war es natürlich das Einfachste, bei mir einzuziehen. Was? Nein, hatte ich nicht! Im Gegenteil, ich hab mich gefreut, als er schließlich bei mir wohnte. Auch wenn er nicht müde wurde, sich über bestimmte Dinge in meiner Wohnung lustig zu machen. Mein

Ledersofa, meine japanischen Ziervasen, die ganzen Designeraccessoires waren für Karl rote Tücher. Aber seine Sachen bei mir aufzustellen, kam für mich nicht in Frage. Sie passten einfach nicht in meine Wohnung. Kein Wunder also, dass er nie richtig ankam bei mir. Wir wollten ja auch nur vorübergehend zusammen dort wohnen, bis ... ja, bis? Das war es ja gerade, das wusste keiner. Nur seine Wohnung in Kreuzberg, die hat er dann aufgegeben.«

Karl lenkte den Wagen an den Straßenrand und schaltete Motor und Radio aus. Einen Moment lang blieb er einfach so sitzen. Die Ruhe des Landes kroch zu ihm ins blecherne Gehäuse. Wie lange war er aus Berlin nicht herausgekommen? Es mussten Monate sein. Selbst Weihnachten hatte er zuletzt in der Stadt verbracht, sein letzter Urlaub lag über vier Jahre zurück. Tamara war in der Zwischenzeit mehrfach auf die Kanaren geflogen. Froh darüber, die gewonnene Zeit nutzen zu können, um in seiner Arbeit voranzukommen, hatte er sie jedoch nicht begleitet.

Genüsslich sog er die saubere Landluft ein. Zum ersten Mal seit langem war die Welt um ihn herum nicht vom unterschwelligen Brummen Hunderttausender

Autos erfüllt.

Karl stieß die Wagentür auf, stieg aus und sah die Straße hinauf und hinunter. Niemand außer ihm schien hier entlangzufahren. Er streckte sich und lief ein paar Schritte in den Wald hinein, durch den die Straße an der Stelle führte, an der er gehalten hatte. Das rotgelbe Laub, das den Boden bedeckte, raschelte unter seinen Schritten. An einem Baum blieb er stehen und pinkelte. Er legte den Kopf in den Nacken und starrte in die knorrigen Äste, die sich über ihm vor dem Grau der Wolkendecke abzeichneten.

Karl atmete aus. Nie wieder würde er sich vier Jahre lang in einer Stadt einkerkern. Von den ewigen Straßenschluchten kam ihm sein Denken, sein Fühlen, sein Vorstellen wie eingezwängt in einen Korridor vor. Jetzt, als er die frische Luft, die Weite rechts und links von sich spürte, schien es ihm, als würden schwere Fesseln von ihm abfallen, die ihm so vertraut geworden waren, dass er sie nicht einmal mehr bemerkt hatte.

Erfrischt kehrte er zu seinem Wagen zurück, kletterte hinter das Steuer und setzte die Fahrt fort. Wenig später tauchten am Ende der Straße die tief hinabgezogenen Dächer eines Ortes auf. Karl drosselte die Geschwindigkeit. »Urquardt« stand auf dem Ortsschild.



Langsam ließ er seinen Wagen in das Dorf rollen. Bei den meisten Häusern waren die Läden vor die Fenster geklappt. Das einzige Geschäft, an dem er vorbeikam, war geschlossen. Niemand war auf der Straße oder in den Vorgärten zu sehen. Das ganze Dorf schien wie erstarrt.

Karl tuckerte auf das Plätzchen, zu dem sich die Straße in der Ortsmitte weitete und an dem sich eine alte, gedrungene Dorfkirche erhob. Vor der Kirche stand, von einem schwarzen Gitter umfasst, ein Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs. Ein plumpes Relief zeigte einen Soldaten, der mit Helm und schweren Stiefeln aus dem Steinquader herausschritt, in den die Namen der Gefallenen Urquardts gemeißelt worden waren.

Karl fuhr weiter. Nach etwa zweihundert Metern hatte er das Ortsende erreicht. Er wendete das Cabrio und tuckerte die Straße zurück. Er musste den Abzweig verpasst haben. Forkenbecks Anweisungen waren eindeutig gewesen: In Urquardt gehe rechts eine kopfsteingeplasterte Straße ab, die ihn zu Habichs Haus bringen würde.

Erst jetzt bemerkte er zwei Frauen, die bei dem Denkmal standen und ihn mit misstrauischen Blicken beobachteten. Beide trugen über ihren Kleidern Kittelschürzen, die aussahen, als hätten sie noch aus der DDR überwintert.

Karl hielt auf Höhe der Frauen, lehnte sich ein wenig aus dem Seitenfenster und sprach sie an. »Entschuldigen Sie, ich suche den Weg zu Herrn Habich. Man hat mir gesagt, in dem Ort hier müsste ich einen Abzweig nehmen.«

Die ältere der beiden Frauen trat an seinen Wagen. »Zu Herrn Habich? Sie meinen zu Haus Urquardt.«

Haus Urquardt? Warum nicht. Karl nickte.

Die Frau beugte sich zu ihm herunter. Ihre Haare hatte sie zu einem straffen Knoten zurückgebunden, ihr Gesicht jedoch wirkte seltsam verquollen. Lider und Wangen ließen den kleinen, stechenden Augen kaum eine Lücke, durch die sie hindurchschauen konnten.

»Gleich auf der anderen Seite des Denkmals, sehen Sie?«

Karl starrte durch die Windschutzscheibe in die Richtung, die ihm die Frau wies. Zwischen zwei halb verfallenen Häusern, die zwischen Denkmal und Kirche zusammenstanden, führte linker Hand tatsächlich eine enge Einfahrt hindurch, die ihm vorhin entgangen war. Er konnte kaum glauben, dass die schmale Lücke eine Straße sein sollte.

»Dort?« Er sah die Frau skeptisch an. »Führt die Einfahrt nicht auf ein Privatgrundstück?«

Die Frau stierte zurück. »Wenn ich es Ihnen doch sage. Da geht's zum Herrn Habich!«

Karl zuckte zusammen. Die plötzliche Unfreundlichkeit der Alten traf ihn unvorbereitet. »Alles klar, vielen Dank.«

Er wollte das Fenster schon wieder hochkurbeln, als nun auch die andere Frau an seinen Wagen herantrat und sich zu ihm herunterbeugte.

»Aber was wollen Sie denn von dem Herrn Habich?«, fragte sie und starrte ihn mit aufgerissenen Augen an der Alten vorbei durch das Seitenfenster an. Sie war wesentlich jünger, und ihr Gesicht machte auch nicht diesen unangenehm zugewachsenen Eindruck.

»Ich ... nun ... wir sind verabredet«, stieß Karl verdattert hervor. Das ging diese Frau doch wirklich nichts an.

»Wissen Sie denn nicht, was der Herr Habich dort macht, dort in seinem Haus?«

Was er macht? Doch bevor Karl etwas erwidern konnte, hatte die Alte die Jüngere auch schon von seinem Fenster zurückgezerzt.

»Lass den Herrn doch in Ruhe«, zischte sie und warf Karl einen feindseligen Blick zu. »Sie müssen meine Tochter entschuldigen, sie weiß manchmal nicht, was sie sagt!« Und damit schubste sie die jüngere Frau zur Seite und zog sie mit sich fort.

Was soll Habich denn in seinem Haus machen, dachte Karl irritiert und legte den ersten Gang ein. So eingeengt

das Leben in Berlin auch manchmal sein mochte, auf dem Land war es vielleicht nicht viel besser.

Vorsichtig steuerte er um das Denkmal herum zu der Einfahrt, die ihm die Alte gezeigt hatte. Tatsächlich, sie war mit Kopfsteinen gepflastert. Er war auf dem richtigen Weg.

Er warf einen Blick in den Rückspiegel, um zu prüfen, ob die Frauen ihm nachschauten – aber von den beiden war nichts mehr zu sehen.

Die beiden Pfeiler mussten jeweils über sechs Meter hoch sein. Und knapp zwei Meter breit. Es waren eher Türme als Pfeiler, zusammengefügt, wie die Dorfkirche, aus massiven, nur roh behauenen Feldsteinen. Auf ihren Spitzen erhoben sich zwei gewaltige, steinerne Adler, die ihre Schwingen ausbreiteten, als wollten sie geradewegs in die Lüfte abheben.

Karl manövrierte sein Cabrio vorsichtig über die holprige Straße auf das Portal zu, sorgfältig darauf bedacht, die alten Stoßdämpfer zu schonen. Rechts und links von den Pfeilern lief ein drei Meter hohes, schwarzlackiertes Eisengitter in den Wald hinein. Das Tor zwischen den Pfeilern stand offen. Die mächtigen Flügel waren zur Seite geschwungen, die Straße lief schnurgerade zwischen ihnen hindurch.

Karl setzte seine Fahrt fort und gelangte auf das Grundstück, das sich hinter dem Portal erstreckte. Die Straße stieg leicht an, auf beiden Seiten lag ein hochstämmiger Laubwald, dessen Boden von den abgefallenen Blättern rötlich schimmerte. Nach gut zwei Kilometern begann sich der Wald zu lichten. Die Straße

führte in einer Serpentine aus dem Schatten der Bäume heraus und schlängelte sich weiter hügelaufwärts durch eine Wiese, deren sattes Grün mit gelben und blauen Feldblumen gesprenkelt war. Ein leichter Wind hatte sich erhoben, der die Gräser und Blüten schaukeln ließ. Aufmerksam folgte Karl dem Verlauf der Straße, erreichte die Spitze des Hügels – und sah es: Haus Urquardt.

Unwillkürlich stoppte er seinen Wagen und stieg aus. Kalt, aber klar wehte es auf der anderen Seite der Anhöhe von einem See herauf, der sich hinter dem Haus erstreckte. Vor der blinkenden Oberfläche des Wassers, in der sich der dunkelgraue Himmel spiegelte, hoben sich die Erker und Giebel des Gebäudes wie ein Schattenriss ab. Ein Bau, der seine endgültige Gestalt erst im Lauf der Jahrhunderte erhalten haben konnte. Großzügige Fensterfronten, deren Scheiben in viele kleine Quadrate unterteilt waren, angedeutete Säulen, die die Fassade unterbrachen, liebliche Putten, halb entkleidete Frauenbildnisse und gemauerte Blumenbouquets, die als Ornamente des Schönen die Naivität längst vergangener Zeiten beschworen. Diesen Grundton aus preußischer Zeit schienen die Architekten späterer Epochen jedoch nicht einfach haben stehenlassen wollen. Ein neogotischer Turm samt Zinnen auf der dem See

zugewandten Seite gab dem Bau zugleich einen kastellartigen, beinahe schroffen Charakter. Vollendet wurde der Dreiklang baumeisterlicher Schwärmerei schließlich durch die Einfälle der Jugendstilarchitekten, die sich am Seitenflügel ausgetobt hatten: Ringsum von Fenstern durchbrochen, ging der ovale Anbau auf der Gartenseite in eine weitläufige Terrasse über, deren Balustrade auch jetzt noch, obwohl es nachts bereits kalt wurde, mit Zitronenbäumchen in roten Terrakottavasen geschmückt war.

Karl war von der Pracht des Baus vollkommen überrascht. Forkenbeck hatte nichts weiter gesagt, als dass Habich auf dem Land leben würde. Kein Wort davon, dass der Mann ein Zauberschlosschen bewohnte!

Karl kehrte zu seinem Wagen zurück, schwang sich hinters Steuer und rollte die Anhöhe zu dem Haus hinab. Jetzt ärgerte er sich, dass er sich nicht doch persönlich angemeldet hatte. Konnte er sicher sein, dass Forkenbeck ihn vernünftig angekündigt hatte?

Ungeduldig verscheuchte er den Gedanken. Er würde es genau so machen, wie er es sich vorgenommen hatte. Er würde sich von Habich das nächstbeste Hotel empfehlen lassen, in dem er sich ein Zimmer mieten konnte. Dann würde er morgens hierherkommen und abends wieder zurück in sein Hotel fahren. Oder seine

Pension, wenn es ein Hotel in dieser gottverlassenen Gegend nicht geben sollte.

Vorsichtig steuerte er den Wagen über den Kiesweg, in den die Kopfsteinstraße inzwischen übergegangen war, zu einem Rondell, das hinter dem Haus angelegt war und in dessen Mitte eine Springbrunnenanlage in einem steinernen Wasserbecken plätscherte. Karl brachte die über den Kies knirschenden Räder zum Stehen und stellte den Motor ab. Neben dem Brunnen parkte bereits ein Geländewagen, und er vermutete, dass sein eigenes Fahrzeug hier am wenigsten im Weg stehen würde.

Hatte man ihn nicht ankommen hören? Außer dem Wasser und dem Rascheln der alten Bäume, die am Rand des Rondells wuchsen, war es still. Offenbar nicht, sagte sich Karl und stieg aus. Da er auf dieser Seite des Gebäudes keinen Eingang erkennen konnte, beschloss er, um das Schlösschen herumzugehen, zur Vorderseite, wo sich Park und Terrasse befanden.

Aber auch als er dort ankam, war niemand zu sehen. Die Glastüren, die in den Garten hinausführten, waren verschlossen, die Räume dahinter lagen im Dunkeln. Über einen Vorplatz hinweg, der mit Rosenbeeten eingefasst war, schlenderte Karl auf das massive Portal zu, das in die Fassade des Turms eingelassen war.



Dunkelbraune Eichenholzbohlen und schmiedeeiserne Beschläge gaben der Tür ein wehrhaftes Aussehen. Nach einer Klingel, einer Glocke oder zumindest einem Namensschild sah er sich jedoch vergeblich um.

»Hallo?«

Nichts. Fast musste Karl lachen. Er hatte noch nicht einmal eine Telefonnummer, die er anrufen könnte. Sollte das heißen, dass er unverrichteter Dinge wieder abfahren musste? Er drehte sich um und sah hinunter zum See, der am Ende des Abhangs vor dem Haus die letzten hellen Flecken des Himmels zurückwarf. In wenigen Minuten würde es dunkel sein.

Karl wandte sich zurück zum Haus und legte den Kopf in den Nacken. Erst jetzt sah er, dass einige Fenster im ersten Stock erleuchtet waren, die der Turm verdeckt hatte.

»Professor Habich?«

Nichts.

»Karl Borchert hier, Herr Forkenbeck schickt mich.«

Schickt mich? Was sollte das denn, dachte er ärgerlich und zückte sein Handy. Er war doch kein Botenjunge. Dann musste er eben Forkenbeck anrufen, der würde ihm ja Habichs Nummer geben können.

Er wählte die Mobiltelefonnummer seines Professors und setzte das Handy ans Ohr. Während er darauf wartete, dass die Verbindung aufgebaut wurde, betätigte

er, ohne recht bei der Sache zu sein, die schwere Klinke des Eingangsportals. Zu seiner Überraschung gab sie nach, und die Tür begann sich zu öffnen.

Karl ließ das Handy sinken und deaktivierte es. Einen Augenblick lang glaubte er, im Dunkeln nichts erkennen zu können. Dann aber nahm der Raum langsam Gestalt an.

Es war eine gewaltige Eingangshalle, ringsum mit Holzpaneelen getäfelt. An der rechten Wand zog sich eine breite Treppe bis in den ersten Stock, der fast fünf Meter über dem Erdboden liegen musste und auf dessen Höhe die Treppe in eine Galerie mit massivem Geländer mündete. Die Eingangshalle selbst reichte über beide Stockwerke hinweg und wurde in gut neun Metern Höhe von einer stuckverzierten, gewölbten Decke abgeschlossen, die Karl mehr erahnte, als dass er sie erkennen konnte.

»Herr Habich?«

Er wagte sich einen weiteren Schritt in die Halle hinein. Die Haustür ließ er vorsichtshalber offenstehen. In dem fahlen Licht des späten Abends, das durch die hohen Fenster gerade noch einfiel, erkannte er eine Sitzgruppe, die gleich neben der Freitreppe auf dem Steinfußboden der Halle stand. Drei sorgfältig

geschnitzte, ausladende Sessel und ein breites Sofa waren um einen niedrigen Tisch herum aufgestellt. Relikte aus einer längst vergangenen Zeit der Platzverschwendung und Schwermütigkeit, deren seidene Bezüge teilweise bis auf die darunterliegende Polsterung abgenutzt waren.

Mehr als alles andere erregte jedoch eine Skulptur seine Aufmerksamkeit, die am Fuß der Treppe aufgestellt war und deren weißes Marmor im Dämmerlicht schimmerte. Es war die Statue einer jungen Frau, die mit einer nachlässigen, eleganten und doch fast müden Geste ein Tuch feinsten Durchlässigkeit über sich zog. Ein Tuch aus Stein, an den Rändern durchbrochen und so kunstvoll gemeißelt, dass man den Eindruck bekam, sein Faltenwurf sei gerade eben in einem verwunschenen Augenblick versteinert. Dabei hatte die Schöne das Tuch nicht nur um ihre Schultern geschlungen, um darunter die nackte Haut zu verbergen, sondern es bis hoch hinauf zu ihrem Kopf gezogen. Ja darüber hinaus, bis übers Gesicht, dessen Augen sich nur als Höhlen abzeichneten und dem Betrachter den Eindruck vermittelten, die Nackte würde sich genau vor ihm aus unerfindlichen Gründen verbergen. Aus Scham, aus Angst, aus Koketterie? Es ließ sich nicht sagen, da man ihr ja nicht ins Gesicht sehen konnte.

Fasziniert machte Karl einen Schritt auf die Skulptur zu, um sie zu berühren – fuhr im gleichen Moment aber irritiert zusammen.

Was war das?

Er hielt den Atem an.

Da war es wieder. Ein feines, leises, entferntes Geräusch, das sich aus den Tiefen des Hauses zu ihm verirrt zu haben schien. Eine Art Säuseln, Pfeifen oder Piepsen, so dünn und fragil, dass Karl sich unwillkürlich fragte, ob er es wirklich wahrnahm oder sich nur einbildete. Allein das Kribbeln auf seiner Haut und der beschleunigte Schlag seines Herzens schienen zu signalisieren, dass er es wirklich hörte.

»Habich?«, entfuhr es ihm so heftig, dass er fast über sich selbst erschrak.

»Ist hier denn niemand?«, hörte er sich poltern, als würde sein Körper schneller reagieren, als er entscheiden konnte. Schon spürte er, wie er sich umdrehte, von dem plötzlichen Drang durchschossen, diesem Haus den Rücken zu kehren, es zu verlassen, bevor es zu spät war – da hörte er hinter sich eine Stimme.

»Borchert! Da sind Sie ja!«

Karl wirbelte herum.

Da stand sie wieder, die nackte Schöne mit dem Tuch überm Gesicht. Im selben Moment blitzte es, und ein gleißender Schein durchflutete die Halle, das Licht aus

acht Dutzend Glühbirnen eines bronzenen Kronleuchters, der von der Decke herabhing und das eben noch schwarzgrau dahinschlummernde Foyer in ein schillerndes Strahlen tauchte.

»Sie müssen entschuldigen«, rief ein Mann, der die Treppe hinunter auf Karl zueilte, eine hochaufgeschossene, hagere Gestalt, die mit jedem Schritt drei Stufen auf einmal zu nehmen schien. »Wie lange sind Sie denn schon hier? Wir müssen *dringend* eine Klingel anbringen lassen!«

Schon hatte der Mann die Treppe hinter sich und kam mit ausgestreckter Hand auf Karl zu. »Habich mein Name, haben Sie denn den Weg gut gefunden?« Und damit packte er Karls Hand mit einem Griff, der Karl instinktiv zusammenzucken ließ, nicht weil die langen Finger des anderen eiskalt waren, sondern weil es sich anfühlte, als würde ein Schraubstock aus Stahlknochen und Eisensehnen sich um seine Hand schließen.

»Es tut mir leid, dass ich Sie so empfange, ich war gerade oben bei meiner Frau, sie fühlt sich nicht wohl«, sagte Habich und zeigte ein Lächeln, das sein langes Gesicht aufhellte und von den Augen ausging, bei dem sich die schmalen Lippen aber nicht teilten.

Sie fühlt sich nicht wohl, hallte es in Karls Schädel, und ihn durchfuhr ein Gefühl, als ob ein rasender Kopfschmerz sich ausbreitete.

»Geht es Ihnen nicht gut? Sie ... entschuldigen Sie, aber Sie sehen ein wenig blass aus«, hörte er Habich sagen und rang mit sich, um ihm endlich antworten zu können.

Da spürte er, wie der andere seine Hand losließ und die Knorpel zwischen seinen Knochen von dem entsetzlichen Druck befreit an ihre ursprüngliche Position zurückschnappten. Doch gleichzeitig beschleunigte die Bewusstwerdung dieses Gefühls den Taumel, dem er so verzweifelt versuchte, Einhalt zu gebieten.

»Frau Janker«, hörte er Habich jetzt rufen, »unserm Gast geht es nicht gut. Er braucht einen Tee. Beeilen Sie sich!«

Karl fühlte, wie Habich ihn stützte und zu den Sesseln neben der Treppe führte.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sprach Habich unablässig weiter, »es wird gleich wieder vorbei sein. Wahrscheinlich ist das alles ein wenig zu viel auf einmal. Die Ablehnung Ihres Projektes gestern ...«

Woher weiß er von meinem Projekt?, waberte es Karl durch den Kopf.

»... die Räumung des Arbeitszimmers, Forkenbecks Angebot, die überstürzte Abfahrt – aber ich kann Ihnen versichern: Die Forschungsgemeinschaft war schon immer ein lahmer Haufen. Wissen Sie, wann die mir das

letzte Projekt bewilligt haben? '77 war das, und das auch nur, weil ich schwören musste, auf den einzigen Teil, der mich wirklich daran interessiert hätte, glattweg ganz zu verzichten. Hier, setzen Sie sich, gleich kommt Ihr Tee.«

Karl vernahm, wie Habichs Stimme wie von ferne unentwegt auf ihn zurollte.

»Evolutionäre Sprachtheorie – eine brillante Idee. Forkenbeck hat mir ein wenig erzählt, was Sie vorhatten. Wirklich ein Jammer. Und was wird stattdessen gefördert? Eine neue Gesamtausgabe von wem? Jaspers vielleicht? Oder Gadamer?« Die Laute prasselten auf ihn ein wie die Schläge eines Klöppels, der eine unsichtbare Glocke in schmerzhaftes Schwingungen versetzte.

Längst hatte Karl die Augen zu Schlitzzen verengt, von gelben Sternen durchblitzt und in Einzelbilder zerstückelt sah er Habich vor sich stehen, das graue Haar kurz, die lange, dünne Gestalt in einen schwarzen Anzug gehüllt, mit schwarzem Hemd und schwarzer Krawatte, die Hände in die Hosentaschen versenkt, die Augen aber – graublaue, schöne Augen, in denen eine kühle Härte zu glänzen schien – hatte er direkt und forschend auf Karl gerichtet, als versuchte er, von dessen Gesicht abzulesen, was in ihm vorging.

Schon wollte sich Karl mit aller ihm verbliebenen Kraft aus dem Sessel aufrichten, da wandte sich Habich plötzlich ab.



»Wo bleibt denn Ihr Tee, verdammt.« Er schritt, mit den Sohlen seiner Schuhe hart auf die Steinfliesen klackend, quer durch die Halle zu einer der Türen in der hinteren Wand.

Karl blieb zurück. Es kam ihm so vor, als würde sein Kopf von der Glocke befreit, die ihn umfassen hatte. Er holte tief Luft. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn, die Hände zitterten. Doch der Schwindel und der Kopfschmerz, die ihn eben noch beinahe zu Boden geworfen hatten, waren verflogen.

War es wirklich wegen der unerwarteten Ablehnung gewesen? Wegen der überstürzten Reise? War es, weil er sich durch Habichs Erscheinung eingeschüchtert gefühlt hatte? Durch Habichs Vergangenheit, durch seine Arbeiten, nicht zuletzt durch sein Haus? War es, weil er krampfhaft versucht hatte, das Schwindelgefühl zu unterdrücken, so dass es sich nur noch verstärkt hatte? Weil er in dem Hotel schlecht geschlafen und außer einem Espresso am Morgen nichts zu sich genommen hatte? Was auch immer es gewesen war, das seinen Schwächeanfall ausgelöst hatte, nachdem Karl sich davon erholt hatte, waren die Beschwerden nicht mehr zurückgekehrt.

»Nein, hat es nicht. Einen Fortschritt hat es nie gegeben«, sagte er und warf Habich einen Blick zu. Das Gespräch, in das ihn sein Gastgeber verwickelt hatte, drehte sich längst um Philosophie.

Sie hatten an einem großen Tisch in einem Saal Platz genommen, der unmittelbar an die Eingangshalle grenzte und als Esszimmer genutzt wurde. Die Tafel war mit Meißner Porzellan, weißen Servietten und silbernen

Leuchtern aufwendig gedeckt. Eine magere, schweigsame Frau, die Habich als Frau Janker, seine Haushälterin, vorgestellt hatte, hatte als Vorspeise eine Platte mit kaltem Tafelspitz in Schnittlauchvinaigrette serviert. Karl hatte sich reichlich davon aufgetan und bereits bei den ersten Bissen befriedigt festgestellt, dass das Fleisch vorzüglich gewürzt war und auf der Zunge zerging.

»Lassen wir einmal die Frage beiseite, wie weit *andere* Wissenschaften von ihr beeinflusst worden sind«, fuhr Karl fort, »und betrachten wir nur das, was innerhalb der Philosophie selbst stattgefunden hat. Also nicht das, wozu Wissenschaftler, die sich *anderer* Methoden bedienen, durch die Philosophen inspiriert worden sind, sondern das, was die Philosophen *selbst* geleistet haben. Dann würde ich ganz klar sagen: Einen Fortschritt hat es nie gegeben. Alles was Platon von Habermas unterscheidet, ist, dass sie sich unterschiedlicher Sprachen bedienen. Was sie in ihrer jeweiligen Terminologie aber sagen, spielt letztlich keine Rolle. Es ist höchstens für diejenigen relevant, die selber philosophieren wollen. Für alle anderen hat es keinerlei Bewandnis – egal, wie sehr die Philosophen beteuern, ihre Überlegungen seien richtungsweisend für alle.«

Er lächelte. Sicher, das war eine gewagte These. Aber Karl war bereit, sie zu verteidigen. Es war sozusagen das,

was er schon immer befürchtet, nie jedoch wirklich geglaubt hatte. Aber vielleicht *war* es ja so. Vielleicht ergab sein Kampf *dagegen*, seine Hoffnung auf einen Sinn in der Philosophie ja keinen Sinn. Was würde ihm ein Mann wie Habich darauf antworten?

»Kommen wir noch mal auf das zurück, was ich vorher absichtlich beiseitegelassen habe«, fuhr Karl fort, da Habich noch mit seinem Essen beschäftigt war und nichts erwidert hatte. »Wie sehr die Philosophen andere Wissenschaftler beeinflusst haben. Haben sie? Oder *scheint* es uns nur so? Könnte es nicht sein, dass in Wahrheit genau das Gegenteil der Fall ist? Dass jedes Mal, wenn ein Kopf sozusagen beginnt, sich philosophisch zu besinnen, dass er dann *abgetrieben* wird von jeder Idee, die irgendwie verwendbar sein könnte? Dass alle Ergebnisse, die bis heute gesammelt worden sind, alle Techniken, alle Gesetzmäßigkeiten, ja auch die ethischen Grundüberzeugungen, erst dann gefunden wurden, wenn man sich *abwandte* von der philosophischen Betrachtungsweise, *abwandte* von dem Versuch, die allgemeinstmögliche Beschreibung zu finden, und hinwandte zu der Frage, mit welchem konkreten Mittel man ein konkretes Ziel erreichen kann?«

Habich zog die Fleischplatte, die vor ihm stand, zu sich heran und tat sich noch eine Scheibe auf den Teller.

»Und Marx?«, sagte er leichthin. »Vielleicht ein etwas grober Hinweis. Aber warum nicht?« Er schob die Platte zurück und sah Karl an. »Sie fragen, ob nicht jede philosophische Besinnung zwangsläufig dazu verurteilt ist, sozusagen an der Welt vorbeizugehen, keinerlei Einfluss auf sie zu haben. Ich sage: Was ist mit Marx? Zu seinen Überzeugungen ist er durch eine philosophische Besinnung gelangt. Und seine Überzeugungen haben sich recht konkret in der Welt ausgewirkt, meinen Sie nicht?«

Karl nickte. »Keine Frage. Und wie viel uns das gebracht hat, haben wir ja gesehen. Ist Marx nicht das beste Beispiel dafür, dass es schiefgeht, sobald man beginnt zu philosophieren?« Er lächelte.

Habich hatte sich wieder dem Fleisch auf seinem Teller zugewandt.

»Tatsächlich bringt er uns nur zu dem zurück, was ich vorher gesagt habe«, fuhr Karl fort. »Welchen Einfluss die Philosophen *in der Vergangenheit* auf die Welt gehabt haben mögen, lässt sich heute nur noch schwer einschätzen. Also denke ich, dass wir getrost das, was früher einmal war, heute vernachlässigen können. Es ist lange her. Was kümmert es uns? Sehen wir uns lieber an, was heute ist. Nehmen wir zum Beispiel die Ethikkommissionen, die seit einigen Jahren eingerichtet werden. Etwa die, die entscheiden soll, wie weit die

Genforschung gehen darf. Wer gehört so einer Kommission an? Ein Mediziner? Ein Biologe? Ein Theologe? Alles wunderbar. Dann aber sitzt auch ein Philosoph in der Runde. Und jetzt frage ich Sie: Was soll uns dieser Philosoph sagen? Woher nimmt er die Urteile, die er in den Diskurs einspeist? Hat er Experimente gemacht, deren Ergebnisse wir kennen müssen, um zu einem ausgewogenen und angemessenen Urteil zu kommen? Nein! Beherrscht er die Methoden, die zur Diskussion stehen? Nein! Das Einzige, was er machen kann, ist, den gesunden Menschenverstand zu Wort kommen zu lassen. Aber in dem Moment, in dem er seinen ganzen Begriffsapparat in Gang setzt, um diesen gesunden Menschenverstand anzuwenden, verzerrt er ihn auch schon. Verstehen Sie? Deshalb – so sehe ich das zumindest – ist sein Beitrag auch nichts weniger als gefährlich. Zugespitzt formuliert: Kaum macht er den Mund auf, dirigiert er uns in die falsche Richtung. Marx hat das nur am deutlichsten gezeigt.«

Karl griff nach dem Wasserglas, das neben den langstieligen Weingläsern vor ihm stand, und nahm einen tiefen Schluck daraus.

Habich hatte die Gabel sinken lassen und ihm aufmerksam zugehört. In seinen Augen blinkte etwas, das Karl für Freude darüber hielt, aus seinem Gast eine so radikale Meinung herausgeholt zu haben. »Sie lassen

ja wahrlich kein gutes Haar an Ihrer Disziplin«, sagte er.

»Sehen Sie das etwa anders?«, entgegnete Karl. »Was erwarten Sie sich denn von der Philosophie, wenn ich einmal direkt fragen darf.«

Habich lachte. »Jedenfalls habe ich im Gegensatz zu Ihnen die Hoffnung noch nicht aufgegeben. Sonst hätte ich doch längst begonnen, etwas anderes zu machen.« Er hielt einen Moment inne, um ebenfalls einen Schluck zu trinken, entschied sich jedoch anders als Karl für das Wein- und nicht das Wasserglas. »Natürlich kann ich verstehen, was Sie meinen«, fuhr er schließlich fort, nachdem er das Glas wieder hingestellt hatte. »Wenn man nicht über das, was andere geschrieben haben, schreiben will, sondern über etwas, was nichts mit den Schriften anderer Philosophen zu tun hat, dann stellt sich die Frage, auf was man sich als Philosoph berufen kann, um das Phänomen zu analysieren, das einen umtreibt. Da gebe ich Ihnen völlig recht. Nur Ihrem Ergebnis stimme ich nicht zu. Ich denke nicht, dass der Philosoph notgedrungen den gesunden Menschenverstand *verzerren* muss. Im Gegenteil. Ich denke, dass es durchaus Möglichkeiten für ihn gibt, gerade ihn, also den gesunden Menschenverstand, zu analysieren.«

Karl lächelte. »Und womit? Selbst wieder mit dem gesunden Menschenverstand?«

»Durch Gedankenexperimente«, erwiderte Habich

und sah ihn aufmerksam an. »Schon mal gehört?«

Gedankenexperimente. Habichs Buch von '84 hatte so geheißen: »Über Gedankenexperimente«. Jetzt bereute Karl, es nicht durchgearbeitet zu haben. »Grot, Gehirne im Tank, Zombies, Zwillingserde«, zählte er einige der bekannteren Gedankenexperimente auf, um anzudeuten, dass ihm der Begriff schon etwas sagte.

»Ja, genau«, unterbrach Habich ihn, lächelte wie entschuldigend, fuhr aber zugleich fort: »Nehmen wir zum Beispiel Galileis Gedankenexperiment, mit dem er Aristoteles' Auffassung widerlegt hat, dass schwere Körper schneller zu Boden fallen als leichte.«

Karl überlegte. »Galilei schlug vor, dass wir uns eine Feder und eine Kanonenkugel vorstellen sollten, die fest miteinander verbunden sind.«

Habich nickte. »Kriegen Sie es noch zusammen?«

»So schwer ist es ja nicht«, entgegnete Karl und legte seine Gabel auf den Teller, um sich besser konzentrieren zu können. »Wir sollten uns vorstellen, dass wir diese beiden fest miteinander verbundenen Gegenstände aus dem Fenster fallen lassen. Wenn die Feder jetzt *langsamer* fallen würde als die Kugel, müsste sie den Sturz der Kugel *abbremsen*. Gleichzeitig sind Kugel und Feder aber *schwerer* als die Kugel allein – und müssten somit zusammen auch *schneller* fallen. Das aber ist ein Widerspruch. Kugel und Feder können nicht zugleich



schneller und langsamer fallen als die Kugel allein.«

Habich strahlte. »Herrlich, finden Sie nicht? Ein wunderbares Gedankenexperiment – durchführbar allein mit dem gesunden Menschenverstand. Denken Sie nicht, dass es etwas bringt?«

Karl lehnte sich zurück. »Ja, es ist recht eindrucksvoll. Aber letztlich erreicht es nichts anderes, als die Meinung eines anderen Philosophen, nämlich Aristoteles, zu widerlegen. Und das habe ich nie bestritten. Im Widerlegen anderer Philosophen waren die Philosophen schon immer die Größten.«

Habich musterte Karl. »Okay, Sie haben recht. Nur«, er beugte sich vor, »Sie vergessen dabei etwas.«

»Und was?«

»Dass man es messen kann.«

»Dass man messen kann, dass Kugel und Feder gleich schnell fallen?«

»Ja.«

»Na und? Man kann es messen. Kugel und Feder fallen gleich schnell – im luftleeren Raum wohlgemerkt. Schön und gut. Aber was hat das damit zu tun, dass das Gedankenexperiment nichts anderes macht, als eine falsche Philosophenmeinung zu widerlegen?«

»Nun«, entgegnete Habich, »es ist nicht nur eine Philosophenmeinung – in gewisser Weise ist es doch der gesunde Menschenverstand, der sich hier selbst

widerlegt. Bevor er eines Besseren belehrt wird, geht *jeder* davon aus, dass eine Kugel auch im luftleeren Raum schneller zu Boden fällt als eine Feder. Natürlich tut sie das, denkt man, aber das stimmt eben nicht. Und das Gedankenexperiment zeigt das. Die Messung bestätigt nur, was die Überlegung allein schon beweist.«

Karl widmete sich seinem Essen.

»Einem Kopf wie Galilei gelingt es also«, fuhr Habich fort, »allein durch das Spiel seiner Gedanken etwas so Zähes, alle unsere Vorstellungen Dominierendes wie die herrschende Meinung zu durchschauen, um dahinter auf was? Auf die Wahrheit zu stoßen. Faszinierend, oder? Und dass es die Wahrheit ist, was er dahinter aufzeigt, lässt sich eben durch eine Messung belegen. Ich finde das großartig. Das Großartigste daran aber ist für mich, dass die Speerspitze dieser Übung eben durch die Philosophie bereitgestellt wird. Einzig und allein, indem sie mit dem gesunden Menschenverstand arbeitet. Mehr braucht Galilei für sein Gedankenexperiment ja nicht. Der gesunde Menschenverstand schwingt sich dank der Philosophie sozusagen zur Wahrheit auf. Oder, wenn Ihnen das lieber ist: Er befreit sich selbst aus dem Irrtum. Kommen Sie, Borchert, das ist doch faszinierend!«

Er lud sich eine weitere Portion von dem Fleisch auf den Teller und schob die Platte zurück, mit der Hand eine einladende Geste machend, ob nicht auch Karl sich noch

einmal bedienen wollte.

Aber der war mit seinen Gedanken ganz woanders. So einfach wollte er sich nicht geschlagen geben. »Nehmen wir ein anderes Gedankenexperiment«, konterte er. »Die Zwillingserde. Sie kennen es?«

»Welche Fassung genau meinen Sie?« Habich wischte sich den Mund an seiner Serviette ab.

»Die erste. Von Putnam. Wann hat er die vorgestellt? '75? '73?«

»Okay.« Habich nickte, legte die Serviette zurück auf seinen Schoß und griff erneut nach seiner Gabel.

Karl konzentrierte sich. »Also, wie war das genau? Die Idee war, sich eine Zwillingserde vorzustellen, die sich weit weg von unserer Erde am anderen Ende des Universums befinden würde. Diese Zwillingserde ist bis in die Atome und subatomaren Strukturen hinein *genau* so aufgebaut wie unsere Erde. Jedes Atom *dort* hat seine Entsprechung *hier*. Es gibt nur einen Unterschied. Richtig?«

»Während Wasser hier die Molekularstruktur  $H_2O$  hat, hat es dort die Molekularstruktur XYZ.«

»XYZ. Genau. Jetzt der springende Punkt: Niemand auf unserer Erde weiß von der Zwillingserde. Es ist alles so, wie wir es kennen. Wenn sich nun jemand hier auf unserer Erde in einem Satz auf Wasser bezieht, wenn er zum Beispiel sagt ›Wasser ist nass‹, dann meint er mit

dem Wort ›Wasser‹ die Struktur  $H_2O$ . Ganz klar. Wenn sein Zwilling auf der Zwillingserde ›Wasser‹ sagt, meint er aber die Struktur XYZ. Ebenfalls klar. Obwohl der Mensch auf der Erde und sein Zwilling auf der Zwillingserde also haargenau *dieselben mentalen Zustände* haben, meinen sie bei der Äußerung ›Wasser ist nass‹ doch jeweils *unterschiedliche* Dinge. Der eine  $H_2O$  – der andere XYZ. Das aber liegt an der unterschiedlichen Molekularstruktur und nicht an den mentalen Zuständen der beiden Sprecher, da diese ja, wie eingangs festgelegt, genau gleich sind. Damit aber bewaise das Gedankenexperiment, so Putnam, dass die mentalen Zustände allein nicht festlegen können, was wir meinen.«

Habich grinste. »Ja. Finde ich prima. Das Argument ist vielleicht nicht das allerbeste, aber mir hat es immer Spaß gemacht. Sie müssen bedenken, es stammt aus den siebziger Jahren. Putnam war schon immer für einen Einfall gut.«

»Worum es mir geht, ist nicht die Frage, ob das Argument überzeugt oder nicht«, unterbrach Karl ihn. »Sondern dass Putnam *selbst* seine Position, die er mit diesem Gedankenexperiment untermauern wollte, zehn Jahre später wieder aufgegeben hat!«

Habich sah Karl abwartend an.

»Er glaubte später selbst nicht mehr, dass etwas

anderes als unsere mentalen Zustände festlegen, was wir meinen«, argumentierte Karl. »Das aber zeigt, wie ich finde, etwas ganz Entscheidendes über Gedankenexperimente.«

»Und was?«

»Dass sie zu nichts zu gebrauchen sind.« Karl lachte. »Was soll das denn schon bedeuten?«, fuhr er fort, bevor Habich antworten konnte. »Eine Zwillingserde, haargenau wie unsere Erde, aber mit XYZ statt H<sub>2</sub>O? Es *scheint* uns, als verstünden wir, was damit gemeint ist, in Wahrheit aber vernebelt so eine Vorstellung doch nur unseren Geist. Es scheint simpel, plastisch, vorstellbar – in Wahrheit aber ist die ganze Argumentation nichts als eine Falle für unsere Gedanken. Ist es überhaupt physikalisch möglich? Eine Welt haargenau wie unsere nur mit XYZ statt H<sub>2</sub>O? Ist es nicht vielmehr Unsinn, sich so eine Zwillingserde, wie Putnam sie für sein Argument braucht, vorzustellen? Und vor allem: Zeigt sich nicht daran, dass Putnam selbst die Überzeugung, zu der er mit dem Argument gelangt war, später wieder verworfen hat, am allerbesten, dass das Experiment einen regelrecht in die Irre führt?«

Er holte Luft. Habich hatte sich wieder über seinen Teller hergemacht und aß eine Weile schweigend seinen Tafelspitz.

»Wie denken Sie sich das denn, dass ein

Gedankenexperiment funktioniert?«, hob Karl noch einmal an. »Wenn jemand sagt: Nein, *nein!* Der Mensch auf der Erde und sein Zwilling auf der Zwillingserde, die meinen das Gleiche – egal ob's nun H<sub>2</sub>O ist oder XYZ! Was dann? Er teilt unsere Intuition, auf der Putnam auch sein Argument aufbaut, die Intuition, dass der Mensch auf der Erde und sein Zwilling auf der Zwillingserde unterschiedliche Dinge meinen, einfach nicht. Und jetzt? Hat derjenige, der das sagt, eine *falsche* Intuition? Kann es so etwas wie falsche Intuitionen überhaupt geben?«

Habich aß einfach weiter.

»Wie wollen Sie so etwas Flüchtiges wie Intuitionen zur Grundlage von dem machen, was doch das Grundlegendste von allem sein soll – von unserer Philosophie«, polterte Karl weiter, jetzt richtig in Fahrt. »Und auch wenn ich keine anderen Intuitionen als Sie haben sollte – wogegen allerdings allein schon die Auseinandersetzung spricht, die wir gerade führen –, woran sollten wir denn ablesen können, dass wir uns nicht *beide* irren? Sollten wir in uns hineinhorchen und hoffen, dass intern eine rote Lampe angeht, die uns das signalisiert, wenn es der Fall ist? Wachen Sie auf, Habich«, schloss Karl, seinen Triumph kaum noch zurückhaltend, »das Philosophieren mit Intuitionen ist schon lange erledigt. Es war noch nie gut – aber der Versuch, es mit Gedankenexperimenten

wiederzubeleben, verabsolutiert nur all das Schlechte, das darin schon immer gesteckt hat.«

Habich wischte sich erneut den Mund ab, legte die Serviette neben seinen Teller und schob ihn zurück. »Meinen Sie das wirklich ernst?«, fragte er und sah Karl unverwandt an.

Karl starrte zurück.

»Sie tun mir fast leid, Junge«, kam es von Habich. »Sie trauen Ihren eigenen Intuitionen nicht?«

Karl lehnte sich zurück und verschränkte die Arme.

»Tag für Tag durchleben Sie unzählige Situationen, in denen Sie noch nie waren – und doch gelingt es Ihnen, wohlbehalten durchzukommen.« Habich griff nach seinem Weinglas. »Ich will das nicht endlos ausführen, die Argumente müssten Ihnen geläufig sein. Unsere Intuitionen sind es doch, die uns jeden Tag an endlosen Gefahren vorbeilotsen. Sie geben uns die Fähigkeit, mehr zu tun, als nur Regeln auf bekannte Situationen anzuwenden. Natürlich ist Ihr Wettern gegen die Intuitionen in gewisser Weise berechtigt. Aber Sie dürfen es nicht übertreiben. Sonst werfen Sie am Ende noch das Wertvollste weg, das Sie haben. Und das ist gefährlich, glauben Sie mir! Wenn Sie nicht aufpassen, wachen Sie eines Nachts auf und haben sich in Ihrem eigenen Denken verirrt!« Er beugte sich vor und starrte Karl an. »Was ist es denn, was Sie vertreten? Die Philosophie

vom Tod der Philosophie? Sind Sie wirklich stark genug, um diese Position einzunehmen? Es ist eine Philosophie, Borchert, was Sie da vertreten. So werden Sie das, was Sie vertreiben wollen, aber nicht los! Vielleicht scheint es Ihnen so, als ob Sie sich davon befreit hätten. Aber das ist ein doppelter Fehler. Einmal, weil Sie sich täuschen – und zum anderen, weil Sie sozusagen die Planken, die Ihnen im Ozean noch hätten Halt bieten können, damit von sich stoßen und es noch nicht einmal merken.«

Karl ließ ihn nicht aus den Augen. Und irgendetwas in seinem Inneren sagte ihm, dass Habich mit seiner Position tiefer geschürft hatte als er selbst.

Habich aber setzte sein Glas an und schüttete den Weißwein hinunter – um sogleich nach der Flasche zu greifen und sich nachzuschenken. »Soll ich Frau Janker klingeln, dass sie den Hauptgang bringt?« Lächelnd sah er Karl an.



*Aus: »Abschlussbericht der Urquardt-Kommission«,  
Anlage H: Aussage Lara Kronstedt, S. 604–606*

*»Vorsitzender:* Hat Herr Borchert Ihnen gegenüber erwähnt, worauf er den Schwindelanfall bei seiner Ankunft zurückgeführt hat?

*Kronstedt:* Er hatte schlecht geschlafen, zu wenig gegessen.

*Vorsitzender:* Das war alles?

*Kronstedt:* Nachdem er mit den Experimenten begonnen hatte, meinte er, den Schwindel und den Kopfschmerz vom ersten Tag erst wirklich erklären zu können. Ich habe das jedoch für Unsinn gehalten.

*Vorsitzender:* Was war denn die Erklärung von Herrn Borchert?

*Kronstedt:* Er meinte, es sei eine Art Abwehrreaktion gewesen.

*Vorsitzender:* Abwehr wogegen?

*Kronstedt:* Wie gesagt, ich habe es für Unsinn gehalten –

*Vorsitzender:* Frau Kronstedt, ich habe nicht danach gefragt, was Sie davon gehalten haben, ich habe Sie

gebeten, uns zu erläutern, wogegen Herr Borchert meinte, sich wehren zu müssen.

*Kronstedt:* Nicht er, Herr Vorsitzender, nicht *er. Es.*«

Das Zimmer war wirklich schön. In seiner Mitte stand ein Himmelbett, das mit einem schweren, orientalischen Tuch zugedeckt war, gleich daneben ein altes Porzellanwaschbecken mit geschwungenen Wasserhähnen – ein Überbleibsel aus dem 19. Jahrhundert, als es der Inbegriff modernen Luxus gewesen sein musste. Die Wände waren blassblau getüncht, eine Farbe, vor der sich die hellbraunen Biedermeiermöbel – ein Schreibtisch, eine Kommode, ein Schrank – wohltuend abhoben. Stiche aus der Glanzzeit Preußens vervollständigten die Einrichtung: Der Alte Fritz im Gespräch mit seinen Soldaten im Schlesischen Krieg, eine historische Ansicht von Sanssouci als Baustelle, ein Porträt Winkelmanns.

Karl trat ans Fenster und sah in den nächtlichen Park, der sich friedlich vor dem Schlösschen ausbreitete. Eine Weile hatte er noch das Essen und Gespräch mit Habich fortgesetzt, dann war er, nach einem Blick auf die Uhr, aufgestanden und hatte verkündet, dass er sich dringend noch eine Pension suchen müsste.

»Nicht doch«, hatte Habich ihn zurückgehalten. Er und seine Frau würden sich freuen, wenn Karl für die Dauer seiner Beschäftigung bei ihnen wohnen würde. Sie hätten bereits ein Gästezimmer im zweiten Stock für ihn herrichten lassen. Froh darüber, in dem herrlichen Haus wohnen zu können, hatte Karl eingewilligt und sich von Habich über die Freitreppe, einen Flur und eine weitere, hintere Treppe zu dem Zimmer führen lassen.

Am Ende des Parks war der dunkel schimmernde See zu erkennen. Karl öffnete das Fenster, um ein wenig von der frischen Nachtluft hereinkommen zu lassen. Dann setzte er sich auf das Bett, zog seinen Pullover aus und begann, sich die Schuhe aufzubinden. Müsste er sich nicht bei Tamara melden? Er hatte ihr auf der Hinfahrt zwar per SMS mitgeteilt, dass er ein paar Tage verreist sein würde. Aber war er nicht dazu verpflichtet, das ein bisschen genauer auszuführen? So hatten sie es zumindest in den vergangenen Jahren immer gehalten: Wenn einer auf Reisen war, rief er mindestens einmal täglich an, um mitzuteilen, dass er wohlauf war und den anderen bereits vermissen würde.

Aber tat er das? Karl zog Schuhe und Strümpfe aus und ließ sich auf das weiche Bett sinken. Vermisste er sie? Es gab ihm regelrecht einen Stich, als er sich eingestehen musste, ganz froh zu sein, etwas Abstand

gewonnen zu haben.

Eine Zeitlang starrte er an die Decke, dann gab er sich einen Ruck, richtete sich wieder auf und trat zu seinem Jackett, das er über den Stuhl am Schreibtisch gehängt hatte. In der Seitentasche des Jacketts steckte sein Handy. Er zog es hervor. Keine hinterlassenen Nachrichten.

Karl steckte das Handy wieder weg. Was sollte er denn sagen, wenn er Tamara jetzt anrief? Diese Dinge ließen sich schlecht am Telefon besprechen. Dass er, indem er sich nicht meldete, nur eine umso deutlichere Nachricht hinterließ, nun, das war eben nicht zu ändern.

Besonders wohl fühlte sich Karl bei dem Gedanken allerdings nicht. Vor zwei Tagen noch hatte das unausgesprochene, aber doch deutlich gefühlte Vorhaben zwischen ihnen gestanden, in nächster Zeit nicht nur zu heiraten, sondern auch eine Familie zu gründen. Und jetzt? Jetzt schien eine Trennung unvermeidlich. Und wieso? Weil ihm die Fördergelder verweigert worden waren. Aber was hatte das mit Tamara zu tun?

Karl bückte sich zu seiner Reisetasche, die er noch aus dem Wagen geholt hatte, und kramte den Schlafanzug daraus hervor. Gleichzeitig spürte er, dass er Habichs Wein ziemlich rücksichtslos in sich hineingeschüttet haben musste, denn kaum hatte er den Kopf geneigt,

gelang es ihm nur noch mit Mühe, sich wieder aufzurichten. Er sollte unbedingt noch ein oder zwei Gläser Wasser trinken, bevor er einschlief, sonst würde er morgen früh vollkommen verkatert sein.

Sein Blick wanderte zu dem Porzellanwaschbecken an der Wand. War das Leitungswasser hier trinkbar? Karl warf den Schlafanzug aufs Bett und ging zu dem Waschbecken. Der Wasserhahn war als Schwanenhals mit einem zierlichen Kopf modelliert. Karl drehte an dem Regler, auf dessen weiße Porzellankappe ein verschnörkeltes K gemalt war. Es gluckerte in der Leitung – Wasser kam jedoch keins. Schon wollte er den Hahn wieder zudrehen, da schoss doch noch ein Schwall eiskalter Flüssigkeit aus dem Schwanenmaul – versiegte gleich darauf jedoch wieder. Karl wartete einen Moment. Aber mehr als ein Fauchen gab der Hahn nicht mehr preis. Nachsichtig drehte er den Regler wieder zu. Die Leitungen mussten noch aus der Kaiserzeit stammen. Besser, er ging schnell in die Küche und besorgte sich eine Flasche Mineralwasser.

Ohne sich erst langwierig die Schuhe wieder anzuziehen, öffnete Karl die Tür seines Gästezimmers und streckte den Kopf auf den davorliegenden Flur, der die Zimmer des zweiten Stockwerks miteinander verband. Er schauderte. Es war eiskalt. Offensichtlich wurde in den

Zimmern, nicht aber hier draußen geheizt. Rechter Hand endete der Gang an einem breiten Fenster, durch das hindurch man vor das Haus blickte, linker Hand mündete er in dem hinteren Treppenhaus, über das Habich ihn zu seinem Zimmer gebracht hatte. Wo war das Schlafzimmer der Eheleute, wo die Küche? Karl wusste es nicht. Aber er vermutete, dass er nach unten musste, wenn er den Mineralwasservorrat finden wollte.

Eilig huschte er zu dem hinteren Treppenhaus und über die Steinstufen nach unten. Im ersten Stock hatte er die Wahl. Entweder in diesem Treppenhaus weiter nach unten – oder durch den Flur zur vorderen Seite des Hauptflügels, wo die große Freitreppe hinunter in die Eingangshalle führte. Karl entschied sich dafür, im hinteren Treppenhaus zu bleiben. Er hatte wenig Lust, am Schlafzimmer Habichs vorbeizuschleichen, von dem er vermutete, dass es an dem Flur lag.

Im Erdgeschoss mündete die Treppe in einen Korridor, von dem mehrere verschlossene Türen abgingen. Karl zog die erstbeste auf und blieb staunend auf der Schwelle stehen. Ein weitläufiger Saal, dessen prächtige Fensterwand auf den Park hinausging, hatte sich dahinter eröffnet. Die anderen drei Wände des Raumes waren fast vollständig mit einem maßgezimmerten und vollgestopften Bücherregal ausgekleidet, dessen oberstes

Brett ringsum von einer Reihe bronzener Büsten geschmückt wurde. In der Mitte der Bibliothek stand ein massiver Tisch, über und über mit aufgeschlagenen Folianten bedeckt. Dahinter, den Fenstern gegenüber, erblickte Karl einen Kamin, in den ganze Baumstämme hineingepasst hätten, der jetzt jedoch erkaltet und verrußt dalag.

Neugierig betrat er den Saal und ging an den Regalreihen entlang. In dem aschgrauen Schimmer, der durch die Fenster hereinfiel, konnte er die Titel der zum Teil antiquarischen, zum Teil neuen Bücher nur mühsam entziffern. Die ersten Buchrücken, die er sah, gehörten den altbewährten Klassikern.

Aristoteles. Seneca. Boethius. Ockham ...

Auf der anderen Seite des Kamins stieß er auf Hunderte von zerlesenen englischen und amerikanischen Krimis. Ein Regal weiter befand sich eine kuriose Sammlung von Comics: alte Spiderman-Hefte, jede Menge Milo Manara und Moebius, sämtliche Premium-Ausgaben der Batman-Comics von »Killing Joke« bis zu »The Man Who Laughs«. Was hatte ein Mann wie Habich mit Batman zu tun? Neugierig wollte Karl schon eines der Exemplare aus dem Regal ziehen, als er es plötzlich wieder hörte. Das leise, feine Zirpen und Säuseln, das ihm bereits in der Eingangshalle aufgefallen war.

Blitzschnell richtete sich seine Aufmerksamkeit auf das Geräusch.

Hier in der Bibliothek schien es noch leiser zu sein, als es ihm in der Eingangshalle vorgekommen war. Ein hoher, langgezogener Laut, kein Kratzen oder Pfeifen, vielmehr ein Surren. Eher lebendig als tot, schoss es Karl durch den Kopf.

Er trat an die Glastür, die von der Bibliothek in den Park hinausführte. Während er in der Eingangshalle das Gefühl gehabt hatte, der Ton würde aus der Tiefe des Gebäudes heraufsickern, kam es ihm diesmal so vor, als dränge er von draußen zu ihm herein.

Vorsichtig drehte Karl den Messingknäuf, der an der Tür angebracht war. Mit leisem Knacken schoben sich die Riegel zurück, dann wehte die kalte Herbstluft zu ihm herein. Er zog die Tür auf und trat auf die Terrasse, die vor der Bibliothek angelegt war.

Wie Dornen drang die Kälte der Steinplatten in seine nackten Fußsohlen. Das feine Säuseln aber, der Laut, den er gehört hatte, schien eine Nuance lauter geworden zu sein. Und mit einem Mal wusste Karl, was es war. Es war ein Rufen, ein Flehen, ein Jammern.

Entschlossen stapfte Karl weiter, von der Terrasse herunter in den Park. Feucht schmiegen sich die Gräser



an seine Fußsohlen, dumpf rauschten die Bäume am Seeufer, schwarz dehnte sich der Nachthimmel über ihm. Aber je weiter er sich in den Park hinauswagte, desto deutlicher schien ihm das Rufen zu werden – bis er schließlich glaubte, seine Quelle geortet zu haben: Ein Grashügel, der sich zwischen Haus und See aus dem sanft abfallenden Gelände erhob. Ein ungewöhnlicher Erdbuckel, der Karl für einen Moment an eine überdimensionale Schildkröte denken ließ, die sich unter die Oberfläche des Parks geschoben haben könnte.

Das dünne Hemd eng um den Oberkörper gezogen, ging er um den Buckel herum. Auf seiner tieferen, dem See zugewandten Seite befand sich eine in grobe Feldsteine gefasste Tür. Anscheinend der Eingang zu einer Grotte, aus der – wie Karl jetzt deutlich hören konnte – das Rufen kam. Nicht wirklich laut, aber doch lauter als jemals zuvor, mit einer Eindringlichkeit, einer Kläglich- und Trostlosigkeit, die ihm den Hals zuzuschnüren begann. Schon suchte er die massive Holztür nach einer Klinke ab, schon trat er, als er keine fand, gepeinigt von dem nicht enden wollenden Lied, gegen das Holz, sah, wie es splitterte und die Pforte in den Erdhügel zurückschwang. Im selben Augenblick war das Geräusch verstummt.

Karls Blick fiel durch die Tür hindurch auf eine Truhe, die auf einem Mauervorsprung an der hinteren

Wand der Höhlung stand. Es war kein schweres, eckiges Möbelstück, vielmehr ein aus Zweigen geflochtener Korb, dessen Oberseite durch einen Deckel verschlossen war.

Vorsichtig trat er in die Grotte und sog die Luft ein. Es roch erdig, modrig fast, aber sauber. Ein Geruch, der keinerlei Aufschluss über das Wesen gab, von dem Karl überzeugt war, dass es in dem Körbchen dort vor ihm liegen musste. Für einen Moment kam er sich wie ein Eindringling vor. Aber hatte das Wesen nicht verzweifelt und klagend nach ihm gerufen? Hatte es ihn nicht mit großer Hartnäckigkeit genau hierher, zu sich gelockt? Warum säuselte es jetzt nicht weiter – hatte es plötzlich vor ihm Angst bekommen, weil er, ohne zu fragen, ohne zu zögern, die Tür zu der Grotte aufgetreten hatte?

Karl wusste, dass er nur noch die Hand ausstrecken und den geflochtenen Deckel anheben musste, um die quälende Warterei abzukürzen – aber er zögerte. Denn was für ein Wesen sollte sich in diesem Körbchen befinden? Was war so klein, dass es nicht die Kraft hatte, den locker auf dem Korb aufliegenden Deckel selbst aufzustößen? Und warum ließ Habich zu, dass auf seinem Grundstück ein Wesen so leiden musste, dass es einen durch sein Klagelied mit tiefster Melancholie erfüllte?

Im selben Moment wurde ihm klar, dass er auch

jetzt – obwohl das Klagen verstummt war – das Wesen noch hören konnte. Es war zwar kein Rufen mehr, das er vernahm, aber ein Schniefen, das nichts anderes sein konnte als das Atmen des Geschöpfes dort unter dem Deckel.

Angerührt und irritiert zugleich von der Intimität, die Karl plötzlich zwischen sich und der Kreatur zu spüren vermeinte, wagte er es nicht, es ihr gleichzutun. Reglos und ohne Luft zu holen, stand er vor dem Korb, mucksmäuschenstill, aufs Hören konzentriert.

*Pffffff --- ssssss --- pffffff --- sssss --- pff -*

Das Atmen brach ab.

Stille.

Hatte es bemerkt, dass er die Luft anhielt? Hatte das Wesen jetzt ebenfalls begonnen, die Luft anzuhalten?

Karl beugte sich vor, näher heran an den Korb. Jetzt war kein Laut mehr daraus zu hören. Nur noch das entfernte Rauschen der Bäume erfüllte die kleine Höhle.

Wie lange konnte es noch ohne Luft ausharren?

Lautlos ließ er die alte Luft durch seine Lippen entweichen und atmete den modrigen Geruch der Höhle ein. Noch immer hatte das Schniefen nicht wieder eingesetzt. Sollte das Wesen sich selbst ersticken wollen, aus schierer Angst vor dem Unbekannten?

Was hielt ihn denn noch?, schrie er sich innerlich an

und riss – bevor er sich klarwerden konnte, dass ihm vor dem Unbekannten, das darunter liegen musste, graute – den Deckel des Korbes zur Seite und starrte auf ein Lebewesen, das all das in sich zu vereinen schien, was er befürchtet hatte.

Gebettet auf ein weißes Tuch, spärlich behaart und klein, blickte ihm das Wesen mit angstverzerrten Augen entgegen. Sein verrunzeltes Gesichtchen wirkte unendlich zerbrechlich, seine Glieder zu schwach, um den zarten Körper jemals zu tragen. Ein Wesen, halb Mensch, halb Tier, und ein Anblick, der Karl traf, als ob er sich die Netzhaut verbrühen würde.

Da öffneten sich die winzigen, rosafarbenen Lippen des Menschentierchens, während sich seine Äuglein wie in verzweifelter Ergebenheit langsam schlossen, und ließen die angestaute Luft vorsichtig raus. Aber nicht, um im Anschluss daran neue Luft einzuatmen, sondern immer weiter und weiter nur ausatmend und dabei immer dünner werdend, grauer und schlaffer. Es war Karl, als könnte er regelrecht sehen, wie das Tiermenschlein mit der Atemluft sein Leben verströmte. Ein Prozess, dem er unmöglich tatenlos zusehen durfte, doch was, um Himmels willen, sollte er tun? Eine Verantwortung, eine Schuld, die binnen Sekunden unerträglich wurde, so dass Karl sich nicht länger zurückhalten konnte und es aus ihm herausbrach, förmlich herausschlug – ein Röcheln,

das rasch anschwell zu einem heiseren Brüllen.

Bis er schreiend aus dem Alptraum erwachte –  
angezogen auf dem Bett im Gästezimmer, in dem  
Eishauch zitternd, der durch das offene Fenster  
hereinwehte, den Mund aufgerissen –, die Arme in  
äußerstem Grauen verkrampft.

*Aus: »Potsdamer Kurier«, 14. Oktober 2012*

»Nach den Ereignissen vom 6. Oktober ist es auf Schloss Urquardt in der gleichnamigen Gemeinde der Ostprignitz in der Nacht auf Mittwoch erneut zu einem tragischen Zwischenfall gekommen. Die örtlichen Behörden werden von der Kripo Berlin unterstützt, die Ermittlungen laufen noch. Fest steht, dass der 42-jährige Silvan Janker zu Tode gekommen ist. Ein Polizeisprecher wollte Fremdverschulden nicht ausschließen. Wie bereits am vergangenen Donnerstag berichtet, ist das Schloss Privateigentum von Frau Habich, deren Mann, der emeritierte Universitätsdozent Prof. Dr. Leonard Habich, es vor vier Jahren in stark sanierungsbedürftigem Zustand für knapp 600000 Euro erworben hat. Habich hatte bis 1983 an einer englischen Hochschule gelehrt und war erst 2008 wieder nach Deutschland zurückgekehrt. Das kinderlose Ehepaar hatte den verstorbenen Silvan Janker als Haushälter eingestellt. Herr Janker lebte zusammen mit seiner Frau und dem gemeinsamen Sohn im ehemaligen Haus des

Gutsverwalters, das auf demselben Grundstück liegt. Sein Leichnam wurde am Morgen zur Obduktion nach Berlin-Moabit überführt, die Staatsanwaltschaft erwartet noch am Abend erste Ergebnisse. Ob es außer dem Haushälter weitere Opfer gab, wollte der Sprecher der Berliner Kripo nicht kommentieren. Die zuständige Stelle der Brandenburger Polizei stand für nähere Informationen nicht zur Verfügung.«

*Aus: »Logik, Wahrheit, Rekursion – Aspekte der Philosophie Leonard Habichs«, Berlin 2014, Seite 4 f.*

»Bereits Ende der sechziger Jahre war eine Frage zunehmend in das Zentrum von Habichs Aufmerksamkeit gerückt, die er später in einer Reihe von Notizen als die Frage nach ›dem nächsten Schritt‹ bezeichnen sollte.

Dabei war Habichs Grundidee folgende: Die Philosophie war nicht an ihrem Ende angekommen, auch wenn es einem manchmal so vorkommen mochte. Sie befand sich vielmehr inmitten eines tiefgreifenden Umbruchs. Wohin aber war sie dabei sich weiterzuentwickeln? Und wie würde es ihm gelingen, den Blick für diese Entwicklung freizubekommen? Es galt, ihn zu befreien von den

unzähligen Differenzierungen, die in Vorträgen, Veranstaltungen und Texten bemüht wurden, und deren Detailfülle, ja, Detailversessenheit für die Frage, der Habich nachgehen wollte, nicht nur irrelevant war, sondern störend und irreführend.

Habichs Ansatz zur Bewältigung dieses Problems war denkbar einfach und zugleich – wie sich herausstellen sollte – äußerst effizient. Er beschloss, den *bisherigen* Verlauf der Philosophie als Grundlage zu verwenden, um daraus eine Prognose für ihre Entwicklung abzuleiten. Auf diese Weise, so hoffte er, würde es ihm möglich sein, eine Antwort auf seine Frage nach dem nächsten Schritt der Philosophie – oder, wie er auch manchmal meinte, der ›Ideengeschichte‹ – zu finden. Damit stand fest, was er zu tun hatte. Als Erstes musste er eine Vorstellung von der vergangenen Entwicklung der Philosophie bekommen. Daraus würde sich dann schließen lassen, wie sie in Zukunft weiter verlaufen würde, wenn sie sich, innerhalb eines bestimmten Spielraums natürlich, so weiterentwickeln würde wie bisher.

Um nun eine Vorstellung von der *bereits zurückgelegten* Entwicklung zu bekommen, griff Habich auf eine Einteilung zurück, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gelegentlich diskutiert worden war. Dieser Einteilung war zwar mehrfach vorgeworfen



worden, dass sie die Philosophiegeschichte unhaltbar vereinfachen würde, und doch war sie immer wieder in den unterschiedlichsten Diskursen aufgegriffen worden. Drei große Epochen lassen sich dieser Einteilung zufolge innerhalb der abendländischen Philosophiegeschichte unterscheiden:

*Seinsphilosophie,*  
*Bewusstseinsphilosophie* und *Sprachphilosophie*.

Habichs Ansatz bestand nun darin, jede einzelne dieser drei Epochen als *Paradigma* zu begreifen und die Entwicklung von einem zum nächsten Paradigma als *Bewegung*. Genau das aber ist, was wir heutzutage als ›*Habichschen Dreischritt*‹ kennen und diskutieren: die Bewegung, die vom ersten über das zweite zum dritten Paradigma führt.

In den folgenden Kapiteln werden wir versuchen, zwei Dinge zu tun: Erstens eine Rekonstruktion von Habichs Analyse des Dreischritts, bei der deutlich wird, inwiefern der Dreischritt als eine Bewegung verstanden werden muss. Und zweitens eine Rekonstruktion seiner Folgerung eines *vierten Schritts* aus dieser Analyse.

Dabei werden wir darauf achten, dass folgende Schwerpunkte gesetzt werden:

(1) Die Identifikation der Begründer des jeweiligen Paradigmas. Platon und die Seinsphilosophie. Descartes und die Bewusstseinsphilosophie. Wittgenstein und die Sprachphilosophie.

- (2) Die drei Argumente, die zum jeweiligen Paradigma geführt haben: Das Höhlengleichnis. Der Genius malignus. Die abweichende Interpretation.
- (3) Die strukturelle Ähnlichkeit der drei grundlegenden Argumente.
- (4) Die Konstruktion des vierten Argumentes: Habichs Hypothese.«

Staunend sah sich Karl in dem Archiv um, in dem Habich ihn wenige Minuten zuvor allein gelassen hatte. In den Regalen, die senkrecht zu den Fenstern auf beiden Seiten des Raums aufgestellt waren, befanden sich die unterschiedlichsten Dokumente. Es gab Briefe, die Habich geschrieben hatte, und Briefe, die er bekommen hatte. Es gab Tagebücher in den verschiedensten Formaten und Farben, ganze Blöcke, denen man ansah, dass sie innerhalb weniger Tage vollgeschrieben worden waren, und Jahreskalender, in denen sich nur einige wenige Bemerkungen fanden. Es gab Aphorismen-Sammlungen, die Habich über die Jahrzehnte hinweg geführt hatte, Entwürfe zu Aufsätzen, Vorträgen, Symposien, es gab Mitschriften von Reden, die er gehalten hatte, Paper, die er für Seminare erarbeitet hatte, und ganze Kisten mit Notizbüchern, losen Zetteln und Schulheften, die noch aus den fünfziger Jahren stammen mussten.

Nachdem Karl in der Nacht zuvor aus seinem Alptraum hochgeschreckt war, hatte er das Fenster geschlossen,

sich entkleidet und versucht, noch einmal einzuschlafen. Wirklich geglückt war es ihm jedoch nicht. Übermüdet und ein wenig erschöpft hatte er am nächsten Morgen mit Habich, dessen Frau sich noch immer nicht hatte blicken lassen, gefrühstückt und sich anschließend von ihm in das Archiv führen lassen, das direkt über dem Frühstücksraum lag.

Als Karl jedoch versucht hatte, von seinem Auftraggeber zu erfahren, wie er sich die Sichtung des Materials genau vorstellte, war Habich ihm ausgewichen. Sollte er einen Index anlegen, eine Reihenfolge finden, eine Ordnung herstellen? Alphabetisch? Chronologisch? Thematisch? Sollte er überlegen, wie sich das Material digitalisieren ließ, eine Vorauswahl von Texten treffen, die herausgegeben werden könnten? Eine Gesamtausgabe in Erwägung ziehen oder nur eine Anthologie?

Habich hatte nur abgewunken. Um diese Fragen beantworten zu können, sei es noch viel zu früh. Karl sollte sich erst einmal einen groben Überblick verschaffen. Er, Habich, erwarte nicht, dass Karl ihm am Abend bereits eine vollständige Bestandsaufnahme präsentieren könne. Vielmehr sollte Karl versuchen, zunächst einmal ein Gefühl für die Themen zu bekommen, über die Habich vornehmlich gearbeitet habe. Eine Ahnung von seinem Denkstil. Ein

Verständnis für Arbeiten, die nicht perfekt durchorganisiert seien, sondern bei denen es sich oftmals um Fragmente und Versuche handele, die aus den unterschiedlichsten Gründen zum Teil mittendrin abgebrochen und später neu gefasst worden seien, zum Teil gänzlich inkohärent sein würden. Ein Labyrinth von Ideen, Einfällen und Überlegungen, zu dem man, wie Habich Karl versicherte, erst einmal einen Zugang finden müsse, bei dessen Erschließung sich Karl aber fürs Erste ganz von seinen eigenen Eingebungen und spontanen Reaktionen leiten lassen solle.

Falls Karl Fragen habe, hatte Habich noch hinzugefügt, während er sich bereits auf dem Weg zur Eisentreppe befunden hatte, die aus dem Archiv direkt ins darunterliegende Frühstückszimmer führte, könne er sich jederzeit an ihn wenden. Er selbst würde den Vormittag in seinem Arbeitszimmer im Hauptflügel verbringen, ab Mittag dann aber unterwegs sein.

»Ach ja, falls Sie Hunger bekommen, Durst, was auch immer – falls Ihnen irgendetwas fehlt, wenden Sie sich am besten an Frau Janker, sie kann Ihnen sicher weiterhelfen.« Und damit war Habich über die gusseisernen Stufen der Wendeltreppe entschwunden und hatte Karl in dem Archiv zurückgelassen.

Karl ging die Regale, die um ihn herumstanden, weiter

durch. Allein von den Aufsätzen, die Habich in den sechziger Jahren veröffentlicht hatte, entdeckte er bei seiner ersten Inspektion bereits mehr als jeweils drei Dutzend verschiedener Entwurfsfassungen, die sich nicht nur in einigen Formulierungen voneinander unterschieden, sondern grundsätzlich voneinander abweichende Überlegungen enthielten. Auch von Habichs einzigem Buch, seinem programmatischen »Über Gedankenexperimente«, fand Karl auf Anhieb sechs unterschiedlich durchgearbeitete Exemplare in den Regalen. Offenbar hatte Habich mit dem Gedanken an eine zweite, überarbeitete Auflage seines Buches gespielt, denn in allen sechs Exemplaren war der gedruckte Originaltext über und über mit handschriftlichen Anmerkungen versehen, die ihrerseits auf Notizen verwiesen, mit denen ganze Schuhkartons gefüllt waren.

Aber das Material, das in dem Archiv lagerte, war nicht nur auf Schriftliches beschränkt. Karl stieß auf Videobänder in allen erdenklichen Formaten, deren spärlicher Beschriftung er entnahm, dass es sich teilweise um Selbstgespräche Habichs handelte, teilweise aber auch um Aufzeichnungen von Gesprächen, die er mit befreundeten Kollegen in aller Welt geführt hatte. Ja, Karl fand sogar Aufzeichnungen von Gesprächen, die offenbar bei Einladungen hier im Haus geführt worden

waren, sowie Mitschnitte von Telefonaten.

Nachdenklich schritt Karl an den dunkelbraunen, schweren Eichenholzgestellen entlang, die in den Raum hineinragten. Um möglichst viele Regale in dem Archiv unterzubringen, hatte Habich sie nicht nur zwischen, sondern zum Teil auch *vor* die Fenster auf beiden Seiten des Archivs aufstellen lassen, so dass nur wenig Licht in die engen Freiräume dazwischen fiel. Als Karl die Seite des Archivs erreicht hatte, die der Wendeltreppe gegenüber am äußersten Ende des Seitenflügels lag, bemerkte er, dass Habich außer seinen eigenen Manuskripten und Materialien in den letzten beiden Regalen vor der Wand – dicht gedrängt und in zwei Reihen – auch einige grundlegende Nachschlagewerke gesammelt hatte sowie ein paar hundert neuere Publikationen ausgewählter Spezialgebiete.

Karl sah sich die Titel der versammelten Bände näher an: reihenweise Abhandlungen aus dem Gebiet der Sprachphilosophie, die im letzten Jahrhundert so liebevoll betrieben worden war. Monographien zur Frage der Bedeutung, der Bezugnahme, des Sinns und über die sich daraus ergebenden Wahrheitstheorien. Gleich daneben standen diverse Standardwerke aus dem weiteren Umfeld dieser Thematik. Arbeiten über Intentionalität und unbewusstes Wissen, aber auch zur

Logik möglicher Welten, zur generativen Grammatik, zur Maschinenübersetzung, die zwar formalerer Natur waren, nichtsdestoweniger jedoch ebenfalls dem Gebiet der Sprachphilosophie angehörten.

Über praktische Philosophie, Ethik, Moral oder Gerechtigkeit hingegen fand Karl kein einziges Buch. Ebenso wenig über Handlungstheorie oder Erkenntnistheorie im klassischen Sinne. Theorien des Sehens etwa oder der Farben suchte er unter den Bänden vergeblich. Alles war auf das Studium der Bedeutung ausgerichtet, und so fehlten auch einige originellere Schriften zur Semiotik nicht, in denen es weniger um die Bedeutung sprachlicher als vielmehr außer-sprachlicher Zeichen ging, egal, ob es sich nun um Fahnen, Filme, Tänze oder Tierlaute handelte.

Die Mehrzahl der Publikationen war Karl nur allzu vertraut. Bis auf einige Schriften zur Theorie der Konvention hatte er die meisten Abhandlungen in den vergangenen Jahren selbst schon einmal in den Händen gehalten. So wunderte es ihn auch nicht, als er bei der gezielten Suche danach auf seine eigenen Publikationen stieß. Habich verfügte nicht nur über Karls Dissertation über die Grundlagen der evolutionären Sprachtheorie, sondern auch über eine Anthologie, in der Karl vor gut einem Jahr mit einem knappen, sehr technisch gehaltenen Aufsatz sein Forschungsprogramm skizziert hatte – jenes



Programm, das ihm vor zwei Tagen von der Forschungsgemeinschaft endgültig abgelehnt worden war.

Neugierig zog Karl die Anthologie hervor, blätterte sich zu seinem eigenen Aufsatz durch und freute sich zu entdecken, dass Habich ihn offenbar nicht nur gelesen, sondern regelrecht durchgearbeitet hatte. Einige Passagen waren mit knappen Bleistiftnotizen in genau der gleichen winzigen Handschrift kommentiert, in der auch alle anderen Aufzeichnungen abgefasst waren, die in dem Archiv lagerten. Als Karl sich Habichs Anmerkungen näher ansah, stellte er fest, dass es sich dabei zwar um wohlwollende, aber wenig tiefeschürfende Kommentare handelte, wie »gut!« oder »ähnlich bei: ...«, gefolgt von Namen, die Karl meist kannte und die zu den bekannteren Forschern der evolutionären Sprachtheorie gehörten.

An der Stelle allerdings, an der Karl ausgeführt hatte, dass die Automaten seiner Modellwelt nicht nur verschiedene Handlungsanweisungen erlernen konnten, sondern auch die Regel, ihr Gegenüber über die Anweisung zu *täuschen*, die sie gerade befolgten, stieß er zu seiner Überraschung auf eine Randbemerkung, die er auch bei längerem Hinsehen nicht entziffern konnte.

Karl kniff die Augen zusammen. »LXLOLE LLMALLP«? Das ergab keinen Sinn. Er trat mit dem

Buch in der Hand zwischen den Regalen hervor, ging einige Schritte zu einem kleinen Freiraum, der sich unmittelbar vor der Rückwand des Archivs befand, und hielt die Seite mit Habichs Randbemerkung zu einem der beiden unverstellten Fenster, die sich dort befanden. Hell fiel das Licht des bewölkten Tages auf die Seite.

Karl stutzte. Was Habich da am Rand des Aufsatzes notiert hatte, waren gar keine lateinischen Buchstaben!

“𐌲𐌶𐌵𐌹𐌺𐌺𐌹𐌺𐌹 𐌲𐌴𐌹𐌶𐌹𐌺𐌹𐌺𐌹”

Was war das? Griechisch? Kyrillisch?

Perplex versuchte Karl, ein Muster in den Zeichen zu erkennen. Es sah so aus, als würde die Notiz aus zwei Wörtern bestehen, die beide mit dem gleichen Buchstaben begannen:

𐌲

Aber ein solches Zeichen hatte Karl noch nie gesehen. Soweit er das beurteilen konnte, waren das auch keine hebräischen oder aramäischen Buchstaben.

Irritiert wollte er sich gegen die Wand lehnen, die das Archiv hinter ihm abschloss – und hätte um ein Haar das

Gleichgewicht verloren. Das war gar keine Wand! Sondern nur ein Stoff, der sich eindellte und nachgab, als er ihn berührte!

Etwas verwirrt legte Karl das Buch mit seinem Aufsatz auf das Fensterbrett, vor dem er gestanden hatte, und strich mit der Hand über das Tuch, in das er beinahe hineingefallen wäre. Der eierschalenfarbene Stoff, den er in dem düsteren Herbstlicht für eine verputzte Wand gehalten hatte, war an der Decke sowie am Fußboden in einer Schiene befestigt. Zwischen diesen beiden Schienen war das feste Tuch so gespannt, dass es keine Falten warf. Nur in der Mitte, gleich weit von den beiden Außenwänden entfernt, befand sich – wie Karl feststellte, als er an dem Stoff entlangging – ein Schlitz, der das Tuch senkrecht in zwei Hälften teilte.

Ein Vorhang.

Vorsichtig schob Karl seine Hand in den Schlitz und versuchte, den Vorhang ein wenig zur Seite zu drücken. Mit leisem Knirschen gaben die Rollen nach, über die der Stoff oben und unten in den Schienen befestigt war, und der Schlitz weitete sich. Erst glaubte Karl, hinter dem Tuch einen Hohlraum entdeckt zu haben, dann aber sah er, dass sich keine zwanzig Zentimeter dahinter die Wand befand, die er an seiner Stelle erwartet hatte.

Mit beiden Händen hielt Karl eine Hälfte des Vorhangs fest und zog sie ruckartig zur Seite. Die Rollen

quietschten auf, und der Stoff rutschte ein paar Zentimeter über die Schienen. Schwach fiel das Tageslicht auf die Wand, die dahinter verborgen gewesen war.

Sie war über und über mit feinsten Kritzeleien bedeckt. Nicht mit Zeichnungen oder Schmierereien. Mit Worten, Sätzen, Textblöcken.

Begierig, die Wand ganz freizulegen, packte Karl die Vorhangshälfte, die er bereits ein wenig zur Seite geschoben hatte, und ging mit ihr bis zu dem Fenster, an dem er das Buch abgelegt hatte. Knirschend ruckelten die Rollen über die Schienen. Dann kehrte Karl zur Mitte der Wand zurück, wo sich der Spalt in dem Vorhang befunden hatte, packte die andere Hälfte des Tuchs und schob sie in der gegenüberliegenden Ecke zusammen.

Schließlich trat er einen Schritt zurück. Die Wand lag jetzt entblößt vor ihm. In scheinbar endlosen Verschlingungen war ein Gewirr von Sätzen, Pfeilen und Kästen in das kalkige Weiß des Putzes eingeschrieben. Eine Struktur, die wie ein Muster, wie ein Ornament wirkte.

Die Handschrift erkannte Karl sofort. Es war dieselbe, mit der Habich die Blätter, Bücher und Hefte beschrieben hatte, die in den Regalen des Archivs lagen, dieselbe, mit der er an den Rand von Karls Aufsatz gekritzelt hatte.

*Was* Habich jedoch an die Wand geschrieben hatte, war keine seltsame Hieroglyphenkette, sondern eine Art Diagramm, eine Art Schaubild, das aus Aberhunderten von Rechtecken bestand, die durch eine Vielzahl von Pfeilen miteinander verbunden waren und in die hinein er einzelne Sätze notiert hatte.

Karl beugte sich vor, um einen der Sätze zu entziffern, die sich unmittelbar auf seiner Augenhöhe befanden.

»Eine Erwartung wird erfüllt«, las er, »wenn sich herausstellt, dass sie Wirklichkeit geworden ist.« Dabei ging von dem Wort »Erwartung« ein Pfeil ab, der weiter unten in einem Rechteck mündete, in das die Feststellung: »Eine Erwartung ist die Vorstellung einer zukünftigen Situation« eingeschrieben war. Ein zweiter Pfeil, der von dem Wort »herausstellt« im oberen Rechteck ausging, endete an einem Rechteck, das die Bemerkung: »Etwas stellt sich heraus, wenn es in unseren Wahrnehmungshorizont eintritt« enthielt. Und ein dritter Pfeil, der von dem Wort »Wirklichkeit« im oberen Rechteck ausging, mündete in einen Kasten mit dem Satz: »Die Wirklichkeit ist die Summe der gegenwärtigen Situationen und Vorstellungen«.

Karl musste grinsen. Was war das? Eine Art Definitions-Diagramm? Offensichtlich hatte Habich in den drei unteren Rechtecken Begriffe zu definieren

versucht, die er in dem oberen Rechteck verwendet hatte. Oben hatte er erklärt, was unter der Erfüllung einer Erwartung verstanden werden sollte: »Eine Erwartung wird erfüllt, wenn sich herausstellt, dass sie Wirklichkeit geworden ist.« Das aber konnte man nur verstehen, wenn man wusste, was mit »Erwartung«, »herausstellen« und »Wirklichkeit« gemeint war. Also hatte Habich diese drei Begriffe in den unteren Rechtecken definiert.

Vergnügt stellte Karl fest, dass sich Habichs Definitionswut damit aber noch lange nicht erschöpft hatte. Ebenso wie er die Begriffe »Vorstellung«, »Situation« und »Wahrnehmungshorizont«, die in den unteren Rechtecken vermerkt waren, in noch weiter unten stehenden Kästen definiert hatte, enthielt auch das obere Rechteck, mit dem Satz zur erfüllten Erwartung, nur die Definition eines Begriffs, der in einem noch weiter oben stehenden Rechteck verwendet worden war.

Unwillkürlich wanderte Karls Blick an die Oberkante der Wand, bis zu der sich Habichs Kritzeleien erstreckten. Wie unschwer zu erkennen war, verwiesen die Definitionspfeile ausnahmslos nach unten. Was aber stand dann im obersten Rechteck? Was war der Satz, von dem Habich bei seinem Diagramm ausgegangen war? Bei dem schlechten Licht, das im Archiv herrschte, konnte Karl die winzige Schrift in den oberen Rechtecken jedoch nicht entziffern. Hatte er vorhin nicht

eine Leiter zwischen den Regalen gesehen?

Wenig später rollte er eine altmodische Bibliotheksleiter durch den Mittelgang zu der hinteren Wand, an die Habich sein Diagramm geschrieben hatte. Als Karl die oberste Sprosse erklommen hatte, sah er, dass sich ziemlich genau in der Mitte der Wand direkt unter der Kante zur Decke nur noch ein einziges Rechteck befand. Ein Rechteck, von dem nur Pfeile abgingen und an dem kein einziger Pfeil mündete. Dieses Rechteck musste also den Satz enthalten, den alle anderen erläuterten. Den Satz, der Habich dazu gebracht hatte, das ganze Diagramm zu erstellen.

Gebannt beugte sich Karl nach vorn, um die winzigen Buchstaben zu lesen, die Habich in diesen Urkasten eingeschrieben hatte – und prallte zurück.

Es waren genau vier Wörter.

»Ich weiß nicht weiter.«



*Aus: »Abschlussbericht der Urquardt-Kommission«, Anlage F: Aussage von Professor Dr. Jörn Forkenbeck, S. 96 f.*

*»Forkenbeck:* Das war Anfang 2010. Leo war schwer deprimiert. Ich hatte keine Ahnung, worum es ging. Meine Frau und ich hatten ihn eingeladen, das war wenige Monate, nachdem er und Lara geheiratet hatten. Als wir ihn sahen, trauten wir unseren Augen nicht. Ich hatte erwartet, dass er durch die Hochzeit aufblühen würde, stattdessen war das Gegenteil der Fall. Er wirkte um Jahre gealtert, war wohl auch mehrfach in ärztlicher Behandlung gewesen.

*Vorsitzender:* Haben Sie mit Habich darüber gesprochen?

*Forkenbeck:* Er wich mir aus, das kannte ich schon. Wir waren seit den sechziger Jahren befreundet, aber wenn es ernst wurde, hat Leo immer ziemlich verschlossen reagiert. Er ließ mich nicht an sich heran. Ich wollte mich natürlich auch nicht aufdrängen. Und ich glaube, das war ihm am liebsten so. Alles, was ich erfuhr, war, dass die

Ärzte nichts weiter hatten feststellen können. Die üblichen Altersbeschwerden, nichts Besonderes. Und an der Ehe mit Lara lag es auch nicht, da genügte es zu sehen, wie die beiden miteinander umgingen. Nein, es hatte mit seiner Arbeit zu tun. Natürlich. Leo hatte sich schon immer mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit in seine Projekte gestürzt. Und es sah ganz so aus, als sei er diesmal in eine Sackgasse geraten, aus der er fürchten musste, nicht mehr herauszukommen.

*Vorsitzender:* Um was für eine Sackgasse, wie Sie sagen, es sich dabei handelte, haben Sie jedoch nicht erfahren.

*Forkenbeck:* Wie gesagt, Leo war da sehr zurückhaltend. Ich nehme an, das hatte auch damit zu tun, dass wir beide in Bereichen forschten, die nicht vollkommen unabhängig voneinander waren. Er wachte nun nicht eifersüchtig darüber, dass ich nichts von seinen Ansätzen und Fortschritten erfuhr. Aber er achtete doch darauf, nie vor der Zeit etwas preiszugeben, was ich ihm sozusagen hätte wegschnappen können. Das war im Lauf der Jahre sogar noch ein wenig ausgeprägter geworden. Spätestens seitdem er sich mit dem beschäftigte, was er den ›Durchbruch‹ nannte.

*Vorsitzender:* Durchbruch?

*Forkenbeck:* Ja, das war der Ausdruck, den er verwendete. Ich habe ihn auch einmal gefragt, was er damit meinte, was er sich darunter vorstellen würde, aber

er beließ es dabei, ganz allgemein darüber zu sprechen. Er sei sich sicher, meinte er, als Erster eine Vorstellung davon entwickelt zu haben, wie der nächste entscheidende Schritt in der Philosophie aussehen würde.

*Vorsitzender:* Das war der Durchbruch?

*Forkenbeck:* Nein, nein, nur die Vorstellung davon, wie der Schritt aussehen könnte, noch nicht. Erst wenn er den Schritt selbst vollzogen hätte – so jedenfalls hat er sich damals ausgedrückt –, würde ihm der Durchbruch geglückt sein.

*Vorsitzender:* Das ist sehr unklar, können Sie sich vielleicht etwas verständlicher ausdrücken? Irgendeine Andeutung, was er sich darunter vorgestellt hat, wird Habich Ihnen gegenüber doch vielleicht gemacht haben.

*Forkenbeck:* Wie gesagt, er hielt sich da absichtlich bedeckt. Aber wenn ich ihn richtig verstanden habe, ging es ihm darum, sozusagen unseren Platz in der Welt neu zu interpretieren. Aber im Grunde genommen kann ich da auch nur spekulieren.

*Vorsitzender:* Bitte.

*Forkenbeck:* Nehmen Sie zum Beispiel die Auffassung, wir stehen als Subjekte einer objektiven Welt gegenüber und würden versuchen, in unseren Theorien ein Abbild dieser Welt zu konstruieren. Dieser Auffassung zufolge ist eine Theorie wahr, wenn sie mit der Welt übereinstimmt. Richtig?

*Vorsitzender:* Ja, und?

*Forkenbeck:* Gleichzeitig sind wir als Subjekte aber auch Teil der Welt, nicht wahr?

*Vorsitzender:* So kann man es beschreiben.

*Forkenbeck:* Genau, so kann man es beschreiben. Es ist ein bestimmtes Bild von der Beziehung zwischen uns und der Welt, zwischen Subjekt und Objekt, welche Terminologie auch immer Sie verwenden wollen. Und Habich meinte nun genau das, dieses Bild der Beziehung zwischen Ich und Welt, neu bestimmen zu müssen, sozusagen neu interpretieren zu müssen, wo unser Platz in der Welt ist. Er meinte, entdeckt zu haben, dass es sich *in Wahrheit* anders verhält, als wir es uns in diesem Bild des Einander-Gegenüberstehens ausmalen. Können Sie mir folgen?«

*Aus: »Das vierte Paradigma. Fakten, Protagonisten, Hintergründe«, Berlin 2014, S. 48 ff.*

»Anfang 2010 befand sich Habich in einer tiefen Krise. Er war fest davon überzeugt, mit seiner Vorstellung von einem nächsten Schritt in der Philosophie auf dem richtigen Weg zu sein. Alle Versuche, den Schritt selbst zu vollziehen, waren jedoch hartnäckig gescheitert. War

der Ansatz, einen Schritt weiterkommen zu wollen, selbst schon verkehrt, und bestand der Ausweg aus der Verwirrung, in die er sich hineinmanövriert hatte, möglicherweise darin, diesen Ansatz selbst zu analysieren?

›Ich weiß nicht weiter.« Wer ist Ich? Was ist Wissen? Was Nicht-Wissen? Was bedeutet es, im Wissen voranzuschreiten? Die systematische Durchleuchtung der Begriffe, die in diesem Satz Verwendung finden, war der Ausgangspunkt einer Untersuchung, die Habich das ganze Jahr über beschäftigen sollte. Eine Untersuchung, mit der er hoffte, eine Begrifflichkeit schaffen zu können, die es ihm erlauben würde, endlich die Scheuklappen von den Augen zu reißen, von denen er sicher war, dass sie ihm die Sicht auf den erlösenden Einfall raubten.

Die Untersuchung endete allerdings mit einer bitteren Niederlage. Denn sie führte Habich zurück zu dem Dreischritt, der die Grundlage seiner Vorstellung von einem vierten Schritt überhaupt erst gewesen war. Zurück zu den Gedankenexperimenten, die bereits 1984 im Mittelpunkt seines Denkens gestanden hatten. Zurück zu Platon, Descartes und Wittgenstein.«

»Ich weiß nicht weiter.«

Karl lag flach auf dem Rücken auf dem Boden des Archivs – das Diagramm, das Habich an die Wand gemalt hatte, direkt vor sich. Wieder und wieder wanderten seine Augen über die feine Struktur des Schaubildes.

»Ich weiß nicht weiter.« Das war es, was Habichs Analyse in Gang gesetzt hatte. Er hatte versucht, sich Klarheit darüber zu verschaffen, was er tun sollte. Indem er überlegte, was er eigentlich meinte, wenn er sagte: »Ich weiß nicht weiter.«

Die Rechtecke, Pfeile und Buchstaben begannen vor Karls Augen zu tanzen. Fast schien es ihm, als würde die feine Maserung der spinnennetzartigen Struktur in Bewegung geraten.

Er blinzelte, stand auf, trat an die Wand und berührte sie vorsichtig mit der Hand. Sie fühlte sich kühl und fest an.

Und doch – wenn er den Kopf hin und her bewegte, schien es, als käme Bewegung in die Linien, als erwüchsen aus dem Gewirr der Striche Formen, Zusammenhänge, Verdichtungen und Flächen. Und plötzlich war es, als hätte ein Strudel Karls Augen erfasst.

Wie fortgezogen von einer mächtigen Kraft, sprang sein Blick in der Kritzelei von einem Punkt zum

nächsten, dort etwas entdeckend, hier etwas wahrnehmend, das sich erst jetzt erschloss, nachdem er sich an das Liniengewirr ein wenig gewöhnt hatte. Bis mit einem Mal die Striche und Zeichen zusammen-, ineinanderschossen, zu einer erkennbaren, einer verständlichen Form. Schlagartig und wie aus dem Nichts heraus war ein Zusammenhang hergestellt, keine Chimäre – wie man in einem Wolkenteil ein Gesicht erkennen zu können meint –, nein, ein *Bild*! Ein real gemaltes Bild, das ihm jetzt deutlich vor Augen stand.

Die Gesamtheit des Diagramms, die Gesamtheit der Worte, Pfeile und Rechtecke ergaben ein schwarz-weißes Bild, das Habich auf die Wand projiziert haben musste, um es mit der rein graphischen Erscheinung seines Textes nachzuzeichnen. Durch geschickte Verdichtung und Auflockerung der Verbindungslinien, durch feinste Unterschiede in der Dicke der Schrift, durch kleinere oder größere Abstände zwischen den Buchstaben. Und jetzt, als Karl mit gleichsam verschwommenem Blick das Ganze betrachtete, erkannte er auch, was das Bild darstellte, das aus den verschiedenen Linien plötzlich wie eine zweite Wahrnehmungsebene des Textes erwachsen war: Es war das Bildnis einer geflügelten Frau, die sinnend mit einem Zirkel in der Hand vor einem Mauerstück saß, ein Polyeder ihr gegenüber, ein Hund ihr zu Füßen, eine Meeresbucht im Hintergrund, ein

Engelchen auf einem Mühlstein hockend gleich neben ihr. Es war das Bild der Melancholie – Dürers »Melencolia I«.



Karls Blick sprang über den nur zu bekannten, um ein Vielfaches vergrößerten Stich. Nicht länger sah er in dem Liniengewirr an der Wand Sätze, Definitionen und Pfeile – Formen und Umrisse hatten sich zu einem Gesamteindruck verdichtet. Und doch war ja auch diese bildliche Ebene des Textes nichts anderes als eine Illustration des Ausgangssatzes.

»Ich weiß nicht weiter.«

War Habich als derjenige, der in monatelanger Arbeit das Diagramm an die Wand geschrieben hatte, nicht in genau der gleichen Geistesverfassung gewesen, wie sie die Melancholie auf dem Bild verkörperte – die unbeweglich, gebeugt, gleichsam stumpf die Zeit darüber hinwegticken lässt, dass sie keinen Entschluss zu fassen vermag?

Karls Blick blieb an dem Zahlenquadrat hängen, das auf dem Stich hinter der geflügelten Frau gleich neben dem Stundenglas an die Mauer angeschlagen war. Vage erinnerte er sich daran, dass es ein sogenanntes magisches Quadrat war. Aber was war daran magisch?

Er bemerkte, dass die Zahlen in den sechzehn Feldern

des Quadrats, in eine Ordnung gebracht, genau die Reihe von 1 bis 16 ergaben. Unwillkürlich addierte Karl die Zahlen, die in der ersten Zeile des Quadrats standen.  $16 + 3 + 2 + 13$ . Gleich 34. Die der zweiten Zeile?  $5 + 10 + 11 + 8$ ? Ebenfalls: 34! Natürlich, das war es! *Alle* Zeilen ergaben 34. Die Spalten?  $16 + 5 + 9 + 4$ ? 34.  $3 + 10 + 6 + 15$ ? Auch. Die Spalten ebenfalls! Für einen Moment kam es Karl so vor, als würde die Zahl 34 die Magie des Quadrates wie ein Schlüssel aufschließen.

Gebannt ließ er die Augen weiter über das Quadrat gleiten. Auch für jede Diagonale ergab sich dieselbe Summe.  $16 + 10 + 7 + 1 = 34$ .  $4 + 6 + 11 + 13$ ? 34! Was war mit den vier Quadraten, aus denen das gesamte Quadrat aufgebaut war?  $16 + 3 + 5 + 10 = 34$ .  $9 + 6 + 4 + 15 = ?$  34! Auch wenn er die Zahlen in den vier Ecken addierte, kam er zu demselben Ergebnis. 34. Genauso, wenn er die Zahlen zusammenzählte, die am Rand standen – und nicht in den Ecken.  $3 + 2 + 15 + 14 = 5 + 9 + 8 + 12 = 34$ . Es war wie verhext. 34, wenn er die vier Ecken jeder senkrechten rautenförmigen Struktur in dem Quadrat summierte:  $5 + 3 + 11 + 15 = 10 + 2 + 8 + 14 = 9 + 15 + 7 + 3 = 6 + 14 + 12 + 2$ ! 34, wenn er die abgeschnittenen Ecken addierte:  $5 + 3 + 14 + 12 = 9 + 15 + 2 + 8$ . 34, wenn er die Felder addierte, die um eines von den Ecken versetzt waren:  $3 + 8 + 14 + 9 = 5 + 15 + 12 + 2$ . Ebenso die um zwei versetzten Felder! Es schien

kein Ende zu nehmen! Je länger Karl sich in das Quadrat vertiefte, desto öfter stieß er auf die magische Zahl. Das Quadrat in der Mitte?  $10 + 11 + 6 + 7$ ? Natürlich!

Gab es noch andere magische Eigenschaften? Probeweise errechnete Karl die Quersummen. In der ersten Zeile erhielt er 16:  $1 + 6 + 3 + 2 + 1 + 3$ . Nicht anders in der zweiten Zeile!  $5 + 1 + 0 + 1 + 1 + 8 = 16$ ! Nicht anders in der vierten Zeile und den Spalten unter der 3, der 2 und der 13 – stets ergab sich als Quersumme 16. Nur Zeile 3 und Spalte 1 wichen davon ab: Hier ergab sich 25. Jeweils. Und was zeigte sich im Kreuzpunkt von Zeile 3 und Spalte 1? Die Zahl, die dort stand, die 9, hatte Dürer spiegelverkehrt eingetragen. Zufall? Die Quersummen von 16 und 25 jedenfalls waren gleich:  $1 + 6 = 2 + 5 = 7$ ! Und das wiederum war gleich der Quersumme der magischen Zahl 34:  $3 + 4 = 7$ !

Karl hielt inne. Was machte er hier? Er warf einen Blick auf seine Uhr. Fast eine Stunde lang hatte er schon grübelnd und rätselnd auf das Bild gestarrt. Fast erschrak er, als ihm der Zusammenhang bewusst wurde. Hatte ihm das Bild seine Bedeutung nicht gleichsam in den Kopf hineinprojiziert, als er über der Eigenschaft des magischen Quadrates gebrütet hatte? Hatte das Bild ihn dabei nicht in genau den Zustand versetzt, den es symbolisierte? Die grüblerische Stimmung des

Melancholikers! Und war *dieser Zustand* nicht auch genau jener, in dem Habich sich befinden haben musste, als er die Sentenz »Ich weiß nicht weiter.« an die Wand geschrieben hatte?

Im selben Moment sah er es. So wie sich die Melancholie plötzlich als Bild aus Habichs Baumdiagramm erhoben hatte, erhob sich jetzt noch einmal eine tiefere Bild- und Bedeutungsschicht aus den Linien, die er die ganze Zeit über angestarrt hatte. Es war auf der sonnenbeschienenen Fläche des Polyeders – genau dort, wo der Blick der Melancholie den sorgfältig behauenen Stein traf, der ihr gegenüber auf dem Boden stand. Es war eine Teufelsfratze, die den Betrachter dort angrinste, die Augenhöhlen ungleichmäßig und ausgefranst, die Nase ein gähnendes Loch, der Mund zerrissen und wie verfault. Die abscheuliche Fratze eines Dämons, eines Schädels, körperlos, schief – und doch von unvergleichlicher Lebendigkeit, hatte man erst einmal begonnen, seine Augen, seine Wahrnehmung auf sie einzustellen.

Aufgeregt zog Karl die Leiter noch einmal an die Wand, schob sie an die Stelle, an der sich die Fratze in dem Diagramm befand, und kletterte die Sprossen hoch. Welchen Teil seines Schaubildes hatte Habich verwendet, um das Teufelsgesicht daraus zu bilden?

Kaum hatte Karl die entsprechende Höhe erreicht, beugte er sich vor, um die dort eingeschriebenen Sätze zu lesen.

Es waren drei Fragen, die die toten Augen in dem ansonsten weißen Teufelsgesicht formten. Drei Fragen, an denen Pfeile mündeten, die in anderen Teilen des Diagramms vom Begriff des Wissens ausgingen.

»Woher weiß ich, dass ich nicht nur Schatten der Wirklichkeit sehe?«, war die Frage, die an oberster Stelle stand.

»Woher weiß ich, dass nicht ein Dämon mich täuscht?«, stand darunter.

»Woher weiß ich, dass der Pfeil → nicht ›Geh nach links‹ bedeutet?«, an unterster Stelle.

*Aus: »Abschlussbericht der Urquardt-Kommission«, Anlage D: Aussage Hauptkommissar Ingo Peters, S. 18 ff.*

»Ich kannte das Grundstück, schon lange bevor es in Privatbesitz übergegangen war, hatte dort als Junge mit meinen Schulkameraden gespielt. Herr Habich hatte das Schloss innen einigermaßen wieder herrichten lassen, aber außen sah es – wenn ich ehrlich sein soll – noch ziemlich heruntergekommen aus. Auch der Park war reichlich verwildert.

*Vorsitzender:* Sind Sie gleich runter zum See?

*Peters:* Ja. Polizeikommissarin Wegener war dabei. Wir sind mit dem Wagen bis an den See gefahren, haben ihn gleich dort am Ufer liegen gesehen. Er trieb mit dem Gesicht nach unten im Wasser. Überall waren Kampfspuren im Sand zu erkennen. Wir sind ausgestiegen und haben darauf geachtet, möglichst wenig Schaden anzurichten. Wir haben ihn aus dem Wasser gezogen und versucht wiederzubeleben. Aber Herr Janker war tot, das war uns eigentlich sofort klar. Außer

dem Notarzt haben wir auch die Rechtsmedizin benachrichtigt. Und den Fundort weiträumig abgesperrt.

*Vorsitzender:* Die Kollegen von der Kriminalpolizei hatten Sie bereits alarmiert.

*Peters:* Ja.

*Vorsitzender:* Sie sind dann jedoch nicht bei dem Fundort geblieben.

*Peters:* Wegener schon. Ich hatte sie darum gebeten. Ich selbst wollte mich möglichst unverzüglich auf dem Grundstück umsehen, um etwaige ermittlungsrelevante Spuren zu sichern.

*Vorsitzender:* Und Sie sind auf etwas gestoßen.

*Peters:* Ich bin hoch zum Haupthaus, aber dann bemerkte ich, dass die Haustür des Verwalter-Häuschens, in dem Janker mit seiner Familie wohnte, offen stand.

*Vorsitzender:* Die Haustür.

*Peters:* Ja. Ich bin hin und hab mir das angesehen. Die Tür war schwer beschädigt. Jemand musste sich gewaltsam Zutritt verschafft haben.

*Vorsitzender:* Haben Sie das Haus betreten?

*Peters:* Ja.

*Vorsitzender:* Was haben Sie dort vorgefunden?

*Peters:* Ich ...

*Vorsitzender:* Ja?

*Peters:* Es ... ich ... entschuldigen Sie ... es fällt mir schwer, darüber zu reden.

*Vorsitzender:* Lassen Sie sich Zeit, wir haben keine Eile.

*Rechtsanwalt Leppin:* Herr Peters hat das alles doch schon zu Protokoll gegeben.

*Vorsitzender:* Herr Peters, ich kann mir denken, dass das nicht einfach für Sie ist. Ich kann mich nur wiederholen. Die Umstände, unter denen Herr Janker zu Tode gekommen ist, haben zusammen mit den weiteren Ereignissen auf Haus Urquardt das Ministerium dazu veranlasst, diese Kommission ins Leben zu rufen. Unsere Aufgabe besteht darin, uns Klarheit darüber zu verschaffen, was in den Oktobertagen des Jahres 2012 dort vorgefallen ist. Zu diesem Zweck sind wir darauf angewiesen, alle verfügbaren Hinweise zu sammeln und auszuwerten. Als einer der ersten Beamten, die den Tatort betreten haben, sind Sie für uns ein wertvoller Augenzeuge. Ich frage Sie deshalb noch einmal: Was haben Sie vorgefunden, als Sie das Haus der Jankers betreten haben?

*Peters:* Herr Leppin, bitte, können Sie nicht dafür sorgen –

*Leppin:* Meine Güte, Herr Vorsitzender, Sie sehen es doch selbst. Mein Mandant ist nicht in der Verfassung, diese Befragung noch einmal durchzustehen. Hauptkommissar Peters ist in seiner Truppe als absolut bodenständiger Beamter bekannt. Muss er sich jetzt von Ihnen hier zum Weinen bringen lassen?



*Peters:* Was wollen Sie denn von mir? Sie *wissen* doch, was ich gesehen habe! Glauben Sie, ich hätte Ihnen etwas verschwiegen? Glauben Sie, jetzt hier in diesem Scheiß-Sitzungssaal fallen mir plötzlich noch irgendwelche verschissenen Details ein? Was ich dort gesehen habe, das werde ich nicht vergessen. Nie mehr. Es hat sich mir eingebrannt. Wissen Sie überhaupt, was das bedeutet? Haben Sie so etwas schon einmal erlebt? Dass Sie nachts aufwachen und daran denken müssen. Dass Sie morgens in Ihre Kaffeetasse gucken, und es starrt Ihnen entgegen? Dass Sie am liebsten ein Messer nehmen würden und sich diese Erinnerung aus dem Fleisch herauschneiden würden?«

Karl? Herr Borchert?«

Karl blieb stehen und spähte durch die Tür in das Esszimmer. An dem langen Tisch, an dem er mit Habich zu Abend gegessen hatte, saß eine junge Frau. Sie lächelte ihm zu. »Sie sind Karl Borchert, richtig?«

Karl trat in die Tür. Er war gerade aus dem Archiv gekommen und hatte die Eingangshalle Richtung Bibliothek auf der Suche nach Habich durchquert, als er seinen Namen gehört hatte.

»Ja ... ja, richtig.« Er machte einen Schritt in das Zimmer hinein. Sie ist hübsch, schoss es ihm durch den Kopf.

»Lara Kronstedt«, sagte die Frau und stand auf.

Karl ging ihr mit ausgestreckter Hand entgegen. Ihre länglichen Augen blitzten belustigt auf, als sie seine Hand nahm. »Ich habe meinen Namen behalten.«

»Sie sind Habichs Frau?« Karl konnte nicht verhindern, dass Verwunderung in seiner Stimme mitschwang. Sie musste mindestens 30 Jahre jünger sein als ihr Mann.

Lara nickte zum Tisch, auf dem ein Imbiss mit

eingelegtem Gemüse, Schinken, Obst, Brot und Käse bereitstand. »Haben Sie schon gegessen?«

Karl zögerte. »Ist Habich«, er unterbrach sich, »ist Ihr Mann noch im Haus? Ich wollte ihn kurz sprechen.«

Sie zog die Augenbrauen hoch. »Er ist gerade los, nach Berlin, zu seinem Weinhändler. Aber er wird heute Abend zurück sein.«

»Oh, okay.« Für einen Moment ruhte Karls Blick auf ihrer Gestalt.

Sie war etwas kleiner als er, trug eine dunkelblaue, enganliegende Bluse, um den Hals eine dünne Kette. Ihr braunes Haar fiel offen über ihre Schultern, mit einer Hand stützte sie sich locker auf der Tischplatte ab.

»Also, was ist?«, sagte sie. »Sie müssen doch hungrig sein. Oder soll ich den Tisch abräumen lassen?«

»Nein, bloß nicht!« Karl lachte und verscheuchte den Gedanken, dass sie ihm angesehen haben könnte, wie er sie gemustert hatte. »Ich hab mich schon gefragt, wo ich etwas zu essen herbekomme.«

Er zog sich einen Stuhl heran, sah, dass sie sich wieder hinsetzte, und nahm ihr gegenüber Platz.

»Haben Sie sich denn schon einen ersten Überblick verschaffen können«, fragte sie. »Ich dachte, Sie kommen heut gar nicht mehr aus dem Archiv heraus.«

Karl nahm sich ein Stück Weißbrot aus dem Korb und tat sich etwas von dem Gemüse auf seinen Teller. »Die

Materialfülle ist wirklich überwältigend.« Er warf ihr einen Blick zu. »Haben Sie auch mit Philosophie etwas zu tun?«

Lara stellte das Wasserglas, an dem sie genippt hatte, wieder hin. »Nicht wirklich. Ursprünglich habe ich Medizin studiert und mich auf Neurologie spezialisiert. Später habe ich über Sprachstörungen gearbeitet und ein Studium der Linguistik angeschlossen. Seit letztem Jahr habe ich einen Lehrauftrag für Neurolinguistik an der Uni München.«

»Das klingt sehr aufregend.«

»Und Sie?« Ihre braunen Augen wanderten über sein Gesicht.

Er grinste. »Ich hab meine Assistentenstelle in Berlin gerade gegen die Wand gefahren.« Das kam zwar nicht ganz so locker raus, wie er sich das gewünscht hätte, aber auch nicht allzu verdruckt.

Sie lächelte. »Das tut mir leid.«

Karl brach ein Stück von dem Weißbrot ab und stippte es in die Soße des Gemüses. »Die Forschungsgemeinschaft wollte nicht so wie ich.« Er schob sich das Brot in den Mund.

»Und jetzt?«

»Mal sehen.« Er schluckte herunter. »Erst mal soll ich mich ja hier um das Archiv Ihres Mannes kümmern.«

Lara lehnte sich zurück. »Ja, das habe ich schon

gehört. Wie lange werden Sie denn bei uns bleiben?« Ihre Augen blinkten vergnügt. »Um Himmels willen, nicht dass Sie das Gefühl bekommen, ich wollte Sie loswerden. Urquardt ist so groß, da kann man Monate verbringen, ohne einander über den Weg zu laufen.«

Karl goss sich etwas Wasser in das Glas, das an seinem Platz stand. »Ich weiß nicht, wie lange ich brauchen werde.« Er schaute auf. »Noch habe ich ja nicht einmal genau verstanden, was ich hier machen soll.« Er sah, wie sie ihn abwartend anschaute. »Aber ... eigentlich hatte ich immer gehofft, selbst forschen zu können, nicht unbedingt nur die Notizen eines anderen zu sortieren.«

»Das kann ich verstehen.«

Karl lehnte sich ebenfalls zurück. »Seitdem die Forschungsgemeinschaft mein Projekt abgelehnt hat, geht es mir allerdings ein bisschen so wie Ihrem Mann ...«

Sie legte den Kopf auf die Seite.

»Ich weiß nicht weiter?«

»Sie meinen die Melancholie oben im Archiv.«

Karl nickte. »Eine Wahnsinnsarbeit.«

Lara lächelte. »Ich bin froh, dass *das* vorbei ist. Er hat monatelang an der Analyse gesessen, und dann noch einmal, ich glaube, sechs Wochen lang gearbeitet, um das Ganze an die Wand zu kritzeln.«

»Und was hat es gebracht?«, hörte Karl sich fragen – gleichzeitig von dem Gefühl durchzogen, dass das vielleicht ein wenig aufdringlich war.

Aber Lara schien es nicht so zu empfinden, denn sie antwortete mit großer Selbstverständlichkeit. »Das war es ja gerade. Deshalb hat er die Melancholie ja als Bild gewählt. Es hat ihn im Kreis geführt. Zurück zu Platon, Descartes und Wittgenstein, deren Gedankenexperimente ihn seit seinem Buch von '84 ja ohnehin nicht mehr losgelassen hatten.«

»Die drei Fragen in der Teufelsfratze.« Karl hatte sich vorgebeugt. »Woher weiß ich, dass ich nicht nur Schatten der Wirklichkeit sehe? Woher, dass nicht ein Dämon mich täuscht? Woher, dass der Pfeil → nicht ›Geh nach links‹ bedeutet?«

»Ja«, sagte Lara und sah ihn an. Es kam ihm so vor, als hätten ihre braunen Augen Fühler, die bis in seine Bauchhöhle hinabreichten. »Die Augen des Dämons, so nennt er das.«

*Aus: »Abschlussbericht der Urquardt-Kommission«, Anlage D: Aussage Hauptkommissar Ingo Peters, S. 26 ff.*

»*Vorsitzender*: Sie kannten Frau Kronstedt also.

*Peters*: Nicht besser als die anderen im Dorf. Ich hatte sie ein paarmal gesehen, man hat sich begrüßt, zwei Worte gewechselt, das war's.

*Vorsitzender*: Was hielten Sie von ihr?

*Peters*: Sie fiel auf, ganz klar.

*Vorsitzender*: Inwiefern?

*Peters*: Sie ist hübsch, okay? Hübscher als Frauen sonst so, mein ich. Natürlich haben wir uns gefragt, was sie von Herrn Habich wollte. Sie hätte doch seine Tochter sein können. Gut, das Haus, er konnte ihr schon was bieten. Aber dann ... Habich war uns immer ein wenig unheimlich ... also ›unheimlich‹, das ist jetzt vielleicht übertrieben, aber ... wissen Sie, sie, seine Frau, die sah man manchmal noch im Dorf. Aber ihn? Nie. Wenn man ihn sah, dann hinter den Scheiben seines Geländewagens, mit dem er über die Hauptstraße bretterte. Da guckte er nicht rechts und nicht links. Ich hab die ganze Zeit über, die er bei uns gewohnt hat, kein einziges Wort mit dem Mann gewechselt. Frau Kronstedt aber, wenn man die auf der Straße traf, grüßte sie einen, fragte nach den Kindern ... Erst dachte ich, sie wäre einfach nett, doch dann ... Wissen Sie, wenn wir uns im Dorf über sie unterhielten, es kam uns so vor ... ich weiß nicht ... als ob sie so was wie die strahlende Oberfläche wäre. Aber dahinter, verstehen Sie, da lauerte irgendwie er. Denn das

Haus allein, ich meine, irgendwas muss sie an ihm doch gefunden haben. An dem alten Mann. Nur das Übliche, das Geld, die Sicherheit? Das konnte man sich bei ihr gar nicht vorstellen. Und dann dachten wir, was ist das wohl, was die beiden zusammenschweißt.«

Karl schob seinen Teller zur Seite. Das Essen war vorzüglich gewesen, wie schon am Abend zuvor. Sie hatten ein wenig über das Schlösschen geplaudert, über den Park, über das Leben auf dem Land. Dabei hatte sich Karl jedoch vor allem eine Frage aufgedrängt, die er sich entschloss, nun doch zu stellen, auch wenn es vielleicht ein wenig misstrauisch klang.

»Ein Lehrauftrag in München, sagten Sie? Aber es ist mitten im Semester. Müssen Sie sich nicht um Ihre Studenten kümmern – oder pendeln Sie regelmäßig?«

Lara griff sich in die Haare, so dass sich unwillkürlich ihre Brust ein wenig nach vorn wölbte. »Ja, das stimmt, ich hab mir ein Sabbatical genommen.« Sie schlang die Haare zu einem leichten Knoten und legte ihn über die Schulter nach vorn.

»Wollen Sie die Zeit für ein größeres Projekt nutzen?« Karl lächelte. »Ein Buch?«

Sie zögerte mit der Antwort. »Ja ... das heißt *nein*,



nein, es ist ... es hat mit Leo zu tun.« Sie zog die dünne Strickjacke, die sie über die Bluse geworfen hatte, enger zusammen.

»Wieso, was ist mit ihm?« Karl sah sie an. Der Duft ihres Parfüms, der sich gelöst hatte, als sie in ihren Haaren gewühlt hatte, kitzelte ihn in der Nase.

»Er ... es geht ihm nicht so besonders in letzter Zeit«, sagte sie, und ihr Blick wanderte an Karl vorbei.

Deshalb nimmt sie sich ein Freisemester? »Darf man fragen, wo Sie sich kennengelernt haben?« Karl lachte. »Oder lieber nicht?« Er hob beide Hände.

Lara lächelte. »Das war auf einem Symposium, ich habe dort einen Vortrag gehalten. Ein befreundeter Professor hat mir Leo vorgestellt. Er selbst hat nicht vorgetragen, aber er hat sich die Vorträge angehört.« Sie atmete aus. »Lang ist's her. Ich weiß auch nicht, was mit ihm ist. Er hat sich seit damals völlig verändert. Er hat schon immer viel gearbeitet, aber jetzt ... erst das Diagramm, dann die Reise ...« Sie sah zu Karl. »Ein Jahr lang sind wir durch Europa gefahren, er war wie besessen – seitdem hat er sich eigentlich nicht mehr erholt.«

Ein Philosoph auf Reisen? »Ich dachte, Philosophen brauchen nur ein stilles Eckchen, um ihrer Arbeit nachzugehen«, sagte Karl.

Lara erwiderte sein Lächeln. »Nein, nein, er hat was

gesucht.«

Und als sie das sagte, fühlte Karl plötzlich einen Stich. Sie hatten sich doch gerade erst kennengelernt. Warum erzählte sie ihm das alles? Er hatte sie gefragt, wo sie Habich begegnet war – und sie erzählte ihm, dass sie herumgereist sind, um etwas zu suchen?

»Ich hoffe, ich überfalle Sie nicht zu sehr mit meinen Sorgen«, sagte Lara, und Karl bemerkte, dass sie ihn aufmerksam ansah. »Wissen Sie, Forkenbeck hat mehrfach von Ihnen gesprochen.«

»Ach ja? Und was hat er erzählt?«

»Nur das Beste«, lachte sie. »Er war wirklich voll des Lobes.«

Karl grinste. »Na, das freut mich.«

»Leo hat sich Ihre Arbeiten besorgt, er hat sich richtig gefreut, als er hörte, dass Forkenbeck Sie überzeugen konnte, hierherzukommen. Dass Sie ihm ein wenig helfen würden.«

Karl verschränkte die Arme.

»Es gibt nicht so viele Leute, die sich so gut wie Sie auf dem Gebiet auskennen, auf dem Leo forscht.«

»Dann hat Forkenbeck mich ja gut ausgesucht«, sagte Karl.

»Ja, das denke ich auch.«

Aber sie klang plötzlich etwas einsilbig.

»Stimmt was nicht?« Karl löste die Arme wieder und

sah, wie ihre Augen erneut über sein Gesicht wanderten.

»Nein, nur ... deswegen ist es so schade, dass Sie bald wieder abfahren werden. Ich glaube, Ihre Anwesenheit hier würde Leo guttun.«

Karl lächelte erneut. »Keine Sorge, so eilig habe ich es nun auch wieder nicht.«

Aber diesmal ging sie auf sein Lächeln nicht ein, sondern blieb ernst. »Wirklich ... ich –« Sie unterbrach sich und stand auf. »Was halten Sie davon, noch einen Kaffee zu trinken, im Frühstücksraum?«

»Gern.« Karl strahlte. Er liebte es, nach dem Essen einen Kaffee zu nehmen.

Er erhob sich ebenfalls und ging um den Tisch herum, um zur Tür zu gelangen, an der sie auf ihn wartete. Um sie vorzulassen, blieb er kurz stehen, folgte ihr dann in die Eingangshalle, deren Steinplatten im Schachbrettmuster bis zur Bibliothek reichten. Plötzlich spürte er, wie er gegen etwas Weiches stieß, sah irritiert auf – und stellte fest, dass er aus Versehen gegen sie gelaufen war. Als er auf die Steinplatten geschaut hatte, hatte er nicht bemerkt, dass Lara vor der Marmorskulptur stehen geblieben war, die am Ende der Freitreppe stand.

Plötzlich war ihr hübsches Gesicht unmittelbar vor seinem – verwirrt machte Karl einen Schritt zurück. »Entschuldigen Sie, hab ich Ihnen weh getan?«

Lara lachte. »*Sie* müssen entschuldigen ... ich –« Sie

winkte ab und deutete auf die Statue. »Die Figur hier, ist sie Ihnen schon aufgefallen? Leo ist furchtbar stolz darauf, er hat sie aus Wien mitgebracht. Sie soll im Besitz der Familie Wittgenstein gewesen sein.«

Karl nickte. »Ja, ich hab sie gleich bemerkt.« Er schaute zu der Skulptur – und sah erst jetzt, dass aus dem Winkel, in dem er gerade stand, sein Blick an dem Tuch, das die Marmorfrau über sich zog, ein wenig vorbeiging, so dass die junge Frau weniger verhüllt erschien als vielmehr nackt, dass er direkt auf ihre vollen Brüste schaute, die sich sanft an dem darüberliegenden Stoff zu reiben schienen.

»Gefällt sie Ihnen?«, hörte er Lara neben sich sagen. »Hier, fühlen Sie mal – es ist unglaublich.« Im selben Moment hatte sie seine Hand ergriffen und führte sie zum Körper der Nackten. Überrascht wollte Karl etwas sagen, aber da hatte Lara seine Hand schon auf die Außenseite des Marmorschenkels gelegt und schob sie sanft über den Schenkel hinweg zu seiner Innenseite, so dass Karl in seiner Handfläche den glatten gewölbten Stein spürte und auf dem Handrücken die warme Berührung Laras, die neben ihm stand. Sein Blick schnellte zu ihr, er sah, dass sie ihn anlächelte, und fühlte förmlich, wie ihre Lebendigkeit ihn ansprang. Unwillkürlich musste er auf ihre Lippen blicken, die sie mit ein wenig rotbraunem Lippenstift akzentuiert hatte

und die sich jetzt langsam teilten, während der Duft, der von ihren Haaren ausging, ihn ganz umfing.

»Kann ich dann abräumen?«

Wie in Eiswasser geworfen, riss er seine Hand zurück und fuhr herum.

Hinter ihnen, am Durchgang zum Speisezimmer, stand Frau Janker, das Gesicht undurchdringlich, den Blick auf die Hausherrin gerichtet.

»Ja, sicher, Frau Janker«, kam es von Lara, eine Spur höher, schien Karl, als sonst. »Vielen Dank, das Essen war sehr gut.« Sie steckte die Hand, die blitzartig seine losgelassen hatte, in die Seitentasche ihrer Wolljacke.

Frau Janker nickte und verschwand wieder im Speisesaal, aus dem sie gekommen war. Karl wusste nicht, wo er hinschauen sollte.

»Also?«, hörte er Lara neben sich und wandte ihr den Kopf zu. »Was ist mit Kaffee?« Ein schelmisches Lächeln umspielte ihre Lippen.

Er räusperte sich. »Klar. Gehen wir.«

Sie hakte sich bei ihm ein, beugte sich, während sie durch die Halle zur Bibliothek schritten, zu ihm und flüsterte: »Die Frau spioniert mir regelrecht nach. Ich kann sie nicht ausstehen.«

Karl nickte. Er wusste nicht, wieso, aber ihm ging es genauso.

»Ich vermute, sie glaubt, sie tut Leo einen Gefallen

damit«, raunte Lara, und ihre Augen leuchteten, während sie die Bibliothek betraten.

Das Klappern der Teller, die Frau Janker im Speisesaal abräumte, war nur noch entfernt zu hören.

Karl blieb stehen. »Wieso das denn?«

»Sie hofft wohl, dass er ihr dafür dankbar ist, als eifersüchtiger Ehemann«, sagte Lara, so dass Karl – von ihrer Ausstrahlung, ihrer Nähe, ihrer Attraktivität wie benommen – nicht anders konnte, als zu fragen: »Und – ist was dran?«

Da zog Lara die Hand, mit der sie sich bei ihm untergehakt hatte, wieder zurück. »Wie meinen Sie das, Borchert?« Ruhig sah sie ihm in die Augen.

Es kribbelte ihn am ganzen Körper.

Auslöser?« Karl war völlig verdattert. »Was für ein Auslöser?«

Lara und er waren von der Bibliothek ins Frühstückszimmer gegangen. Dort hatten sie sich an der großen Espressomaschine, die auf einer Anrichte stand und noch eingeschaltet gewesen war, zwei Espressi gemacht und einander gegenüber an den großen Tisch gesetzt. Das Zimmer nahm den ganzen Seitenflügel ein und wurde – wie das Archiv, das sich darüber befand – von beiden Seiten mit Tageslicht durchflutet.

»Es ist Wahnsinn, ich habe es Leo immer wieder zu sagen versucht, aber ...« Lara zögerte, bevor sie weitersprach. »Man kann darüber nicht mehr vernünftig mit ihm reden.«

»Wie ist er denn darauf gekommen?«, fragte Karl.

»Sie haben es im Archiv doch selbst gesehen, wie er die drei Gedankenexperimente formuliert hat«, antwortete Lara. »Woher weiß ich, dass ich nicht nur Schatten der Wirklichkeit sehe? Woher weiß ich, dass nicht ein Dämon mich täuscht? Woher weiß ich, dass der Pfeil → nicht ›Geh nach links‹ bedeutet? So

wiedergegeben, springt die Ähnlichkeit der drei Fragen ja unmittelbar ins Auge. Leo ist davon überzeugt, dass Platons, Descartes' und Wittgensteins Gedankenexperiment jeweils *ein* Schritt in einem sogenannten Dreischritt ist, dass alle drei also eine *einzige* Bewegung bilden. Dass sie sich sozusagen immer tiefer in den Kopf des Fragenden hineinbohren.«

Karl nickte. Aber warum erzählte sie ihm das alles? Wusste Habich davon? War er damit einverstanden? Gleichzeitig war Karl gegen das Begehren, das Lara in ihm ausgelöst hatte, nicht immun.

»Wie müssen wir uns das vorstellen?« – fragt er immer wieder«, sagte sie und ließ Karl nicht aus den Augen. »Wie sind die drei denn jeweils auf die Idee zu ihrem Gedankenexperiment gekommen? Haben sie einfach dagesessen und gegrübelt – und plötzlich ist es in sie gefahren wie der Blitz in einen Baum? Bei allen dreien? Ich meine, das waren Menschen wie du und ich, Lara«, ruft er dann. »Was ist in ihrem Leben vorgefallen? Muss es nicht etwas *Ähnliches* gewesen sein, dass es sie jeweils auf eine so *ähnliche* Idee gebracht hat? Und wenn es wirklich wie ein Blitz plötzlich in sie gefahren ist: Wo kam der her? Aus dem Nichts?«

Karl schwieg. Was sie sagte, interessierte ihn – er spürte, dass es ihn näher an Habichs Gedankenwelt heranbrachte, als er auf eigene Faust in so kurzer Zeit



jemals gelangt wäre. Aber er fühlte sich nicht wohl dabei, wurde das Gefühl nicht los, dass es nicht recht war, wenn er so – gleichsam hintenherum – mit Habichs Überlegungen bekannt gemacht wurde. Gleichzeitig hielt seine Neugier ihn jedoch davon ab, sie zu unterbrechen.

»Also sind wir zu dieser Reise aufgebrochen«, sagte Lara, »auf der Suche nach dem Auslöser. Nach dem, was Platon, Descartes und Wittgenstein auf ihr jeweiliges Gedankenexperiment gebracht hat. All ihre Tagebücher, Briefe und Veröffentlichungen hatte Leo ja durchgearbeitet, ohne dass ihn das bei der Frage nach dem Auslöser weitergebracht hatte. Deshalb hat er eines Tages den ganzen Papierkram zur Seite geschoben und beschlossen, selbst vor Ort zu recherchieren. Wir sind nach Athen geflogen, haben die Orte aufgesucht, an denen Platon gelehrt hat. Wir sind in die Nähe von Ulm gefahren, wo sich Descartes aufhielt, als ihm sein Cogito-Satz klarwurde. Wir haben das Kloster bei Wien aufgesucht, in dem Wittgenstein die grundlegenden Gedanken seiner Spätphilosophie entwickelt hat.« Sie starrte in ihre Espressotasse. »Fast ein Jahr lang hat Leo in Klosterkellern, Stadtarchiven und Privatbibliotheken gestöbert, aber ich konnte keinen Fortschritt erkennen. Bis er plötzlich behauptet hat, etwas gefunden zu haben.«

Karl riss sich zusammen. »Vielleicht ... vielleicht sollten wir auf Habich warten, vielleicht liegt ihm daran,

selbst darüber zu sprechen.«

Sie sah ihn an.

»Wirklich, was Sie sagen, ist faszinierend, nur fürchte ich«, spiel mit offenen Karten, das ist am besten, sagte sich Karl und spürte gleichzeitig, wie etwas in ihm ihn verfluchte, weil er bei Lara auf die Bremse trat, anstatt sich weiter von ihr führen zu lassen, »ich fürchte, dass Ihr Mann das lieber –«

»Haben Sie Angst vor ihm?«, unterbrach Lara ihn.

Karl starrte sie an. Wollte sie ihn in etwas hineinziehen?

Sie beugte sich vor, so dass Karl am unteren Rand seines Gesichtsfeldes ihren Ausschnitt wahrnahm. War noch ein weiterer Knopf aufgegangen? Er musste sich zwingen, nicht hinzuschauen. Er fühlte mehr, als dass er es sah, wie die obersten Knöpfe ihrer engen Bluse offen standen und der Stoff bis weit über die oberen Ansätze des Busens zurückgerutscht war.

»Leo ist ein gefährlicher Mann«, sagte sie und wandte den Kopf zur Seite, »da liegen Sie gar nicht so falsch.«

Karls Blick ruhte auf ihrem Profil, auf ihren Augen, die zum Fenster schauten, aber dann wurde sein Blick unweigerlich nach unten gezogen – zu dem vollkommenen, glatten Busen, der den dünnen Seidenstoff spannte, zu dem Spalt, in dem sich ihre Brüste berührten, so voll, fest und weich zugleich, dass

sich buchstäblich seine Nackenhaare aufrichteten.

Rasch blickte er wieder in ihr Gesicht – und erstarrte. Sie sah ihm direkt in die Augen. Sie hatte genau gesehen, wo er hingeschaut hatte.

Karl versuchte zu lächeln, suchte nach Worten, bemerkte dann aber, wie sie ihn ansah. War das auffordernd? Neckisch? Verspielt? Es war ein selbstbewusstes Lächeln, das er in ihren Augen glaubte blinken zu sehen – ein lässiges, großzügiges und verdammt verführerisches Lächeln, dachte er, das selbstbewusst ist, weil sie spürt, dass sie mich am Haken hat.

Seine Kehle wurde trocken.

»Leo ist krank, Karl«, hörte er sie sagen, »ich darf Sie doch Karl nennen?«

»Sicher, gern«, stieß er hervor.

Sie lächelte. »Lara, freut mich.« Sie nickte ihm zu und lehnte sich zurück. »Man sieht es ihm vielleicht nicht an, aber er ist völlig entkräftet, ich mache mir wirklich Sorgen. Es ist seine Philosophie, Sie kennen sich damit doch ein wenig aus. Sie müssen ihm helfen. Kann ich das von Ihnen verlangen? Dass Sie mit ihm reden, versuchen, ihn zur Besinnung zu bringen.«

Karl atmete aus, versuchte mit aller Kraft, seine Gedanken zu zügeln, zu ordnen. »Ja, sicher.« Sie hatte ihn vollkommen durcheinandergebracht. Hatte sie gesagt,

ihr Mann wäre gefährlich?

»Aber er wird Ihnen ausweichen«, sprach Lara weiter, »so wie er Forkenbeck ausgewichen ist, den ich gebeten hatte, mit ihm zu reden.«

Warum ich?, dröhnte es in Karls Kopf, während er versuchte, die Gedanken an ihren Körper, an sie als Frau mit aller Kraft wegzudrücken. Warum bin ausgerechnet *ich* hier, warum soll ausgerechnet ich ihm helfen? Und plötzlich durchschoss ihn ein neuer Gedanke: War es, weil er in dem gleichen Gebiet wie Habich forschte? Ging es um das Projekt, das ihm die Forschungsgemeinschaft abgelehnt hatte? Hatte Habich es darauf abgesehen? Auf das Projekt, das Habich ja auch gleich bei ihrer ersten Begegnung erwähnt hatte? Aber warum sagte ihm das niemand – was hatten sie vor?

»Es ist diese Idee von einem Auslöser, die ihn wahnsinnig macht«, hörte er Lara sagen. »Das ist es, was er glaubt, auf der Reise gefunden zu haben. Er nennt das die Inspiratoren. Pythagoras bei Platon, Agrippa von Nettesheim bei Descartes, und Gödel und Schlick bei Wittgenstein.«

Karl sah sie verwirrt an.

»Was?«, fragte er und lächelte.

»Sie sind getötet worden, Karl, alle vier. Verbrannt, verhungert, erschossen.«

Karl starrte sie an. Wie bitte?

Ihre braunen Augen ruhten auf ihm. »Und Leo ist davon überzeugt, als Nächster getötet zu werden.«

Karl presste die Hände an seine Schläfen. »Was? Entschuldigen Sie ... ich –«

»Leo ist davon überzeugt, getötet zu werden«, wiederholte sie.

»Aber wieso denn?«, brach es aus Karl hervor.

»Weil er auf das Geheimwissen gestoßen ist, über das die Inspiratoren verfügten«, sagte sie – und mit einem Mal wirkte es, als hätte sich über die Koketterie in ihrem hübschen Gesicht ein Schatten gelegt.

*Aus: »Skeptizismus als Motor der Philosophie – Habich, Borchert, Janker und der Paradigmenwechsel zu Beginn des 21. Jahrhunderts«, Synthese 189, Sommer 2019, S. 338 ff.*

»Leonard HABICH (\*1945, †2012) war der Erste, der einen wichtigen Zusammenhang zwischen drei Argumenten erkannt hat, die auch vor ihm schon als Klassiker der Philosophiegeschichte gegolten hatten, die niemand vor ihm jedoch als drei Schritte *einer einzigen* Bewegung begriffen hatte: Platons Höhlengleichnis, Descartes' Zweifel und Wittgensteins Privatsprachenargument. Gehen wir sie der Reihe nach durch.

*Platon* stellt sich in seinem Höhlengleichnis Menschen vor, die in einer bestimmten Höhle geboren worden sind, die diese Höhle niemals verlassen haben und die so darin gefesselt sind, dass alles, was sie sehen können, eine bestimmte Wand der Höhle ist. Auf dieser Wand nun sehen sie die Schatten anderer Menschen, die hinter ihnen entlanglaufen und deren Schatten durch ein

entsprechend aufgestelltes Licht geworfen werden. Platons Frage lautet nun, ob die Gefangenen in der Höhle, die die anderen Menschen zwar gehört, aber nie gesehen haben, diese Schatten nicht notwendigerweise für die Menschen selbst halten müssen. Und nachdem er diese Frage bejaht hat, schließt er eine weitergehende, entscheidendere Frage an: Woher wissen wir, dass das, was *wir* für die Wirklichkeit, die wirklichen Gegenstände, die wirklichen Lebewesen, die wirkliche Welt halten, nicht auch nur ein *Schatten*, ein Abbild der *tatsächlichen* Wirklichkeit ist – so wie die Schatten, die die Gefangenen sehen, nur ein Abbild der wirklichen Menschen sind, die hinter ihnen entlanglaufen? Machen *wir*, indem wir die Welt, die wir sehen, für die Wirklichkeit halten, nicht möglicherweise den gleichen Fehler, den die Gefangenen machen, wenn sie die Schatten mit der Wirklichkeit verwechseln? Ein klassisches skeptisches Argument also: Woher weiß ich, dass ich mich nicht täusche, wenn ich glaube, die Welt, die ich wahrnehme, sei die Wirklichkeit?

Dieses Argument von Platon hat *Descartes* in seinen Meditationen dann Jahrhunderte später einen Schritt weitergetrieben. Descartes betrachtet nicht länger die Gegenstände, die wir sehen, er betrachtet gleich unsere Wahrnehmungen. Woher weiß ich, so seine Frage, dass

meine Wahrnehmungen nicht ein Trugbild sind, das ein böser Dämon auf meine Netzhaut projiziert? Hier wird also nicht die gegenständliche Welt um mich herum in Frage gestellt, hier werden meine Sinneswahrnehmungen in Frage gestellt. Der Skeptiker ist gleichsam einen Schritt näher an mich herangetreten, seine Schlinge legt sich fester um mich, enger um meinen Kopf.

Schauen wir uns nun den dritten Schritt in dieser Bewegung an, den Schritt *Wittgensteins*. Er begibt sich nicht nur an die Oberfläche unseres Kopfes, dorthin, wo die Sinneseindrücke auftreffen, er begibt sich direkt in unseren Kopf hinein und stellt die Sprache, mit der wir ja nicht nur sprechen, sondern mit der wir auch *denken*, in Frage. Seine skeptische Frage lautet: Woher weiß ich, dass ich mich nicht irre, wenn ich glaube, ein Schild mit dem Aufdruck ›→‹ bedeutet ›nach rechts‹? Einfach, oder? Weil ich, wenn ich nach rechts gehe, Erfolg habe, also ankomme – während ich, wenn ich bei dem Pfeil ›→‹ nach *links* gehe, scheitere, also nicht ankomme. Das heißt aber, dass ich – wenn ich glauben würde ›→‹ würde ›nach links‹ bedeuten und *niemals die Gelegenheit hätte*, diese Überzeugung einem *praktischen Test* zu unterwerfen – auch keine Möglichkeit hätte, meinen Irrtum einzusehen. So weit, so gut. Woher weiß ich dann aber, dass ›→‹ nicht bedeutet: ›Nach rechts bis zum Jahr



3000 und *danach* nach links? Es gibt *heute*, und somit vor dem Jahr 3000, ja keinen praktischen Test, der mir helfen würde, *diese* Interpretation des Pfeils als falsch zu entlarven. *Wenn das aber so ist*, dann kann ›→‹ ja auch bedeuten: ›Nach rechts, aber *ab morgen* nach links‹, so dass ich, wenn ich dem Pfeil morgen begegne, sozusagen nichts habe, was mir garantiert, dass ich ihm richtig folge, wenn ich nach rechts gehe. Denkt man das aber zu Ende, erkennt man, dass es *jedes Mal*, wenn ich dem Pfeil folge, ›ein Sprung ins Nichts ist‹, wie Wittgenstein sagt, denn jedes Mal besteht von neuem die Möglichkeit, dass seine Bedeutung eine andere ist, als ich glaube.

Wahrscheinlich ist es nicht so. Wahrscheinlich sind wir keine Gefangenen, die nur Schatten sehen. Wahrscheinlich täuscht uns kein Dämon. Wahrscheinlich bedeutet ›→‹ einfach ›nach rechts‹. Dennoch kann ich das, womit mich der Skeptiker quält, nicht vernünftigerweise ausschließen. Es gibt keine Möglichkeit zu beweisen, dass es *nicht* so ist, wie er sagt. Ich könnte ein Gefangener sein, ein Opfer des Dämons, ein Sprachunkundiger. Das ist ja gerade die Stärke des Skeptikers, dass er einen Weg gefunden hat, die Welt auf eine Art und Weise zu beschreiben, die mir zeigt, dass ich mich in meinen fundamentalsten Überzeugungen täuschen könnte.

Tatsächlich zeigt sich, dass jedes Mal, wenn ein starkes, neues, skeptisches Argument gefunden wurde, das philosophische Nachdenken – also wie wir uns begreifen, unser Selbstverständnis, unser Weltbild – einen entscheidenden Schritt nach vorn gemacht hat. Es gibt gute Gründe zu sagen, dass Platon mit seinem Höhlengleichnis das Paradigma oder die Epoche der Seinsphilosophie begründet hat, Descartes mit seinem Dämon die der Bewusstseinsphilosophie, und Wittgenstein mit seiner abweichenden Pfeilinterpretation die der Sprachphilosophie. Alle drei haben in ihrem jeweiligen Gedankenexperiment ein Weltbild beschrieben, von dem wir nicht ausschließen können, dass es wahr ist. Ist das aber erst einmal erkannt, müssen wir in den sauren Apfel beißen und davon ausgehen, dass das, was selbstverständlich *falsch* erscheint, *wahr* sein könnte, solange wir es nicht sicher ausschließen können. Könnte das in dem jeweiligen Gedankenexperiment skizzierte Weltbild aber wahr sein, so muss sich die Philosophie – kurz gesagt – an die Grenzen dieses Weltbildes halten.

So ist die Philosophie seit Descartes auf das Feld des Bewusstseins beschränkt. Ist erkannt, dass ein Dämon mich täuschen könnte, muss ich mich damit begnügen, das zu untersuchen, womit mich der Dämon zu täuschen

versucht, die Wahrnehmung der Täuschung also, oder allgemeiner gesagt: mein Bewusstsein, in dem ich die Täuschung ja registriere. Und seit Wittgenstein ist die Philosophie in die Sprache eingekerkert, oder besser gesagt: Seit Wittgenstein ist sie sich bewusst, in die Sprache eingekerkert zu sein, gewesen ist sie es seit jeher – ebenso wie sie streng genommen nicht erst seit Descartes im Bewusstsein gefangen ist, sondern es schon immer war, aber erst seit Descartes ist sie sich darüber auch im Klaren. Seit Wittgenstein also ist die Philosophie auf das Feld der Sprache beschränkt, weil die Pfeilinterpretation zeigt, dass wir uns erst Klarheit darüber verschaffen müssen, wie so etwas wie die Bedeutung eines Pfeils funktioniert, bevor wir mit philosophischen Ausdrücken über Dinge reden können, die sich außerhalb der Sprache befinden.

Begreifen wir nun die Entwicklung von der Seins- über die Bewusstseins- zur Sprachphilosophie als *Dreischritt*, so zeigt sich, dass dieser bisherige Fortschritt auf den Gedankenexperimenten von Platon, Descartes und Wittgenstein *beruht*. Und diese Gedankenexperimente sind sich darin *ähnlich*, dass sie den Argwohn des Skeptikers jedesmal vertiefen. Das ist das Ergebnis der Habichschen Analyse: Von Platon über Descartes zu Wittgenstein führt eine Bewegung, die wir als Vertiefung des Argwohns des Skeptikers begreifen können.

Jetzt ist klar, worin Habichs *vierter Schritt* bestehen musste. Er hat den Argwohn des Skeptikers noch einmal vertieft. Ein Schritt, der Habich nur gelingen konnte, weil er den Grundgedanken des Skeptikers ein weiteres Mal radikalisiert hat. Den Grundgedanken, dass wir *gefangen* sein könnten, dass wir *getäuscht* werden könnten, dass jemand absichtlich ein Schild aufgestellt haben könnte, um uns *in die Irre zu führen*. Den Grundgedanken, dass wir erst dann aus einer inszenierten Verwirrung herauskommen, wenn wir begreifen, dass wir *Opfer einer Verschwörung* sein könnten. Opfer derjenigen, die uns als Gefangene in einer Höhle halten. Opfer eines Dämons, der uns in jedem Augenblick täuscht. Opfer einer Sprache, deren Bedeutungen wir nur nach und nach in mühseligen praktischen Tests ausforschen können, die aber immer schon über unsere Tests hinaus ist.

Damit aber hat Habich – wie die drei Paradigmenstifter Platon, Descartes und Wittgenstein vor ihm – ein neues *Paradigma*, eine neue Epoche begründet: die Epoche des sogenannten ›vierten Paradigmas‹. Und unser Weltbild nicht nur einen entscheidenden *vierten* Schritt vorangetrieben, sondern – um einen anderen Großen zu zitieren – überhaupt erst vom Kopf auf die Füße gestellt.«

Karl stand am Fenster des Archivs und starrte hinaus in den Park. Geheimwissen, hatte Lara gesagt. Platon, Descartes und Wittgenstein waren durch ein Geheimwissen zu ihren Gedankenexperimenten inspiriert worden.

»Sie meinen, dass Habich sich das, was er für ein verborgenes Wissen hält, angeeignet hat?«, hatte er Lara gefragt.

Sie hatte es nicht gewusst. »Ich glaube, er denkt, dass dieses Wissen darin besteht, von einer bestimmten Tatsache Kenntnis zu haben«, hatte sie gesagt. »Von einer Tatsache, die immer schon gegeben war, die die Menschen bisher jedoch noch nicht begriffen haben.«

»So wie man lange Zeit nicht wusste, dass sich die Erde um die Sonne dreht – obwohl es schon immer eine Tatsache war.«

Sie hatte genickt.

Es hatte ihm keine Ruhe gelassen. »Aber warum sollte dieses Wissen geheim gehalten werden – wenn es doch einer Tatsache entspricht und die Wahrheit ist?«

»Warum war es gefährlich, das Wissen von der

Drehung der Erde um die Sonne zu verbreiten?«, hatte sie erwidert. »All das sind Einzelheiten, die man nur begreifen kann, wenn klar ist, worin das Geheimwissen besteht. Was die Tatsache ist, die uns verborgen ist. Aber das hat mir Leo nicht anvertrauen wollen.«

Karls Blick wanderte zum Himmel, der sich bleigrau über der Landschaft erstreckte. Geheimwissen. War das nicht geradezu lächerlich? Höhlengleichnis, Dämon und Pfeil-Interpretation sollten Ideen sein, die durch den Kontakt mit Pythagoras, Agrippa, Gödel und Schlick entstanden waren?

Karl stieß sich von der Wand ab, gegen die er sich gelehnt hatte, und ging zu einem der Regale, die im hinteren Bereich des Archivs standen. Dort hatte er eine mehrbändige Enzyklopädie entdeckt, als er sich am Vormittag einen ersten Überblick über Habichs gesammeltes Material verschafft hatte. Dass Moritz Schlick erschossen worden war, wusste er. Dass Pythagoras bei einem Brand ums Leben gekommen sein soll, als seine Gegner sein Haus angezündet hatten, war ihm bekannt. Allerdings war das umstritten. Manche Quellen behaupteten, der Vorsokratiker wäre ausgewandert und im Bett gestorben. Wie sollte man das heute, 2500 Jahre später, noch überprüfen?

Karl zog den Band »G« der Enzyklopädie aus dem

Regal und schlug Kurt Gödel nach. Psychisch krank. Verfolgungswahn. Sanatorium. Krisen. Karl kniff die Augen zusammen. In dem Lexikonartikel stand, dass Schlicks Ermordung Gödel in eine tiefe Krise gestürzt hatte. Das hatte er nicht gewusst. Er überflog den Eintrag zu Gödel weiter. 1978 zu Tode gehungert. Karl stutzte. Zu Tode gehungert? Kurt Gödel?

Da mehr über die Umstände von Gödels Tod in dem Lexikon nicht vermerkt war, stellte Karl das Buch zurück in das Regal und zog den Band »A« hervor. A wie Agrippa. Gestorben 1535. Jahrzehnte vor Descartes' Geburtsjahr 1596. Wie sollte Agrippa Descartes inspiriert haben, wenn er Jahrzehnte vor dessen Geburt bereits tot gewesen war?

Karl schob den Lexikonband zurück ins Regal und stöberte durch die anderen Nachschlagewerke, bis er eine mit Anmerkungen versehene Übersetzung von Descartes' »Abhandlung über die Methode« gefunden hatte. Er suchte die Passage heraus, in welcher der Franzose schilderte, was ihn auf die Idee zu seinem radikalen Zweifel gebracht hatte. »Unbefriedigt von den Wissenschaften, die man uns lehrte«, schrieb Descartes, »hatte ich alle mir in die Hände fallenden Bücher über die geheimsten und sonderbarsten Wissenschaften durchgelesen.« Karl bemerkte eine Fußnote hinter dem Satz, suchte sie am unteren Rand der Seite heraus – und

spürte, wie ein leises Kribbeln über seinen Nacken huschte. Ganz daneben schien Habich mit seinen Vermutungen nicht zu liegen: In der Fußnote führte der Kommentator aus, dass es sich bei diesen Büchern vor allem um die Werke des Agrippa von Nettesheim gehandelt haben dürfte, dessen »De Occulta Philosophia« unter Descartes' Zeitgenossen großes Aufsehen erregt hatte. Auch wenn sich Descartes und der Mann aus Nettesheim nicht persönlich begegnet sein konnten, dass Letzterer durch seine Schriften eine erhebliche Wirkung auf den großen Zweifler gehabt hatte, war durchaus naheliegend.

Karl stellte die Descartes-Ausgabe zurück zwischen die anderen Bücher. Er begann, sich zu verzetteln. Was bedeutete das schon? Gut, es mochte Belege geben, dass die von Lara genannten Denker tatsächlich eines gewaltsamen Todes gestorben waren. Beziehungsweise, dass sie, wie im Fall Descartes' oder Agrippas, knietief in verschwörerischen Zirkeln gesteckt hatten, die sich mit magischem Wissen, geheimem Wissen und sicherlich auch gefährlichem Wissen abgegeben hatten. Gingen bei Habichs Vermutung über ein Geheimwissen der Philosophen aber nicht zwei Gedankenfiguren durcheinander, die nichts miteinander zu tun hatten? Auf der einen Seite die rein philosophischen Gedankengänge



von Platon, Descartes und Wittgenstein, die als *Gedankenexperimente* begriffen werden mussten – auf der anderen Seite das Geheimwissen, das darin bestand, einen bestimmten Sachverhalt zu kennen. Wenn es sich nun aber um eine Tatsache handelte, so war sie auf *empirischem* Wege zu erkennen – und nicht einfach dadurch, dass man sich etwas Bestimmtes vorstellte. Wie aber konnten dann die Gedankenexperimente der Philosophen – die ja gerade *nicht* empirisch durchgeführt wurden – mit dem Bestehen dieser Tatsache etwas zu tun haben?

Karl hatte begonnen, in dem Archiv zwischen den Regalen auf und ab zu laufen, blieb nun aber abrupt stehen. War es nicht ganz einfach? Versetzten einen möglicherweise erst die Gedankenexperimente in die Lage, die Welt so zu sehen, wie man sie sehen musste, um die Tatsache, von der das Geheimwissen sprach, erkennen zu können? *Empirisch* zu erkennen, also sinnlich wahrzunehmen, zu sehen, hören, riechen, was auch immer?

Er nahm seine Runden wieder auf. Das ergab zumindest Sinn. Ja, letztlich war es nichts anderes als das, wovon die Philosophen immer geträumt hatten: durch Reflexion die Gedanken der Menschen so zurechtzubiegen, dass sie in die Lage versetzt würden,

die Dinge zu erkennen, wie sie wirklich waren. Bestes Beispiel, sagte sich Karl, war die Sonne: Jahrhundertlang hatten die Menschen die Sonne auf- und untergehen gesehen. Aber erst nachdem das Nachdenken darüber den erforderlichen Kontext geschaffen hatte, vermochten sie diese Wahrnehmungen richtig dahin gehend zu interpretieren, dass sie in ihnen das Sich-Drehen der Erde um die Sonne erkannten.

Wenn das aber so ist, sagte er sich, dass es ein Geheimwissen von einer Tatsache gibt, die uns noch unbekannt ist, wie ergab sich aus den Gedankenexperimenten von Platon, Descartes und Wittgenstein dann die Vorbereitung darauf, diese Tatsache zu erkennen?

Wieder blieb er stehen. Hatte Lara nicht gesagt, dass Habich die Gedankenexperimente von Platon, Descartes und Wittgenstein als Schritte einer einzigen Bewegung verstand? Worin bestand denn der bisherige Fortschritt, der dank der drei Gedankenexperimente erzielt worden war? Descartes' Fortschritt über Platon war, dass nur das Bewusstsein das gesicherte Feld der Erkenntnis sein konnte. Wenn ich das Sein, also die äußere Welt betrachte – etwa, um sie zu untersuchen –, könnte es sein, dass ich mich insofern täusche, als ich glauben könnte, die von mir unabhängigen Gegenstände zu sehen, in Wahrheit aber nur Täuschungen wahrnehme,

die ein Dämon auf meine Netzhaut projiziert hat. Ich sollte also nicht die *Gegenstände* untersuchen, sondern *deren Wahrnehmung*. Dies war die Geburtsstunde der Bewusstseinsphilosophie, die die Seinsphilosophie ablöste. Und Wittgenstein hatte dann weitergehend das Feld auf die Sprache eingeschränkt: Auch wenn ich nur über meine Wahrnehmungen philosophiere, muss ich mir im Klaren darüber sein, was die *Worte* bedeuten, die ich dabei verwende. Das war der nächste Schritt, von der Bewusstseins- zur Sprachphilosophie.

Karl setzte sich wieder in Bewegung. So weit, so gut. Wenn es Habich nun aber darum ging, eine nur einem Geheimwissen bekannte Tatsache aufzudecken, dann musste er ja einen Schritt weiter, einen Schritt über Platon, Descartes und Wittgenstein hinausgehen wollen. Was aber war die Überlegung, die noch einen Schritt weiter führte? Was war der vierte Schritt? Das *vierte Gedankenexperiment*?

Und plötzlich kam ihm eine Idee: War nicht das Feld der Untersuchung von Platon bis Wittgenstein immer enger geworden, sozusagen immer mehr auf sich selbst bezogen? Ging es etwa darum, sich im vierten Schritt auf *das Feld der Gedankenexperimente selbst* zu beschränken? Hatte Habich das nicht getan?

Die Gedanken jagten durch Karls Kopf. Musste man sich auf das Feld des Zweifels beschränken – nein, nicht

einfach des Zweifels, das hatte ja auch schon Descartes getan –, sondern auf das Feld des sprachlich formulierten Zweifels? Eben das Feld des philosophischen Gedankenexperiments, das ja in nichts anderem als Sprache, in einem Text, in einem verbalen Gedankengang bestand?

Ihm wurde schwindlig. Ergab das Sinn? Er sollte sich auf die Analyse des sprachlich realisierten Zweifels beschränken? *Das* war der nächste Schritt? Der Fortschritt?

Karl stellte sich vor eins der beiden unverstellten Fenster und starrte nach draußen. Gleichzeitig zwang er sich, weiter zu denken, getragen von der Ahnung, einen ersten Zipfel dessen ergriffen zu haben, was Habich umtrieb. Habich hatte bei seiner Formulierung der drei Gedankenexperimente in der »Melancholie« die Ähnlichkeit der Argumentation hervorgehoben, das hatte ja auch Lara erwähnt. Worin aber bestand diese Ähnlichkeit?

Und als er es begriff, durchfuhr es ihn wie ein Blitz. Es waren nicht nur drei Ideen, die jeweils ein Paradigma der Philosophie gestiftet hatten, nicht nur drei Gedankenexperimente – es waren auch alles drei *Beschreibungen von Verschwörungen* und damit *verschwörungstheoretische Gedankenexperimente!*

Platon hatte sich die Verschwörung gegen die Gefangenen vorgestellt, Descartes die Verschwörung durch den Dämon, Wittgenstein die Verschwörung durch die Sprache mit den seltsamen Bedeutungen. War das nächste Paradigma dann die Verschwörung selbst? Das Gedankenexperiment selbst? Der Skeptizismus selbst? Musste das Wissen im vierten Schritt auf den Bereich des verschwörungstheoretischen Gedankenexperiments eingegrenzt werden? So wie Platon den Bereich des Wissens auf das Sein eingegrenzt hatte, Descartes auf das Bewusstsein, Wittgenstein auf die Sprache?

Karl atmete aus. Was war das eigentlich, das Gedankenexperiment des Skeptikers? Es war kein Gegenstand – wie das Sein, kein Bild – wie die Wahrnehmung, keine Struktur – wie die Sprache. Sondern eine Geschichte, eine Fiktion, ein Text – vielleicht auch ein Film. *Das* war es also, was Gegenstand der Forschung sein sollte: Die Fiktion des Skeptikers – nicht, *was* er in Zweifel zieht, sondern dieser Gedankengang des In-Zweifel-Ziehens selbst!

Karl hatte das Gefühl, förmlich zu spüren, wie sich sein Kopf, sein Hirn, sein Denken durch die Gedanken, die er durch sie hindurchpresste, verformte. Aber es passte alles zusammen. Nicht: Wie ist das Sein beschaffen?, muss

gefragt werden. Nicht: Wie ist das Bewusstsein beschaffen? Nicht: Wie ist die Sprache beschaffen? Sondern: Wie ist die Erzählung des Skeptikers beschaffen? Was muss sie beinhalten, damit wir sie verstehen können? Und: Welche skeptische Story gibt es, die wir noch nicht kennen? Das war ein durchaus origineller Gedanke.

*Aus: »Abschlussbericht der Urquardt-Kommission«, Anlage F: Aussage Professor Dr. Jörn Forkenbeck, S. 102 ff.*

*»Vorsitzender:* Haben Sie sich das Material angesehen?

*Forkenbeck:* Ja.

*Vorsitzender:* Und?

*Forkenbeck:* Ja, natürlich, die Frage stellt sich.

*Vorsitzender:* Welche Frage?

*Forkenbeck:* Warum Descartes.

*Vorsitzender:* Herr Forkenbeck, keiner hier in der Kommission zweifelt daran, dass *Ihnen* die Zusammenhänge klar sind. Das ändert jedoch nichts daran, dass wir Sie bitten müssen, es für uns ein wenig auszuführen. Halten Sie es für möglich, dass Habichs Notizen zu dem, was er den ›Auslöser‹ nennt, fundiert sind – oder würden Sie dazu tendieren, seine Aufzeichnungen für – sagen wir – Auswüchse einer Verwirrung zu halten?

*Forkenbeck:* Das ist eine Frage, die sich so schnell nicht beantworten lässt. Das Material, das Habich auf seiner

Reise gesammelt hat und das Sie mir gestern Abend zur Verfügung gestellt haben, füllt mehrere Kartons. Die Papiere sind unsortiert, zum Teil kaum leserlich – ein ziemliches Chaos, um ehrlich zu sein. Ich brauchte mindestens zwei Wochen, um die Unterlagen auszuwerten –

*Vorsitzender:* Herr Forkenbeck –

*Forkenbeck:* Darf ich ausreden?

*Vorsitzender:* Bitte.

*Forkenbeck:* Gut. Ich verstehe jedoch, dass Sie auf eine erste Einschätzung angewiesen sind. Lassen Sie es mich deshalb so sagen: Ich habe Leonard Habich immer für einen absolut zuverlässigen, aufrichtigen Wissenschaftler gehalten. Wissen Sie, es gibt eine ganze Reihe von Kollegen, die sich die Quellen, Daten und Ergebnisse mehr oder weniger so zurechtbiegen, wie sie das gerade brauchen. Oftmals weiß man dann nicht, was stimmt, was eine Halbwahrheit ist, was gänzlich erfunden oder einfach falsch recherchiert ist. Zu diesen Leuten hat Habich nie gehört. Leo war eisern. Wenn etwas nicht zusammenpasste, dann passte es nicht zusammen. Dann musste er die Theorie eben verwerfen und so lange weitersuchen, bis er eine konstruiert hatte, die mit den Daten in Einklang stand. Deshalb hat mich natürlich stutzig gemacht, wieso er ausgerechnet die Gerüchte um die Vergiftung Descartes' –



*Vorsitzender:* Wieso Descartes, Prof –

*Forkenbeck:* Bei allem Respekt, Herr Vorsitzender, wollen Sie hören, was ich zu sagen habe, oder nicht?

*Vorsitzender:* Entschuldigen Sie, fahren Sie fort.

*Forkenbeck:* Danke. Also ... Wo war ich?

*Vorsitzender:* Bei Descartes.

*Forkenbeck:* Richtig ... Gut, vielleicht haben Sie recht. Lassen Sie es mich andersherum aufziehen. Natürlich ist Gödel verhungert, und niemand weiß so recht, warum. Natürlich ist Moritz Schlick erschossen worden, und an der Behauptung, sein Mörder sei ein fehlgeleiteter Einzeltäter gewesen, wurden immer wieder Zweifel laut. Natürlich hat Wittgenstein sowohl zu Gödel als auch zu Schlick in einer Phase seiner Entwicklung Kontakt gehabt, in der er dabei war, die Grundlagen für sein sogenanntes Privatsprachenargument zu legen, auf das sich Habich ja bezieht. Auch dass Wittgensteins Argument in einer Linie mit Descartes' Meditationen und Platons Höhlengleichnis zu sehen ist, ist ein bestechender Gedanke, der, soweit ich weiß, vor Habich so noch nicht formuliert worden ist und einen umso mehr für seine Vorstellungen einnimmt. Und natürlich ist es auch richtig, dass Platon stark von Pythagoras beeinflusst worden ist, dass Pythagoras selbst verbrannt ist, obwohl man fairerweise sagen muss, dass es auch Quellen gibt, die behaupten, dass er friedlich an Altersschwäche

gestorben sei. Und schließlich ist es natürlich auch richtig, dass Agrippa von Nettesheim einen erheblichen Einfluss auf Albrecht Dürer hatte, und dass ohne diesen Einfluss ein Stich wie die ›Melancholie‹ kaum denkbar gewesen wäre. Ebenso wie es richtig ist, dass sich die Gerüchte, Descartes könnte in seinem Todesjahr am Hofe der Königin von Schweden mit Arsen vergiftet worden sein, hartnäckig halten und in jüngster Zeit aufgrund neuer Funde wieder besonderen Aufwind erhalten haben. Und doch gibt es einen gewichtigen Grund, an der Korrektheit von Habichs Überzeugung zu zweifeln, es bestünde ein *Zusammenhang* zwischen den gewaltsamen Toden von Pythagoras, Descartes, Schlick und Gödel auf der einen Seite – und den drei wichtigsten Argumenten der Philosophiegeschichte, also Höhlengleichnis, Dämon und Privatsprache, auf der anderen Seite.

*Vorsitzender:* Und welcher Grund ist das?

*Forkenbeck:* Das ist ganz einfach – und es bringt mich zu Descartes. Müsste nicht *Agrippa* – und nicht Descartes! – derjenige gewesen sein, der eines gewaltsamen Todes gestorben ist, wenn Habichs Theorie kohärent sein soll?

*Vorsitzender:* Dass Descartes möglicherweise vergiftet wurde, bestreiten Sie nicht?

*Forkenbeck:* Nein, nein, das tue ich nicht. Aber Habich suggeriert ja, dass nicht die Meisterphilosophen *selbst*,

also Platon, Descartes und Wittgenstein, eines gewaltsamen Todes gestorben sind, sondern diejenigen, die sie *inspiriert* haben. Dann aber müsste *Agrippa* gewaltsam zu Tode gekommen sein und nicht *Descartes*, denn Agrippa soll Descartes ja inspiriert haben, richtig? Auf einen gewaltsamen Tod Agrippas gibt es aber in den Quellen keinerlei Hinweis. *Descartes* ist derjenige, der möglicherweise vergiftet worden ist – nicht Agrippa.

*Vorsitzender:* Also?

*Forkenbeck:* Nun, Sie mögen diesen Einwand für kleinlich halten, etwas, das man angesichts der von Habich gesammelten Evidenzen vernachlässigen kann. Dem kann ich jedoch nicht zustimmen. Ist es nicht so, dass eine Kette nur so stark ist wie ihr schwächstes Glied? Ich muss zugeben, dass Habichs Ende und alles, was sich in den darauffolgenden sechs Tagen auf Urquardt abgespielt hat, ein sehr starker Hinweis darauf sind, dass mein alter Freund und Kollege trotz allem bei seinen Nachforschungen auf eine bis dahin verborgene, grundlegende Tatsache gestoßen ist, die möglicherweise vor ihm nur einer Handvoll Philosophen bekannt war. Und doch ändert das nichts daran, dass es keinerlei konkrete Hinweise auf einen gewaltsamen Tod Agrippas gibt. Wie aber kann dann behauptet werden, dass das Geheimwissen, mit dem Agrippa, Pythagoras, Gödel und Schlick die Philosophie vorangebracht haben, eine

tödliche Wirkung entfaltet?

*Vorsitzender:* Sie halten Habichs Überzeugung, dass es einen Zusammenhang zwischen den drei Gedankenexperimenten und den gewaltsamen Toden von Pythagoras, Descartes, Gödel und Schlick gibt, also für unhaltbar?

*Forkenbeck:* Nein, das tue ich nicht, ich sage nur: Der Einwand ist nicht von der Hand zu weisen, dass Agrippas und nicht Descartes' Todesursache ungeklärt sein müsste, wenn Habichs Überzeugung in sich kohärent sein soll, es sei denn ...

*Vorsitzender:* Es sei denn?

*Forkenbeck:* Es sei denn, es wird eine Möglichkeit in Erwägung gezogen, von der ich in Habichs Unterlagen auf den ersten Blick jedoch nichts gefunden habe.

*Vorsitzender:* Und die wäre?

*Forkenbeck:* Die Beziehung zwischen Descartes und dem, was Habich seinen Inspirator nennt, also Agrippa, unterscheidet sich von der Beziehung zwischen Platon und Pythagoras auf der einen Seite und der zwischen Wittgenstein, Gödel und Schlick auf der anderen Seite ja in einem ganz bestimmten Punkt. Und zwar darin, dass Platon und Pythagoras ebenso wie Wittgenstein, Gödel und Schlick *Zeitgenossen* waren und sich auch begegnet sind. Descartes aber kann Agrippa nicht begegnet sein, da der Mann aus Nettesheim längst tot war, als Descartes

geboren wurde.

*Vorsitzender:* Aha.

*Forkenbeck:* Ich denke deshalb, es könnte sinnvoll sein, in Erwägung zu ziehen, dass Descartes – anders als Wittgenstein und Platon – nicht von *jemand anderem* zu seinem Gedankenexperiment inspiriert worden ist, sondern sozusagen von selbst darauf gekommen ist. Um in Habichs Terminologie zu bleiben: Bei ihm lag der Auslöser in ihm selbst. Und genau deshalb – so würde es sich in Habichs Überzeugung einfügen – ist Descartes auch eines gewaltsamen Todes gestorben.«

Karl sah auf die Uhr. Elf Uhr abends durch. Vor den Fenstern des Archivs war längst die Nacht über Urquardt hereingebrochen. Er hatte vollkommen die Zeit vergessen. Sein Blick wanderte über die im Halbdunkeln liegenden Regale, die nur spärlich durch ein paar Neonröhren an der Decke erhellt wurden. Hier lagerten Dutzende von Kisten mit Habichs Aufzeichnungen, und es sollte nicht möglich sein, mehr darüber zu erfahren, welche Ideen den Mann jagten?

Karl schlenderte zwischen den Regalen entlang, weg von den Nachschlagewerken, zurück zu Habichs eigenen Aufzeichnungen, die weiter vorn, bei der Wendeltreppe untergebracht waren. Wahllos zog er Ordner hervor, Hefte, Briefe, Entwürfe. Wie sollte er sich in diesem Chaos jemals zurechtfinden? Sein Blick fiel auf eine Reihe von Schachteln, die er auf den ersten Blick für alte VHS- oder DVD-Hüllen gehalten hatte, die sich bei näherem Hinsehen jedoch als Hüllen von Tonbändern herausstellten und auf deren Rücken Habich mit seiner gestochenen Schrift jeweils einen Namen und ein Datum notiert hatte.

Karl bemerkte, dass im untersten Fach des Regals ein altertümlicher Apparat stand, der sich bei genauerem Hinsehen als Tonbandgerät herausstellte und auf dem ein kleiner Kopfhörer lag. Er hockte sich vor den Apparat. Ein Band war bereits eingelegt. Karl drückte die Play-Taste. Schwerfällig setzten sich die beiden Bandteller in Bewegung, der Wiedergabekopf wurde gegen das Tape gedrückt. Hastig griff Karl nach dem Kopfhörer und stülpte ihn über die Ohren.

»– doch Quatsch, warum soll ich mich von dem Typen in die Irre führen lassen?«, war die Stimme eines jungen Mannes zu hören. »Also noch mal von vorn. Ich habe drei Türen zur Auswahl, hinter einer steht ein Auto, hinter den zwei anderen je eine Ziege. Was hinter welcher Tür steht, weiß ich jedoch nicht«

»Genau.« Die Stimme, die ihm antwortete, erkannte Karl sofort. Es war Habichs.

»Meine Aufgabe besteht nun darin«, war wieder der junge Mann zu hören, »eine der drei Türen zu wählen. Natürlich will ich das Auto. Zunächst mal bleibt jedoch die Tür, die ich gewählt habe, zu.«

»So ist es.«

»Gut. Ich wähle also eine der drei Türen. Danach öffnet der Mann, der mich vor die Wahl stellt –«

»Der Spielleiter.«

»Der Spielleiter öffnet eine der beiden Türen, die ich

*nicht* gewählt habe. Wir sehen: Dahinter ist eine Ziege. Das Auto muss also hinter einer der beiden anderen, noch geschlossenen Türen sein. Richtig?«

»Richtig.«

»Gut. Jetzt fragt mich der Spielleiter, ob ich mich umentscheiden will.«

»Genau.«

»Er stellt mich also vor die Wahl, entweder an der geschlossenen Tür festzuhalten, die ich zunächst gewählt hatte, *oder* die andere geschlossene Tür zu wählen.«

»Jaha. So schwer ist das doch nicht. Und? Willst du dich umentscheiden?«

Einen Augenblick lang war nichts zu hören. Dann vernahm Karl wieder Habichs Stimme. »Denk gut nach. Vielleicht ist die Frage doch nicht so einfach, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Aber es ist wichtig, dass du sie richtig beantwortest. Ich kann keine Leute gebrauchen, die sich von solchen Versuchsanordnungen in die Irre führen lassen. Dein Verstand muss einwandfrei funktionieren. Die Aufgabenstellung ist wahrlich überschaubar.«

Der andere schwieg noch immer.

»Was ist? Wir haben nicht ewig Zeit. Entscheidest du dich um? Oder nicht?«

Die Stimme des jungen Mannes wirkte eingeschüchtert. »Wollen Sie wirklich alles von dieser



Frage abhängig machen, Leo? Ich meine, ich bin bereit, ernsthaft für Sie zu arbeiten. Ich recherchiere, ich suche Ihnen Texte raus, ich geh die Zeitschriften durch. Ich kann von großem Wert für Sie –«

»Schon klar«, unterbrach Habich ihn kurz angebunden. »Aber wenn du kein Gespür dafür hast, wie ein relativ einfacher Sachverhalt einzuschätzen ist, woher weiß ich dann, dass du dich nicht auch bei den Dingen, die du für mich erledigst, in die Irre führen lässt? Ich brauche jemanden, der sich auf sein Denken und auf dessen Denken *ich mich* verlassen kann. Wenn wir zusammen arbeiten wollen, dann ist das kein Spiel. Ich muss sichergehen können, dass deine Berichte, deine Analysen, dass die stimmen, verstehst du? Ich kann das nicht alles andauernd überprüfen.« Habichs Stimme wurde schärfer. »Und ich habe auch keine Zeit, diese Dinge unendlich lange zu besprechen. Ich habe dir eine einfache Frage gestellt, ich will eine klare Antwort. Wechselst du?«, der durchdringende Ton seiner Stimme schnitt Karl förmlich ins Ohr. »*Oder nicht?*«

»Scheiße«, murmelte der andere, »so schwer ist das doch nicht. Ich habe eine Tür gewählt. Jetzt öffnet der Spielleiter eine andere. Dahinter ist eine Ziege. Also muss das Auto entweder hinter der dritten Tür sein oder hinter der, die ich gewählt habe. Die Chancen stehen also fünfzig-fünfzig, dass es hinter der Tür ist, die ich bereits

gewählt habe. Ob ich wechsel oder nicht, ist egal. Ich kann eine Münze werfen und den Zufall entscheiden lassen.«

Es entstand eine Pause. Karl starrte auf die sich drehenden Bandteller. Er kannte das Problem. Das sogenannte Ziegenproblem. Eine Spielerei aus der Wahrscheinlichkeitstheorie. Aber sie hatte es in sich.

»Okay, danke, du kannst gehen«, ertönte Habichs Stimme.

»Wieso, was ist denn?« Der junge Mann klang verunsichert. »Fünfzig-fünfzig, dann eine Münze zu werfen –«

»Ist falsch«, schnitt Habich ihm das Wort ab. »*Es ist falsch!* Es gibt drei mögliche Spielverläufe. Erster: Du wählst gleich die Tür mit dem Auto. Wenn du dann wechselst, verlierst du. Zweiter: Du wählst die erste Ziege, der Spielleiter öffnet die Tür vor der zweiten Ziege, du wechselst, du gewinnst. Dritter Fall: Du wählst die zweite Ziege, der Spielleiter öffnet die Tür vor der ersten Ziege. Wenn du jetzt wechselst, gewinnst du ebenfalls. Zu wechseln beschert dir also *in zwei von drei* Fällen das Auto. Wenn du aber nicht auf jeden Fall wechselst, sondern eine Münze wirfst und den Zufall entscheiden lässt, hast du – wie du selbst eben gesagt hast – nur eine Fünfzig-fünfzig-Chance! Du gewinnst also nur in *eineinhalb* von drei Fällen. Das ist

schlechter.«

Wieder war es still, nur das Atmen des anderen war zu hören.

»Eineinhalb von drei Fällen ist schlechter als zwei von drei Fällen?« Habichs Stimme war jetzt ganz leise, aber umso bedrohlicher, wie eine Raubkatze kurz vorm Sprung. »So viel wirst du mir doch wohl zugeben, oder?«

»Das ... wieso, Moment mal, das stimmt –«

»*Das stimmt doch gar nicht?*«, schoss Habichs Stimme aus dem Kopfhörer. »Kapiert du's nicht? Was ist, du entscheidest dich falsch, du liegst daneben, dein Denken ist schlichtweg zu *schwach*, um diese Situation zu durchschauen – und du redest auch noch drum herum?«

»Kommen Sie, das ist nur ein Spiel, vielleicht haben Sie recht, aber das heißt doch nicht –«

»Nicht *vielleicht*«, hörte Karl Habich fauchen, »nicht könnte sein, möglicherweise oder was auch immer. Auch in der Philosophie nicht! Das sind unumstößliche Gesetze, mein Junge, eindeutige Sachverhalte. Entweder es ist so, oder es ist nicht so. Zu wechseln ist die richtige Entscheidung, alles andere ist Quatsch.«

Das Band rauschte. Da ertönte noch einmal die Stimme des anderen, des jungen Mannes.

»Bitte, Leo. Ich ... Ich kann jetzt nicht alles aufgeben.

Ich will den Weg mit Ihnen weitergehen, ich will mit dabei sein, wenn Sie ... ankommen. Sie ... Sie dürfen mich jetzt nicht allein lassen –«

»*Hau ab!*«, brandete Habichs Stimme auf wie eine sich hochtürmende Welle, aber da riss Karl, abgestoßen von dem bösen, giftigen Klang, mit rasendem Herzen schon den Kopfhörer herunter.

Und im selben Augenblick bemerkte er, dass er nicht mehr allein im Archiv war.

Erschrocken fuhr er herum.

Zu seinem Entsetzen sah er, dass jemand direkt hinter ihm stand. Aber kein Mann, keine Frau, sondern ein Wesen mit einem Gesicht, wie Karl es noch nie gesehen hatte. Eine aufgeworfene Nase, ein wulstiger Mund, seltsam tote Augen, die die Gestalt auf ihn gerichtet hatte. Ein Gesicht, dessen Stumpfheit und Dumpfheit Karl zu Tode erschreckten, dessen Fleischigkeit ihn unwillkürlich an eine Made, ein Insekt erinnerte, so dass ihm ein Schrei entfuhr. So durchdringend und hoch, wie er ihn noch nie von sich gehört hatte, wie er ihn nur aus Alpträumen kannte, wenn er sich als jemanden erträumte, der so schrie, wie er es jetzt tat – hoch, schrill, spitz –, aber mit der Inbrunst des Entsetzens.

*Aus: »Das vierte Paradigma. Fakten, Protagonisten, Hintergründe. Vorwort«, Berlin 2014, S. 8*

»Darüber, was genau am 6. und 12. Oktober auf Urquardt geschehen ist, wird nach wie vor heftig gestritten, und es ist vollkommen offen, wann endgültig Klarheit bestehen wird. Es gibt jedoch eine Reihe von Hinweisen, die nahelegen, dass Habich mit dem, was er in seinen letzten Briefen als ›Durchbruch‹ bezeichnet hatte, genau das meinte, was sich wenige Tage nach seinem Tod vollzogen hat. Nicht zuletzt das Labor, das im Tiefkeller Urquardts gefunden wurde, weist in diese Richtung. Sämtliche Geräte, Videoaufzeichnungen und Computerdaten aus dem Labor wurden von den Behörden beschlagnahmt und sind bis heute nicht freigegeben worden. Aber warum? Dafür kann es nur eine Erklärung geben: Was in diesem Labor geschehen ist, stellt eine Bedrohung dar, deren Ausmaß und Gefährlichkeit zu beurteilen sich die eingesetzte Kommission *bis heute* nicht zutraut.«

Es war bereits kurz vor halb neun, als Karl am nächsten Morgen die Treppe hinabschritt, die von seinem Gästezimmer ins Erdgeschoss führte.

In dem Moment, in dem er sich am Abend zuvor umgedreht hatte, war die Gestalt, die hinter ihm gelauert hatte, auch schon zurückgesprungen, durch die Regale hindurch zu der Wendeltreppe geschlüpft und nach unten gehuscht.

Karl hatte die Stufen der eisernen Treppe noch leise klappern gehört – dann war es still gewesen.

Doch der Schrecken hatte tief gesessen. Das war kein Traumbild gewesen, wie das Wesen, halb Mensch, halb Tier, das ihn in dem Alptraum während seiner ersten Nacht auf Urquardt heimgesucht hatte. Das war ein Geschöpf aus Fleisch und Blut gewesen – ein Mann, wie Karl sich inzwischen sicher war, wenn auch von abstoßender Erscheinung.

Eine Zeitlang hatte Karl reglos vor dem Regal mit den Tonbändern gehockt und gelauscht. Ruhig hatte das Gebäude dagelegen. Er hatte vermutet, dass Habich längst aus Berlin zurückgekehrt sein müsste, dass die Eheleute sich in ihr oder ihre Schlafzimmer zurückgezogen hatten. Es war zu spät am Abend gewesen, um Habich noch aufzusuchen und nach der Gestalt zu fragen, die hinter Karl plötzlich aufgetaucht

war.

Jetzt aber – am nächsten Morgen und zumindest äußerlich wieder in Form gebracht – wollte Karl das nicht länger aufschieben.

Er fand ihn im Frühstückszimmer, das unter dem Archiv im Seitenflügel lag. Habich saß gemütlich in einem Sessel, hatte sich zurückgelehnt und war in eine Zeitung vertieft. In der Rechten hielt er eine aufgeschnittene, mit Schinken belegte Brötchenhälfte. Als er aufsaß, um Karl zu begrüßen, kaute er noch.

»Borchert!«, stieß er hervor und schluckte den Bissen hinunter. »Kommen Sie, greifen Sie zu.« Er deutete auf den Tisch in der Mitte des Raumes, der üppig mit Aufschnitt- und Käseplatten vollgestellt war, mit Obstschalen, Fruchtsäften und allen erdenklichen Cerealien. »Ich hoffe, es ist etwas dabei, das Ihnen zusagt.«

Karl trat an die Espressomaschine und begann, sich einen Cappuccino zu machen. »Was war das denn für ein Mann, der mich gestern Abend im Archiv überrascht hat?«, sagte er, ohne sich umzudrehen, nachdem er Habich einen guten Morgen gewünscht hatte. Dabei achtete Karl sorgfältig darauf, seine Stimme möglichst ruhig zu halten. Am besten, er brachte es gleich zur Sprache, dachte er. Solange er nicht wusste, was es mit

dieser Gestalt auf sich hatte, hatte er keine Lust, seine Arbeit im Archiv einfach fortzusetzen.

»Janker?«, hörte er Habich hinter sich fragen. »Er geht uns hier im Haus ein wenig zur Hand. Seine Frau haben Sie ja schon kennengelernt.«

Jetzt drehte sich Karl doch um. Ein Haushälter?

Habich schnappte sich von seinem Sessel aus ein neues Brötchen aus dem Korb auf dem Tisch und begann, es auf einem Teller auf den Knien balancierend aufzuschneiden. »Janker ist eine Seele von Mensch«, fuhr er fort. »Ich kann verstehen, dass Sie überrascht waren, als er plötzlich hinter Ihnen stand. Er hat mir bereits davon erzählt. Er hatte bei seinem abendlichen Rundgang ein Geräusch im Archiv gehört und wollte nach dem Rechten sehen. Er wollte Sie nicht erschrecken, ich kann Ihnen versichern, es tut ihm leid.«

Karl setzte sich, nun doch ein wenig beruhigt, mit seiner Cappuccino-Tasse so an den Tisch, dass er Habich im Auge behalten konnte. »Aber sein Gesicht ... Er wirkt, wie soll ich sagen ... als wären seine Züge geradezu überwuchert.«

Habich sah auf, milde Überraschung im Blick. »Ja? Nun Borchert, ich weiß nicht, wie ich es anders erklären soll. Der Mann arbeitet für mich und tut keiner Fliege etwas zuleide.« Er lächelte, wie um seine etwas schroffe Wortwahl ein wenig abzumildern.



Aber Karl war entschlossen, sich so schnell nicht abspesen zu lassen. Janker war ja nicht das Einzige, das ihm aufgefallen war. »Ich bin an der Mauer des Archivs auf die ›Melancholie‹ gestoßen«, sagte er, »hinter dem Vorhang.«

»Ach ja?« Habich kniff die Augen zusammen.

»Die drei skeptischen Fragen«, fuhr Karl fort, aber er wurde von Habich unterbrochen.

»Ich hatte Ihnen doch gesagt, dass ich hoffte, Sie würden sich erst einmal selbst einen Überblick über das Material verschaffen, bevor ich mit Ihnen über Details sprechen will.« Habich sah Karl abschätzend an.

Die toten Philosophen – was ist mit denen, ging es Karl durch den Kopf. Pythagoras, Descartes, Gödel, Schlick. Aber er hatte es Lara versprechen müssen: Er würde Habich nicht sagen, dass sie ihm davon erzählt hatte. Sie hatte gemeint, dass Habich ihm sicher selbst bald davon berichten würde und sich nur unnötig aufregen könnte, wenn er erfuhr, dass Lara bereits darüber mit Karl gesprochen hatte.

»Und die Tonbänder?«, sagte Karl also stattdessen. »Das Ziegenproblem. Sie hätten dem armen Teufel wirklich nicht so zusetzen dürfen.«

»Die haben Sie auch gefunden?« Habichs Gesicht entspannte sich wieder. »Vielleicht haben Sie recht, der Junge war eigentlich ganz nett.« Er nickte Karl zu, alles

Misstrauen war aus seinem Blick verflogen. »Aber was soll's? Es ist ein Test. Kein Mensch ist verpflichtet, sich darauf einzulassen. Nur wer bei mir arbeiten will, muss sich das gefallen lassen. Ich muss schließlich wissen, mit wem ich es zu tun habe.«

Karl sah ihn an. »Und was kommt als Nächstes? Soll ich auch erst mal einen Test machen?«

Habich ließ sich in seinem Sessel zurückfallen. »Hätten Sie das Ziegenproblem auch falsch gelöst?«

Karl musste lächeln. »Nein, das nicht.«

»Na also! Nein, wirklich, auf meine Tonbandsammlung bin ich sehr stolz. Haben Sie nur das eine gehört? Oder auch ein paar von den anderen abgespielt?«

»Nur das eine.«

Habich stützte die Ellbogen auf die Armlehnen des Sessels und legte die Fingerspitzen aneinander. »Wenn es Sie interessiert, rate ich Ihnen, auch in die anderen einmal reinzuhören. Es sind nicht nur Tests, es sind auch Gespräche darunter, die ich mit Patienten in psychiatrischen Kliniken geführt habe oder mit selbsternannten Weisen. Sie können da sehr schön etwas beobachten, das ich die ...«, wie entschuldigend nickte er Karl zu, »die Entgleisung des Sinns nenne.«

Habich hob die Hand, weil er merkte, dass Karl ihm ins Wort fallen wollte. »Moment, lassen Sie mich kurz

ausreden, bitte. Das ist ein Phänomen, das Sie auch bei Philosophiestudenten beobachten können und sicherlich selbst kennen. Die jungen Männer – meistens Männer, Frauen sind da weniger anfällig – schwelgen in ihren Worten, werfen mit Fachtermini um sich, bemühen die Namen der Geistesgrößen, am liebsten übrigens Nietzsche oder Wittgenstein, und lassen sich in ihrem Elan anscheinend durch nichts aufhalten. Wenn Sie aber nachhaken, wenn Sie versuchen festzustellen, was genau der Student Ihnen sagen will, was er mit diesen Begriffen, mit diesen Namen ausdrücken will, werden Sie sehr schnell feststellen, dass dem Guten der Sinn gleichsam zwischen den Händen hindurchgerutscht ist. Und je mehr Sie nachbohren, je hartnäckiger Sie versuchen, ihn festzulegen, desto hilfloser wird er. Desto mehr löst sich ihm der Sinn auf, wenn Sie so wollen. Die Begriffe erweisen sich als undefiniert, die Namen als falsch eingesetzt, die Lehren, die als Belege herangezogen werden, als falsch oder gar nicht verstanden. Der ganze philosophische Diskurs entpuppt sich als ein sich im Kreis drehendes, leerlaufendes Ungetüm, dem niemand folgen kann.«

Habich machte eine Pause, wie um sich zu vergewissern, ob er noch Karls Aufmerksamkeit hatte. Und das hatte er. Karl nippte an seinem Cappuccino und hörte ihm zu.

»Zugespitzt lässt sich so ein Phänomen auch in den psychiatrischen Anstalten beobachten«, fuhr Habich fort, »nur dass den Patienten dort der Sinn nicht erst durch die Hände schlüpft, wenn sie versuchen, etwas Philosophisches zu sagen, sondern schon bei Äußerungen über die einfachsten, gewöhnlichsten Dinge.«

»Ach ja?«, schaltete sich Karl jetzt doch ein. »Und was in aller Welt hat das Ziegenproblem damit zu tun?«

»Liegt das denn nicht auf der Hand?«, erwiderte Habich, immer noch das unangebissene Brötchen auf seinem Teller balancierend. »Letztlich geht es wieder um die Intuitionen, über die wir doch neulich schon gesprochen haben. Diese Patienten oder Studenten, denen der Sinn entgleist, wovon lassen die sich denn führen? – Von ihrem Bauchgefühl, von ihren *Intuitionen*. Und da waren wir uns doch vorgestern einig: In der philosophischen Arbeit steht uns nichts anderes als der gesunde Menschenverstand, nichts anderes als unsere Intuitionen zur Verfügung. Sie können sich also vorstellen, wie wichtig es ist, dass man sich auf seine Intuitionen verlassen kann, wenn man philosophisch arbeiten will. Woher aber weiß ich, ob ich mich auf die Intuitionen eines Mitarbeiters verlassen kann? Nun, da kommt das Ziegenproblem ins Spiel. Sehen Sie, die meisten Menschen werden so entscheiden wie der arme

Tropf, den Sie auf dem Band gehört haben und den Sie so bemitleiden. Dass die meisten so entscheiden, ändert aber nichts daran, dass es die *falsche* Entscheidung ist. Richtig ist es, so zu entscheiden, dass man die Wahrscheinlichkeit, das Auto zu bekommen, maximiert. Darin würden Sie mir zustimmen, nehme ich an.«

Karl zog die Schinkenplatte zu sich heran und bediente sich. »Okay.«

»Gut«, fuhr Habich fort. »Kurz gesagt: Wer falsch wählt, hat die falschen Intuitionen und stellt somit, wenn ich mit ihm zusammenarbeiten soll, eine Gefahr für meine Arbeit dar, die nicht zuletzt von der Qualität meiner Mitarbeiter abhängig ist. Einfach, oder?« Er sah Karl an.

»Okay«, sagte der noch einmal, fuhr dann jedoch fort: »Aber warum sammeln Sie dann Tonmitschnitte, in denen die Leute gerade von ihren Intuitionen *genarrt* werden, in denen ihnen der Sinn, wie Sie sagen, entgleist. Ist das relevant, wenn es Ihnen doch um die richtigen und nicht die falschen Intuitionen geht?«

Habich lachte. »Die Intuitionen, die uns führen, sind ja nicht willkürlich oder chaotisch. Weder, wenn sie gut funktionieren, noch, wenn sie schlecht funktionieren. Die Frage ist nur, *wie* funktionieren sie? Welche Regeln, welche Mechanismen liegen ihnen zugrunde? Und um diese Frage zu beantworten, habe ich versucht, mich

eines alten Tricks zu bedienen. So wie ein Psycholinguist etwa einen Sprachphasiker, also einen *Kranken* untersucht, um Aufschluss über die Sprachkompetenz der *Gesunden* zu bekommen – so habe ich *Sinnentgleisungen* untersucht, um Aufschluss darüber zu bekommen, welchen Regeln die Intuition folgen muss, wenn sie uns gerade *nicht* in die Irre führen soll.«

Er schob Brötchen und Teller, nun selbst ganz von dem, was er ausführte, in Anspruch genommen, auf den Tisch. »Wie zeigt sich das Funktionieren des Denkens in jenen Fehlerscheinungen? Das war mein Ansatz! Was ich nicht gebrauchen konnte und deshalb auch nicht aufgezeichnet habe, war, wenn jemand nur noch Laute vor sich hinstammelt. Nein, was mich interessiert hatte, ist, wenn jemand schon noch einen Sinn glaubt vor Augen zu haben ... wenn er so spricht, dass es auf den ersten Blick einen Sinn zu haben *scheint* – *aber nicht hat*.«

Karl hatte seinen Schinken aufgegessen und stand auf, um sich eine Portion von dem Rührei, das auf einer kleinen Gasflamme warm gestellt war, auf seinen Teller zu laden. Er war sich nicht sicher, was er von dem Ansatz, über den Habich gerade sprach, halten sollte. Aber etwas anderes hatte sich ihm zunehmend aufgedrängt.

»In meiner ersten Nacht hier«, sagte er, nachdem er

sich bedient hatte, »hatte ich einen Alptraum. Fällt das auch in Ihre Kategorie von Sinnentgleisungen?« Noch während er die Worte sprach, hallte es »Nimm dich vor dem Mann in Acht« in Karls Schädel – obwohl er nicht genau hätte sagen können, was es war, das ihn Habich gegenüber so misstrauisch machte, außer vielleicht, dass Habichs eigene Frau ihn vor ihm gewarnt hatte.

»Das tut mir leid zu hören.« Habich hatte die Arme verschränkt, sich in seinen Sessel zurückgelehnt und sah Karl nachdenklich an.

»Einen Alptraum – na schön, werden Sie sagen, was ist daran so besonders?« Karl stützte den Ellbogen auf den Tisch, dass die Gabel ein wenig in die Luft ragte. »Das habe ich mich zuerst auch gefragt. Bis mir klarwurde, dass ich einen solchen Alptraum noch nie gehabt hatte. In seiner Wirklichkeitsnähe, in dem Entsetzen, das er in mir ausgelöst hat, in seiner Plastizität auch nach dem Aufwachen noch, übertraf er alles, was ich jemals zuvor geträumt habe.«

»Wirklich? Faszinierend ...« Habichs Stimme klang, als wäre er nicht ganz bei der Sache. Karl meinte, ihm ansehen zu können, dass er ihm glaubte, dass es ihn interessierte – dass er ihn zugleich aber auch nicht ganz ernst nehmen konnte.

»Was ist?«, hob Karl wieder an. »Haben Sie irgendwelche Lautsprecher in meinem Zimmer

installiert? Über die Sie Geräusche einspielen, die man im Schlaf nur unbewusst wahrnimmt? Haben Sie dafür gesorgt, dass dieser Alptraum ausgelöst wurde? Vielleicht mit einem Mittel im Essen. In den Getränken?» Er legte die Gabel hin, bereit, aufrichtig empört zu reagieren, wenn sich herausstellen sollte, dass er ins Schwarze getroffen hatte.

Aber Habich lachte. »Wie kommen Sie denn darauf? Natürlich nicht.« Er stand auf und begann, die Hände auf dem Rücken ineinandergeschoben, in dem Saal auf und ab zu laufen. »Urquardt ist ein altes Haus. Kein Wunder, wenn man da schlecht träumt.«

Er blieb stehen, wieder ernst geworden, und fasste Karl ins Auge. »Aber das kann ich Ihnen versichern, Borchert: Mich interessieren Ihre Alpträume nicht, auch wenn sie noch so ungewöhnlich sind. Auch wenn Sie noch so wilde Traumata darin verarbeiten. Mich interessiert nicht die Psychologie, mich interessiert die Philosophie, verstehen Sie?« Und bei diesen Worten trat ein Leuchten in seine Augen. »Mich interessiert nicht das Einzelschicksal – mich interessiert die Denkmöglichkeit!«



*Aus: »Als der Dämon sich entbarg. Unautorisierte Biographie Karl Borcherts. Kapitel 4: Der Bruder«, von Adrienne Hruby, München ohne Jahr, Seite 153 f.*

»Schneematsch liegt auf den Straßen, ein kalter Wind fegt durch die Gassen. Der Mann sitzt vor einer Tasse Kaffee in der Ecke des Cafés. Sein Körper lastet schwer auf dem Stuhl, er wirkt ein wenig schlaff, zusammengesunken, das Haar lichtet sich. Als ich an ihn herantrete, steht er auf. Er habe nicht viel Zeit, meint er. Gerade heute sei viel zu tun, die Quartalszahlen sähen schlecht aus, er müsse gleich noch mit seinem Chef reden.

Wir wechseln ein paar belanglose Worte, dann komme ich auf den Grund unseres Treffens zu sprechen. Karl Borchert, sein jüngerer Bruder. Ich würde an einem Buch über ihn schreiben und hoffen, dass er mir ein bisschen von Karl erzählen kann. Aus der Kindheit vielleicht, die hätten sie doch gemeinsam verbracht.

Der Gesichtsausdruck Roland Borcherts entspannt sich. »Karl war okay«, sagt er und setzt sich wieder, »auch

wenn er ziemlich verrückt war.<

Ich setze mich ihm gegenüber und hake nach. Verrückt? Wieso das denn? Kann er vielleicht ein Beispiel geben, ein konkretes Erlebnis, bei dem ihm das aufgefallen ist? Roland Borchert versinkt über seiner Tasse, ich kann förmlich hören, wie es in ihm arbeitet.

›Als Karl noch zur Schule ging und ich schon aus dem Haus war<, sagt er schließlich, ›hab ich mich immer gefragt: Was soll bloß aus dem werden, wenn er mal erwachsen ist?< Roland sieht auf und schaut mir direkt in die Augen, als wolle er überprüfen, wie ich das aufnehme. ›Karl selbst schien immer ganz beseelt davon zu sein, dass er in seinem Leben etwas Wichtiges, Bedeutendes erreichen müsste. Stundenlang konnte er darüber reden. Es müsste ihm gelingen, die Welt zu verändern, meinte er, es ginge darum, einen entscheidenden Beitrag zu leisten.< Borchert hat den Blick noch immer auf mein Gesicht geheftet, es ist ihm deutlich anzusehen: Er will, dass ich ihn verstehe. ›*Formal* war er sich darüber vollkommen im Klaren, wissen Sie?<, fährt er fort. ›*Formal* ging es ihm sozusagen darum, den Weg in die Geschichtsbücher zu finden. Aber *konkret*? Wie genau stellte er sich das vor? Auf welchem Weg – durch welche Errungenschaft? Wollte er eine Erfindung machen – eine Entdeckung? Wollte er in die Politik gehen, einen Krieg führen, einen

Großkonzern aufbauen? Das wusste Karl nicht. Sein Ziel, die Welt zu verändern, war vollkommen abstrakt – leer, wenn man es genau nimmt. Wie die Riesen-Veränderung, von der er träumte, tatsächlich aussehen sollte, davon hatte er keine Ahnung. Das werde sich später schon noch herausstellen, meinte er, wenn ich ihn danach fragte. Als Karl kleiner war, grinste er dann und sprach darüber, wie sich die Welt in der Vergangenheit immer mal wieder durch die außerordentliche Leistung eines Einzelnen verändert habe. Als er jedoch größer wurde und bereits begonnen hatte, sich mit Philosophie zu beschäftigen, und ich ihn wieder danach fragte, ob er inzwischen denn wüsste, wie er es konkret anfangen wollte, eine solche historische Veränderung herbeizuführen, bemerkte ich, dass das, was sich auf meine Frage hin in sein Gesicht stahl, nicht länger ein schelmisches Lächeln war – sondern der nur mühsam verborgene Ausdruck von Angst. Angst, dass aus all den Träumen, die ihm scheinbar immer so plastisch vor Augen gestanden hatten, die scheinbar nur noch darauf gewartet hatten, endlich Wirklichkeit zu werden, gar nichts werden könnte. Leere Hoffnungen, in gewisser Weise ein vollkommen entleerter Größenwahn. Dass sie zerplatzen könnten wie Luftblasen.«

Borchert senkt den Blick wieder und rührt in seiner Tasse. »Und diese Angst war so stark, so lebendig, dass

sie regelrecht auf einen übersprang.««

Karl stand vor der »Melancholie« im Archiv und blickte durch eins der unverstellten Fenster nach draußen. Unter ihm lag der kleine Parkplatz, der hinter dem Schloss angelegt war und auf dem er bei seiner Ankunft sein Cabrio abgestellt hatte. Zwei in warme Wintermäntel gehüllte Gestalten gingen dort unten über den Kies. Auch wenn Karl sie nur von hinten sah, konnte er sie deutlich erkennen. Es waren Leonard Habich und seine Haushälterin, Frau Janker. Habich holte ein Schlüsselbund aus der Tasche seines Mantels und schritt auf seinen Geländewagen zu, der neben Karls Cabrio geparkt war. Gedämpft hörte Karl, wie die Zentralverriegelung des schweren Fahrzeugs aufsprang. Habich nickte Frau Janker zu, die entschlossen weiterging, zog die Fahrertür seines Wagens auf und schwang sich hinters Steuer. Der Motor sprang an, dann rollte das Auto aus der Parklücke und fuhr über den Kiesweg Richtung Ausfahrt. Als es an Frau Janker vorbeifuhr, warf sie einen flüchtigen Blick zur Seite und hob kurz grüßend die Hand. Kurz darauf war der Geländewagen aus Karls Blickfeld verschwunden.

Frau Janker marschierte unterdessen den Kiesweg entlang. Als Karl den Blick hob, um zu sehen, wo sie hinging, sah er, dass hinter den Bäumen, die an der

Zufahrt standen, ein Gebäude durch die Zweige schimmerte, das ihm bisher noch nicht aufgefallen war. Ein kleines, mit Rauputz verkleidetes Haus, dessen geschwungene Fenster darauf hindeuteten, dass es schon seit längerem zu Urquardt gehörte. Eine Art Verwalter- oder Pförtnerhaus, dachte Karl und merkte gleichzeitig, wie ihn eine Ahnung beschlich. Habich und Frau Janker hatten das Schloss verlassen. War er mit Lara allein? Sollte er sie nicht nach Janker fragen? Habichs Antwort auf Karls Fragen nach der seltsamen Gestalt, die ihm im Archiv begegnet war, hatte Karl nicht wirklich zufriedengestellt. Die Aussicht, von Lara mehr über Janker zu erfahren, war jedoch nicht der einzige Grund dafür, dass er plötzlich ein wenig aufgeregt war. Allein der Gedanke an Lara verursachte ein seltsam hohles Gefühl in seinem Bauch. Er wollte sie sehen. Und zwar am besten, wenn Habich nicht da war – auch wenn Karl sich das kaum eingestehen mochte.

Im nächsten Moment stieg er über die Wendeltreppe hinunter ins Frühstückszimmer. Von dort aus gelangte er in die Bibliothek, die sich im Hauptflügel befand, aber der Saal lag verlassen da. Auch in der Eingangshalle war niemand, ebenso wenig im Speisesaal. Karl durchquerte ihn und betrat auf der anderen Seite einen kleineren Korridor, der ihn zu der geräumigen Küche des

Schlusses führte. Auch dort hielt sich niemand auf.

Karl blieb am Küchentisch stehen und überlegte. Im zweiten Stock befand sich sein Gästezimmer, dort oben hatte er sich in den vergangenen Tagen ein wenig umgesehen. Außer auf ein modernes Badezimmer war er aber nur auf eine Flucht unbenutzter, leerstehender Räume gestoßen. Dort konnte sich Lara kaum aufhalten. Blieb der erste Stock. Höchstwahrscheinlich war das Schlafzimmer der Eheleute dort untergebracht, aber das füllte ja bestimmt nicht das ganze Stockwerk aus. Möglicherweise befand sich im ersten Stock neben dem Schlafzimmer auch ein Zimmer, das Lara benutzte.

Karl trat aus der Küche zurück in den Korridor und lief ihn Richtung Seitenflügel hinunter, bis er auf die hintere, kleinere Treppe stieß, die hoch bis in den zweiten Stock führte. Er begann, sie emporzusteigen. Was würde er sagen, wenn er Lara fand? Kurzerhand wischte er den Gedanken beiseite. Wenn sie keine Lust hatte, ihn zu sehen, würde er eben ins Archiv zurückkehren.

Als Karl den ersten Stock erreicht hatte, wandte er sich zu dem Flur, der von dem Treppenhaus abging und der über demjenigen Flur liegen musste, durch den er gerade von der Küche zur hinteren Treppe gelangt war. Eine ganze Reihe von Türen zweigte von dem Gang ab. Das

Haus war das reinste Labyrinth.

Karl schritt den Flur herunter und warf einen Blick in das erste Zimmer, an dem er vorbeikam und dessen Tür offen stand. Ein kleiner Salon, dessen Möbel mit weißen Laken zugedeckt waren. Es folgten zwei unschön proportionierte Kammern, die aussahen, als ob sie zu früheren Zeiten für die Unterbringung der Dienstenoten genutzt worden waren. Jetzt wurden hier Sessel mit aufgerissenem Polster gelagert, hochgestellte Matratzen, ausrangierte Lampen, zerknickte Kartons. Über allem lag ein Geruch von Staub und Alter, den Karl sonst nur aus Kellern oder Dachkammern kannte.

Er wollte seine Suche auf diesem Flur schon ergebnislos abbrechen, als seine Aufmerksamkeit noch einmal gefesselt wurde. Am Ende des Korridors führte eine Tür in ein unbenutztes Badezimmer mit uralten sanitären Anlagen. Karl hatte vermutet, dass das Bad bereits am äußersten Ende des Haupthauses liegen würde. Als er sich jedoch darin umsah, bemerkte er, dass eine nur halb zugezogene Schiebetür auf der anderen Seite des Badezimmers in einen gedrungenen Anbau führte.

Er schob die Schiebetür ganz auf und gelangte durch sie hindurch in eine kleine Diele, in deren verschlissener Seidentapete zwei weitere Zugänge eingelassen waren. Neugierig betätigte Karl die Klinke der ersten Tür. Sie

ließ sich herunterdrücken, aber die Tür war verschlossen.

Karl blickte zur zweiten Tür. Sie war nur angelehnt. Er stieß vorsichtig dagegen. Die Tür schwenkte auf und gab den Blick in einen im Dunkeln liegenden Raum frei. Waren die Fenster verhängt?

Karl machte einen Schritt in das Zimmer hinein – und spürte im selben Moment, wie der Boden seltsam weich unter seinen Füßen nachgab. Ein unangenehmes Gefühl. Er blieb stehen, drehte sich zu der Wand und tastete nach einem Lichtschalter. Als er einen altertümlichen Drehschalter fand, betätigte er ihn. Mehrere Halogenscheinwerfer, die in den Ecken des Zimmers unter der Decke angebracht waren, flammten auf.

Der Raum war vollkommen kahl. Nur in der Mitte stand ein eisernes Feldbett. Boden, alle vier Wände und Decke waren mit einem weißen, plastikbezogenen Polster ausgekleidet, das unter Karls Schritten weich nachgab. Auch die Fenster mussten mit dem Polster verschlossen sein. Unwillkürlich hatte Karl das Gefühl, eine Art Gummizelle betreten zu haben.

Wie auf Eiern lief er über das glatte und weiche Plastik zu dem Feldbett, das in der Mitte des Zimmers stand. Die Beine des Betts mussten durch die Polsterung hindurch im Boden festgeschraubt sein, denn als Karl an dem Eisengestell rüttelte, bewegte es sich keinen



Millimeter. Ein Paar schwere, schwarze Gummihandschuhe lagen auf der nackten Matratze, daneben eine Art Schlafbrille, wie Karl sie nur von Langstreckenflügen kannte. Vor allem aber fielen ihm zwei breite Metallbügel auf, die an der Längsseite des Betts in die Luft ragten. Als er sie näher untersuchte, stellte sich heraus, dass sie heruntergelegt und mit zwei Zapfen am Bettrahmen arretiert werden konnten.

Neugierig setzte er sich auf die Matratze und nahm die Schlafbrille in die Hand. Sie war viel robuster als die Wegwerf-Exemplare, die er kannte. Statt mit einem einfachen Gummiband konnte man sie mit einem daumendicken Lederriemen am Kopf festschnallen. Die Maske selbst war aus elastischem Gummi gefertigt, und Karl zweifelte nicht daran, dass sie sich fest an das Gesicht anschmiegen würde. Kurzerhand befestigte er sie an seinem Kopf, schob sie jedoch in die Stirn, damit die Augen frei blieben. Dann besah er sich einen der Handschuhe näher. Das Stück bestand aus demselben Kunststoff wie die Schlafmaske, nicht aus dem weißen, glänzenden Plastik, das die Polsterung überzog, sondern aus einer schwarzen Gummimasse, die sich ausdehnen ließ, wenn man daran zog – aber auch wieder fest zusammenschnappte, wenn man losließ.

Vorsichtig streifte Karl den Handschuh über. Kaum waren seine Finger in die Öffnung gerutscht, spürte er,

wie seine Hand – von dem dicken Gummibezug wie zugeschweißt und luftdicht verschlossen – für jede Berührung von außen taub geworden war. Rasch schob er mit der noch freien Hand die Maske von der Stirn über die Augen. Wie erwartet, presste sie sich fest auf sein Gesicht. Der Geruch des Gummis stieg ihm in die Nase.

Die Polsterung, die Handschuhe, die Brille – der ganze Raum war darauf ausgelegt, die sinnlichen Wahrnehmungen einzudämmen, ja auszuschalten. Das ganze Zimmer war nichts anderes als ein großer Isolationstank!

Karl legte die Beine auf die Matratze und wandte sich ein wenig zur Seite, um mit der noch unbehandschuhten Hand die beiden Metallbügel herunterzuklappen. Schwer fielen sie gegen seinen noch halb aufgerichteten Körper. Er zwängte die andere Hand in den zweiten Handschuh und ließ sich vorsichtig zurück auf das Bett sinken. Ein leises Klacken ließ darauf schließen, dass die Bügel in die Ösen am Rand des Bettgestells geglitten waren.

Karl atmete durch und begann, sich zu entspannen.

Gedankenexperimente. Hatte Habich das Zimmer so eingerichtet, weil er hoffte, aufgrund der mangelnden sinnlichen Stimulation auf Gedanken zu kommen, die ihm in normaler Umgebung unerreichbar waren?

Langsam ruhiger werdend, überließ sich Karl der

Schwärze vor seinen Augen – der Unbeweglichkeit und dem dumpfen Sausen, das aufgrund der Polsterung in dem Raum zu herrschen schien. Ihm fiel auf, dass das, was vor seinen Augen schwamm, genau genommen gar kein Schwarz war, sondern eher Tiefblau mit rot-schwarzem Rauschen, mit gelben Adern, ja, selbst ein hellgrünes Flackern war darin zu sehen.

Im selben Augenblick zuckte er zusammen. Durch Maske, Handschuhe und Bügel hilflos geworden, waren seine Sinne sofort aufs äußerste geschärft.

Da war es wieder.

Schritte.

Hastig versuchte Karl, sich aufzurichten, aber die beiden Metallbügel ließen sich nicht hochdrücken. Er versuchte, mit einer Hand den unteren Zapfen zu erreichen, der den Bügel über seiner Hüfte arretierte. Der Bügel zwängte seinen Arm jedoch so ein, dass er kaum an den Zapfen herankam. Unbeholfen klatschte seine Hand gegen das Metallgestänge. Außerdem machten die Handschuhe jedes Gefühl für den einfachen Mechanismus zunichte. Statt den Zapfen aus der Öse zu lösen, brachte Karl nur das Eisengestell des Bettes zum Scheppern.

Eine Welle von Panik durchpulste seinen Körper. Er musste raus hier! Er riss den Kopf hoch, die Maske klebte an seinem Gesicht, sie schien sich geradezu an

seinen Augen festgesaugt zu haben. Karl bäumte sich auf, presste seinen Körper mit aller Kraft gegen die beiden Metallbügel. Aber sie rührten sich nicht. Die beiden Zapfen mussten sich irgendwie verhakt haben! Zusammengekrümmt lauschte er, ob sich die Schritte näherten.

Es war nichts zu hören.

Hatte sich der andere die Schuhe ausgezogen?

Fieberhaft schob Karl die Hände zusammen und versuchte, mit der einen Hand den Handschuh von der anderen zu zerren. Es kam ihm so vor, als sei die Haut seiner Hand an dem Gummi regelrecht festgewachsen. Ihm brach Schweiß aus. Mit einem quietschenden Geräusch rutschte das Gummi endlich über die Hand. Hastig riss Karl mit der frei gewordenen Hand an dem anderen Handschuh, zog das fette Gummi von seinem Körper, tastete mit den noch tauben Fingern nach dem Zapfen, der den Metallbügel über seiner Hüfte festhielt.

Aber der Stift war nicht einfach nur durch die Öse am Gestell hindurchgesteckt, wie er es vermutet hatte. Er war auch umgeklappt, ließ sich jedoch nicht einfach zurückklappen, sondern musste irgendwie festgeschraubt sein. Ungeduldig versuchte Karl, den Zapfen loszuschrauben – doch es gab kein Gewinde.

Karl fühlte, dass er nass von Schweiß war. Die Flüssigkeit rann ihm an der fest in seine Augenhöhlen

gepressten Gummimaske übers Gesicht. Er musste die Schlafbrille, oder was auch immer das war, herunterbekommen, musste sehen, wie er sich in dieses Gestell eingespannt hatte, wenn er sich jemals daraus befreien wollte – aber wegen der Bügel kam er an die Maske nicht ran.

Er warf sich zurück. Ruhe bewahren! Was war schon passiert? Er hatte sich ein wenig im Haus umgesehen und dabei diesen merkwürdigen Raum hier entdeckt. Habich würde dafür doch Verständnis haben. Es war lächerlich, wie sehr er sich aufregte. Im Gegenteil, er sollte um Hilfe rufen!

»Lara? Frau Kronstedt?«

Es kam heraus wie ein Flehen. Er riss sich zusammen.

»*Lara Kronstedt!*«

Es ist, als hättest du den Bademantel ihres Mannes angezogen – jagte es durch seinen Kopf. Wer weiß, was sie noch alles auf diesem Bett machen? Wie kannst du ihnen nur so auf die Pelle rücken!

Und plötzlich wusste er es: Das waren nicht Laras Schritte, die er gehört hatte. Das waren Jankers.

Erst jetzt bemerkte Karl, wie schwer er atmete. Der Schweiß sammelte sich unter der luftdichten Gummimaske in seinen Augen. Er hielt den Atem an.

Was war das?

Ein Luftzug? Ein Rascheln? Ein Geruch?

Das Gefühl war überwältigend. Jemand befand sich in dem Raum. Stand neben ihm, neben dem Bett. Sah auf ihn herunter!

»Hallo?«

Es war nur ein Flüstern, das Karl hervorbrachte – aber es dröhnte in seinen Ohren, übersensibilisiert, wie sie waren.

Täuschte er sich? Bildete er sich nur ein, dass jemand im Zimmer war? Wie kam er darauf, dass der Haushälter bei ihm war? Dass er sich die Schuhe ausgezogen hatte? Ja, dass er direkt neben ihm stand?

Blinder, dumpfer Widerwillen brauste in Karl auf. Was wollte der Mann von ihm? Der Ärger über sich selbst, wie er sich nur so leichtfertig in das Gestell hatte zwängen können, in ein Geschirr, gegen das er nicht ankam, stieg ihm zu Kopf. Er warf sich herum, versuchte, das ganze Bett umzustoßen, aber es half nichts. Es klapperte und schepperte, doch die Bügel saßen fest, fast schien es, als schraubten sie sich immer enger an seinen Körper, je wütender er sich dagegenstemmte.

Erschöpft ließ sich Karl auf die Matratze zurückfallen. Da war es wieder. Die Gewissheit, dass jemand ihm zusah, hier neben ihm stand und beobachtete, wie er

hilflos strampelte. Mühsam versuchte er, seine Atmung zu kontrollieren.

»Herr Janker, sind Sie es?«

Er lauschte.

»Antworten Sie!«

Nichts.

Und plötzlich glaubte Karl zu wissen, woher die Ahnung kam, dass jemand dicht bei ihm war. Es war die *Wärme*, die von dem anderen ausging. Es war nur ein schwacher Hauch – aber war es nicht eindeutig zu spüren? An seiner Wange? Er warf den Kopf herum, versuchte, Witterung aufzunehmen, aber ein Geruch war es nicht, was er wahrgenommen hatte – zu riechen gab es nichts. Das konnte nicht Lara sein, sie konnte nicht so geruchlos sein, auch wenn sie heute vielleicht kein Parfüm benutzt hatte.

Die Wärmeempfindung verlagerte sich auf seine Nasenspitze, schien seine Lippen zu überziehen.

Angeekelt riss Karl den Kopf zurück. Mein Gott, *was war das?*

»Wer bist du?«, brach es aus ihm hervor. »Was willst du?«

Da spürte er, wie die Wärme über seine Wange zu seinem Ohr kroch. Verkrampft kauerte Karl auf seinem Bettgestell, zutiefst verängstigt und von dem Gefühl gequält, dem anderen ausgeliefert zu sein. Mit

aufgepeitschten Sinnen versuchte er herauszufinden, was auf ihn lauerte – und konnte doch nur denken, dass der andere sich jetzt neben ihn gehockt und begonnen hatte, etwas in sein Ohr zu flüstern.

Spürte er nicht, wie die Schallwellen in ihn eindringen? Aber er hörte ja nichts! Was er vernahm, war kein Zischeln oder Flüstern, es war nur die *Gewissheit*, Lauten ausgesetzt zu sein, die von jedem einfachen Instrument nachgewiesen werden konnten, die seiner bewussten Wahrnehmung aber entzogen waren. Weil sie *jenseits seiner Wahrnehmungsschwelle* lagen.

Jede Nervenspitze in seinem Körper war wie elektrisiert. Das musste es sein! Aber was war es, das ihm da eingeflüstert wurde? Was war es, das in ihn drang? Was war das für ein Wesen, das in der Lage war, solche Töne zu produzieren? War es nur ein – wenn auch für ihn unhörbares – *Geräusch*, das da in sein Ohr träufelte, oder waren es Zeichen, Worte, Sätze – ja, mussten es dann nicht auch *Gedanken* sein?

Für einen Augenblick glaubte Karl regelrecht zu fühlen, wie sich die unhörbaren Laute wie Würmer durch sein Gehirn fraßen. Wie sie sich einen Weg durch Gegenden bahnten, die nicht für sie gemacht waren, wie sich sein Verstand durch ihr Schleichen verformte, wie sie Spuren hinterließen, die seinem Willen, seiner Kontrolle und



seinem Einspruch entzogen waren. Wie sich das Wesen, das da neben ihm hockte, in ihn hineinbohrte – nicht in seinen Körper, aber in seine Seele, auch wenn er davon nicht mehr mitbekam als ein dumpfes Gefühl. Das Gefühl des Grauens, gegen seinen Willen verändert zu werden. Nicht mehr derjenige zu sein, der bestimmte, was mit ihm vorging. *In* ihm vorging.

Er rang nach Luft. Er hatte nicht mehr die Kraft, an den Bügeln zu rütteln, zu rufen, sich zur Wehr zu setzen. Mit schweißverklebten Augen starrte er die Innenseite seiner Lider an – an der jetzt rote Blasen aufgingen, die sich ineinander drehten und lila anliefen, bis gelbe Tupfer darin schwammen, die ausfranst, wuchsen und platzten. Farbverläufe, die Karl in dieser Form noch nie gesehen hatte. Ein Taumel, den er verzweifelt versuchte zu stoppen. Aber er konnte die Augen unter der Maske nicht öffnen, sich nur immer mehr noch hineinsteigern in das bodenlose Gefühl des Ausgeliefertseins.

Als er erwachte, war sein Hemd klatschnass. Er musste das Bewusstsein verloren haben. Die Brille klebte noch an seinem Gesicht. Aber das Gefühl, dass jemand bei ihm wäre, war verflogen.

Stattdessen hörte er entferntes Stimmengewirr durch das Haus hallen. Seine Hand schnellte zu dem Metallbügel, der auf seiner Hüfte lastete. Er bekam den Eisenzapfen zu fassen, mit dem er an dem Bettgestell befestigt war. Mühelos ließ sich das Stäbchen durch die Öse schieben. Was war nur vorhin mit ihm los gewesen? Die Panik hatte ihn völlig kopflos gemacht. Oder hatte jemand, während er ohnmächtig gewesen war, den Zapfen so umgestellt, dass es jetzt kein Problem mehr war, ihn durch die Öse zu schieben?

Karl schwenkte den Bügel nach oben und zerrte sich die stinkende Maske vom Kopf. Das weiße, gepolsterte Zimmer lag ruhig da. Er fädelte auch den Zapfen des zweiten Bügels durch die Öse, klappte die Metallstange hoch und setzte sich auf. Dann kletterte er vom Bett herunter und kniete sich neben das Eisengestell. Vorsichtig klappte er den oberen Bügel wieder herunter,

diesmal jedoch ohne darunter zu liegen. Geschmeidig versank der Zapfen des Bügels in der Öse, die am Gestell befestigt war. Karl sah sich den Verschluss genauer an. War der Zapfen durch die Öse hindurchgerutscht, konnte man ihn umklappen und so einstellen, dass er leer drehte und sich nicht mehr durch die Öse schieben ließ.

War er nur kopflos gewesen? Oder hatte ihn jemand absichtlich in das Gestell eingesperrt und wieder freigelassen?

Karl strich sich die verklebten Haare aus dem Gesicht. Er spürte, dass seine Hände zitterten. Was war überhaupt passiert? Er hatte etwas gehört? Gehört? Nein, gehört hatte er eigentlich nichts. Er hatte nur etwas gespürt. Er schluckte. Er war sich nicht sicher, ob er etwas gehört oder gespürt hatte, aber er hatte sich aus dem Gestänge nicht befreien können. Und das war mit Sicherheit keine Einbildung gewesen.

Erneut drangen die entfernten Stimmen an sein Ohr. Karl richtete sich auf. Das Stimmengewirr klang alles andere als bedrohlich. Eher wie das aufgekratzte Miteinander einer Handvoll Menschen, die sich freuten, einander zu sehen, und das auch zeigen wollten.

Er stand auf, ging über das weiche Plastikpolster zur Tür und lief durch Diele und Badezimmer zum Korridor, der die Zimmer im ersten Stock miteinander verband.

Keine Frage, die Stimmen kamen aus dem Erdgeschoss. Karl stieß die erstbeste Tür auf. Dahinter lag eine der Kammern, die er sich vorhin angesehen hatte. Er trat ans Fenster und sah nach unten. Über den Vorplatz strebte gerade ein älterer Herr auf den Haupteingang zu, der sich wenige Schritte weiter im Turm befand. An seiner Seite und in seinen Arm eingehakt lief eine weißhaarige Dame, beide trugen elegante, warme Kleidung, die sie vor der herbstlichen Kälte schützte. Karl beobachtete, wie das Paar vor dem Eingang stehen blieb, der Mann gegen die Tür klopfte. Sie warteten kurz, dann hellten sich ihre Gesichter auf. Jemand musste die Tür geöffnet haben. Sie verschwanden im Haus.

Karls Kopf sank gegen das kalte Glas des Fensters. Konnte er noch eine Minute länger in dem Schloss bleiben? Aber ohne Verabschiedung einfach verschwinden? Runtergehen, Habich inmitten seiner Gäste zur Seite nehmen – und ihm eröffnen, dass er Urquardt verlassen musste? Es kam nicht in Frage.

*Aus: »Abschlussbericht der Urquardt-Kommission«,  
Anlage A: Aufzeichnungen von Leonard Habich,  
4. Oktober 2012*

»Ist es das wert? War es das jemals wert? Ja, verdammt!  
Es ist keine Pandorabüchse, die ich öffne, es ist der  
Beginn eines neuen Zeitalters.

Und die Kosten? Die Schuld?

»Und die Kosten? Die Schuld?«

Wer ist das denn, der mir das einredet? Wem gehört die  
Stimme, die da in mir quengelt? Dem Gewissen? Der  
Angst? Wie kann ich Kosten und Nutzen abwägen, ohne  
auch nur die geringste Ahnung davon zu haben, was  
passiert, wenn der Schritt gewagt und gelungen ist? Es ist  
keine Frage von Kosten und Nutzen mehr, ja nicht mal  
mehr eine des Wollens, oder eines wie auch immer  
gearteten Willensbegriffs. Es ist nur eine Frage der  
Ausführung dessen, was längst nicht mehr aufzuhalten  
ist!

Da ist sie wieder, die Stimme: »Ach ja? Der  
»Ausführung«? – was zermarterst du dich dann noch?  
Vollzieht es sich vielleicht ohne dich?«

Doch in jedem weiteren Moment, den ich schwanke,  
schwindet nur meine Kraft, die ich so dringend brauche.  
Ist es nicht *das*, wozu ich wirklich verpflichtet bin:  
Darauf zu achten, dass ich die nötige Kraft habe, wenn  
der Schritt einmal begonnen ist! Dass ich in der Lage  
dazu bin, die Kontrolle zu behalten, wenn die Dinge zu  
stürzen beginnen! Dass ich auch dann noch steuere,  
wenn alles im Chaos zu versinken droht.

Aber wird es so etwas wie Steuerräder – oder das, wofür solche Metaphern auch immer stehen – dann überhaupt noch geben? Wird sich nicht alles auflösen in einem Rauschen, einem blutigen womöglich, einem grauen, einem heißen vielleicht, vielleicht auch einem kalten, einem dumpfen, tödlichen, unendlichen Rauschen, aus dem es kein Entrinnen mehr geben wird, weil es ein kosmischer Zufall war, dass es überhaupt jemals so etwas wie Verständnis gegeben hat – und nicht vielmehr nichts! Ein glücklicher, kosmischer Zufall, den ich aufs Spiel setze!

Wer gibt mir dazu das Recht?

›Wer gibt mir dazu das Recht?‹«

Knapp zwanzig Minuten, nachdem Karl auf dem Metallbett wieder zu sich gekommen war, schritt er, geduscht und umgezogen, die große Treppe hinab, die in die Eingangshalle führte und zu der er über die hintere Treppe von seinem Gästezimmer aus gelangt war.

Habich stand unten in der Halle neben der Marmorstatue und half gerade einer zierlichen Frau mit stechendem Blick und unbestimmbarem Alter aus dem Mantel. Als er hörte, dass jemand die Treppe

herunterkam, schaute er hoch.

»Borchert! Wo haben Sie gesteckt? Wir haben Sie schon überall gesucht.« Er warf der Frau, die neben ihm stand, einen Blick zu. »Sie kennen Karl Borchert? Die Berliner haben ihn mir für ein paar Tage ausgeliehen, damit er mir ein bisschen unter die Arme greift.«

Die Frau nickte Karl freundlich zu. »Ich hoffe, mit Ihrer Hilfe vertraut uns Leonard demnächst endlich mal an, womit er sich seit Monaten beschäftigt. Alles, was ich von ihm dazu bisher gehört habe, waren fadenscheinige Ausreden.«

Karl hatte den Fuß der Treppe erreicht und streckte der Frau die Hand entgegen. »Mir weicht er bisher auch am liebsten aus.«

Die Frau drückte Karls Hand mit erstaunlich beherztem Griff. »Wenn ich ihn nicht so gut kennen würde, hätte ich längst den Verdacht, dass er nur so tut, als würde er noch forschen – während er in Wirklichkeit schon seinen Lebensabend genießt.«

Habich, der ihren Mantel an einen der Kleiderständer an der hinteren Wand gehängt hatte, kam lachend zu ihnen zurück. »Jetzt übertreiben Sie aber, Ursula.« Er sah zu Karl. »Professor Rabinowitz ist Evolutionsbiologin und hatte es schon immer darauf abgesehen, mir nachzuweisen, dass meine Arbeiten – und damit mein Gedankengut, mein Erbe, wenn Sie so wollen – dazu

verdammt sein werden, auf ganz natürliche Weise aussortiert zu werden –«

»Das hat Ihnen zu denken gegeben, was, mein Lieber?«, unterbrach ihn die grazile Dame. »Aber es hat Sie nicht davon abgehalten, auf Ihrem verkorksten Weg weiterzumachen.«

Habich lächelte aufgeräumt, nahm ihren Arm und führte sie Richtung Esszimmer, aus dem ihnen das Wirrwarr der Stimmen entgegendrang, das Karl bis hinauf in das Polsterzimmer gehört hatte.

Als er hinter den beiden den Saal betrat, sah er, dass sich bereits ein gutes Dutzend Besucher dort versammelt hatten. Herren in Habichs Alter, weißhaarig, bebrillt und gekleidet in dunkle Anzüge und Krawatten, mit der Aura von Männern, die es gewohnt sind, ihr Geld mit den Ideen und der Arbeit ihres Kopfes zu verdienen. Damen in Abendgarderobe, dezent geschminkt, nicht ohne Schmuck, eine Aufgeräumtheit und Aufgekratztheit ausstrahlend, die darauf schließen ließ, dass sie sich fast wie zu Hause fühlten. Die meisten von ihnen hielten halb gefüllte Sektkgläser in der Hand.

»Borchert? Hat Habich Borchert gesagt?«

Karl blickte zur Seite. Ursula Rabinowitz war neben ihn getreten und schaute ihn an. »Ist Ihr Vater etwa Christian Borchert, der Arzt?«



Karl streckte überrascht den Kopf vor. »Wie kommen Sie denn darauf?«

»Sie sehen ihm ähnlich, junger Mann! Hat Ihnen das noch nie jemand gesagt?«

»Sie haben meinen Vater gekannt?«

»Ziemlich gut sogar. Wir sind in München eine Zeitlang zusammen auf dieselbe Universität gegangen.«

Karl lächelte. »In München war er Mitte der sechziger Jahre.«

Die aufmerksamen Augen der Frau musterten ihn. »Ich hatte immer versucht, ihn für die Forschung zu gewinnen, aber Ihr Vater interessierte sich nicht für Amöben oder Bakterien. Er wollte mit Menschen zu tun haben.«

Karl nickte. »Wann haben Sie ihn zum letzten Mal gesehen?«

Rabinowitz musste einen Moment nachdenken. »Anfang der Achtziger ...« Sie warf Karl einen Blick zu. »Ich erinnere mich noch, ich war mal bei Ihren Eltern zu Gast, da waren Sie noch ein kleiner Junge. Ihr Bruder war auch da. Sie sind im Schlafanzug unter den Gästen aufgetaucht und haben uns allen gute Nacht gewünscht – aber das werden Sie natürlich nicht mehr wissen.«

Karl lächelte. Seine Eltern hatten relativ oft abends Gäste gehabt, Roland und ihm hatte das immer gut gefallen, weil sie dann länger aufbleiben durften. Aber er

konnte sich unmöglich an alle Einladungen im Einzelnen erinnern.

»Karl! Endlich komme ich dazu, Sie zu begrüßen«, tönte es neben ihm. Karl fuhr herum. Jörn Forkenbeck kam mit ausgestreckten Armen auf ihn zu. Karl hatte ihn schon beim Hereinkommen bemerkt, jedoch erst später ansprechen wollen, da Forkenbeck in ein Gespräch mit einem anderen Gast vertieft gewesen war.

Karl grinste. »Professor! Was machen Sie denn hier?«

Sie schüttelten einander die Hand.

»Eine Einladung bei Habich, das lass ich mir nicht entgehen«, meinte Forkenbeck, und seine Augen glänzten. »Wie gefällt es Ihnen auf Urquardt?«

Karl fuhr sich durch die Haare. Jetzt, wo das Haus voller Leute war, gefiel es ihm gut. »Bestens«, sagte er, »Habich hat mir schon vollkommen den Kopf verdreht.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Forkenbeck strahlte, warf Rabinowitz einen Blick zu, wandte sich dann aber wieder an Karl. »Und? Kommen Sie voran? Ich bin sicher, Leo hat manche fesselnde Idee auf Lager, die es noch zu entdecken gibt.«

Karl lachte. »Kann man wohl sagen.«

Im selben Moment sah er, wie Frau Janker mit einer großen Platte in der Hand durch die Tür trat, die zur Küche führte.

»Sehr schön«, erhob sich Habichs Stimme unter den

Gästen. »Wollen wir uns setzen?« Er schaute aufmunternd in die Runde und deutete auf die Tafel, die in der Mitte des Saals eingedeckt war.

*Aus: »Die Natur der Bestie. Festschrift für Nils Corbinian Bachmann zum 70. Geburtstag«, München 2017, Nachwort von Ursula Rabinowitz, S. 607 f.*

»Seit Oktober 2012 ist viel über die kleine Gruppe von Studenten und Studentinnen spekuliert worden, die sich gut vierzig Jahre vorher in München zusammengefunden hatte. Und es ist betont worden, dass die Ideen, die ihre Wurzeln in den Gesprächen und Zusammenkünften dieser Gruppe hatten, sehr viel früher sehr viel genauer geprüft und bewertet hätten werden müssen.

Als ein Mitglied dieser Gruppe möchte ich dazu sagen, dass wir zu dem Zeitpunkt, als wir anfangen, unsere Interessen und Forschungen zu koordinieren, natürlich darauf erpicht waren, über kurz oder lang zu handfesten Ergebnissen zu kommen. Das, was Habich ab Mitte der achtziger Jahre initiiert hat, geht für mich jedoch sowohl in seiner Monstrosität als auch in seiner Kaltschnäuzigkeit weit über das hinaus, was mir ursprünglich, zu Beginn unserer Freundschaft,

vorgeschwebt hatte.

Ich will nicht verschweigen, dass ich mit großer Begeisterung dabei war, als wir anfangen, unsere Ideen zusammenzuwerfen. Mich faszinierte der Gedanke, Teil einer Gruppe zu sein, deren Mitglieder sich fachlich perfekt ergänzten. Ich selbst promovierte zu dieser Zeit über ein Thema der Entwicklungsbiologie, Habich verstand sich als Wissenschaftstheoretiker, Forkenbeck als Linguist – auch er hat später sein Fach gewechselt. Nils Bachmann schließlich – um nur einige von uns zu nennen – kümmerte sich um Forschungsgelder, Förderungen, die Koordination mit der Wirtschaft, regelte also die finanziellen Aspekte unserer Projekte.

Mit einem Wort: Wir waren gut aufgestellt, um eine umfassende Theorie zu entwickeln. Eine Sprachtheorie! Das war von Anfang an unser Anliegen. Nicht zuletzt aufgrund der Bescheidenheit, die mit diesem Ziel verknüpft schien, machten wir uns ernsthafte Hoffnungen auf einen durchschlagenden Erfolg. Eine Theorie der Sprache zu konstruieren hatte damals noch – verglichen mit Projekten der Physik oder Kybernetik – als wenig aufregendes interdisziplinäres Projekt gegolten, so dass wir hoffen konnten, einen ersten entscheidenden Schritt in dieser Fragestellung vorwärtszukommen. Dass wir mit unseren Bemühungen jedoch nicht nur scheitern würden, sondern in

Wirklichkeit Dinge vorbereiten, die erst Jahrzehnte später bekannt werden sollten, haben die meisten von uns zum Zeitpunkt unserer Zusammenarbeit allerdings nicht einmal geahnt.«

»Herr Janker!«

Karl zuckte zusammen und warf Rabinowitz, die zu seiner Linken Platz genommen hatte, einen raschen Blick zu.

»Ich dachte, Sie lassen Ihre Frau heute alles allein machen!«, rief die zierliche Wissenschaftlerin und nickte jemandem, der hinter Karl gerade den Saal betreten haben musste, freundlich zu. Karl war so sehr in das Gespräch mit seiner Tischnachbarin zur Rechten, einer gewissen Frau Bachmann, vertieft gewesen, dass er nicht bemerkt hatte, wie jemand durch die Tür, die in seinem Rücken lag, hereingekommen war. Verstohlen wandte er den Kopf zu der Gestalt, die gerade zwischen ihn und Frau Rabinowitz trat und der Professorin eine große flache Porzellanschüssel mit dem Pastagang hinhielt.

Janker! Keine Frage, das war der Mann, der ihn gestern Abend im Archiv überrascht hatte. Hier, im Licht, unter den Leuten, machte er zwar einen ganz anderen Eindruck auf Karl als im Dämmerchein

zwischen den Regalen – und doch war ihm, als zöge sich etwas in seinen Eingeweiden zusammen. Karl wusste, wie irrational diese Reaktion war, aber der Widerwillen, den er verspürte, war überwältigend, beinahe qualvoll. Er glaubte regelrecht riechen zu können, dass es genau dieser Mann gewesen war, der vor einer knappen Stunde neben ihm im gepolsterten Raum gestanden hatte – obwohl Karl nicht hätte sagen können, worin dieser Geruch bestand, ja, ob es überhaupt etwas zu riechen gab.

»Danke sehr«, hörte er Rabinowitz neben sich sagen und sah, wie sie das Vorlegebesteck zurück in die Schüssel legte und dem Haushälter zunickte. Instinktiv schlug Karl die Augen nieder, um Jankers Blick nicht zu treffen, der um ihn herumging und ihm kurz darauf von rechts die flache Schüssel hinhielt.

Die Augen auf das Gericht geheftet, griff Karl nach dem Vorlegebesteck und lud sich eine Portion auf seinen Teller. Während er damit beschäftigt war, wurde sein Blick jedoch wie magisch nach oben gezogen, in Jankers Gesicht, das er noch einmal sehen wollte – sehen *musste* –, jetzt, wo keine Müdigkeit und Überspanntheit ihn mehr narren konnten.

Und was er sah, war keine entsetzliche Fratze, wie es ihm im Archiv vorgekommen war. Vielmehr das verweichlichte Antlitz eines Mannes, der nie erwachsen

geworden zu sein schien. Ein Gesicht voller Pölsterchen, beinahe fettig glänzend, beinahe ein Kindergesicht – und doch zugleich ein Gesicht, in dem keine Spur von Unschuld mehr zu entdecken war, wie Karl sie aus Kindergesichtern kannte. Stattdessen nur Ausdruckslosigkeit, Leere, Glattheit. Es war das Gesicht aus dem Archiv, nur schien Karl das Abstoßende darin irgendwie abgemildert, vielleicht, musste er denken, weil er sich schon daran gewöhnt hatte.

Er legte das Vorlegebesteck zurück in die Schüssel und nickte mit dem Kopf – sorgfältig darauf bedacht, Jankers Blick nicht zu treffen. Während der Haushälter einen Schritt zurücktrat und um Frau Bachmann herumging, um ihr die Schüssel anzubieten, wanderte Karls Blick auf seinen Teller. Wie überlange Finger schienen sich die fettigen Muschelnudeln umeinander zu schlingen. Der Gedanke daran, etwas von dem essen zu müssen, was dieser Mann ihm gebracht hatte, schien Karl unerträglich. Jeder Hunger war ihm ausgetrieben. Und die madenartigen Teigwaren auf seinem Teller kamen ihm vor wie herabgefallen von der knochenlosen, weichen Visage, die ihn eben so angewidert hatte.

**B**orchert, was ist? Träumen Sie?«

Überrascht sah Karl auf, geradewegs in das Gesicht Habichs, der ihn quer über die Tafel hinweg aufmunternd anschaute. »Was sagen Sie dazu?«

Karl hatte keine Ahnung, wovon er sprach.

»Haben wir nicht gerade neulich darüber geredet?«, fuhr Habich fort. »Und siehe da, wen auch immer ich danach befrage – alle sind Ihrer Meinung!«

»Das geht mir leider nicht immer so«, konterte Karl, bemüht, sich seine Irritation nicht anmerken zu lassen.

»Nein, wirklich, Leo«, wandte sich Bachmann, ein korpulenter Mann mit Glatze, der an der Querseite des Tisches saß, an Habich. »Ich habe allen Respekt vor deinen Aufsätzen aus den sechziger Jahren. Du hast damals eine Menge Luft aus vielen überflüssigen Diskussionen gelassen. Aber überleg doch mal: Was genau hat das gebracht? Letzten Endes hast du damit doch nur denen Auftrieb gegeben, die der Meinung sind, dass es höchste Zeit ist, sich von der Philosophie als ernstzunehmender Disziplin zu verabschieden.«

»Jetzt geht das schon *wieder* los«, lachte Habich. »Du



willst mir doch nur aus der Nase ziehen, wovon ich aber nicht sprechen will, bevor mir nicht einige letzte Ergebnisse vorliegen!«

»Was denn für Ergebnisse?«, mischte sich nun auch Rabinowitz ein. »Nils hat doch recht, Leo. Was hast du uns vor deiner Reise nicht alles vorgeschwärmt! Du wolltest zurückgehen auf die historischen Umstände, unter denen sich gewisse entscheidende Fortschritte in der Ideengeschichte ereignet hätten. Descartes, war er nicht dabei? Wittgenstein, natürlich. Und wer war der Dritte?«

»Platon«, sekundierte ihr Forkenbeck.

»Platon. Und?«, nahm die hagere Frau den Faden wieder auf. »Was jetzt? Was hast du rausgefunden? Ich will dir ja nicht zu nahe treten. Und schon gar nicht vor all den Leuten hier.« Sie lächelte. »Aber wenn du noch nicht mal in unserem Kreis andeuten kannst, ob dir deine Reisen auch nur annähernd das gebracht haben, was du dir davon versprochen hast – nun, dann macht einen das irgendwie, wie soll ich sagen ... misstrauisch.«

Habich antwortete nicht sogleich. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet. Nur das Klappern des Bestecks war zu hören, mit dem sich Frau Bachmann von der Muschelpasta nahm.

»Die Philosophie kann nichts erreichen, weil sie sozusagen geradezu dadurch definiert ist, dass sie die

Sphäre der Gedanken nicht verlässt, richtig?« Habich hatte sich aufgerichtet, ließ den Blick über die Teilnehmer an seiner Tafel streifen. Das Schmunzeln, das sonst immer darin stand, hatte sein Gesicht verlassen. »Das ist es, was ihr wieder und wieder betont«, er blickte zu Karl, »und was so ein vielversprechender junger Mann wie Karl Borchert hier natürlich auch behauptet.« Er machte eine Pause. »Aber das ist ein Irrtum!« Seine Stimme schnitt durch den Saal. »Ich habe es schon oft behauptet – und ich werde nicht müde, es auch heute wieder festzustellen. Die Begriffe, mit denen wir uns die Welt erschließen, sind geistige Werkzeuge – Werkzeuge, auf die wir Zugriff haben und die wir *verändern* können. Das ist eine Binsenweisheit – aber sie hat heute so viel Gültigkeit wie vor zweihundert Jahren. Wir können reflektieren, uns auf die Begriffe besinnen, sie ändern und *anpassen*. Anpassen an die Wirklichkeit, von der ihr so hartnäckig behauptet, dass sie mit den Mitteln der Philosophie nicht erreichbar ist. Ich sage euch: Keine andere Disziplin als die Philosophie wird es uns gestatten, die Scheuklappen abzuwerfen, die uns nach wie vor den Blick einschränken. Oder vielleicht werden wir sie nicht wirklich abwerfen können – aber doch zumindest verkleinern. Gerade so, wie es in der Vergangenheit immer wieder Momente gegeben hat, in denen unser Verständnis der Welt und unseres Platzes

darin einen entscheidenden Sprung nach vorn gemacht hat. Gerade dank der Philosophie und ihrer Reflexionsfähigkeit wird es den nächsten großen Durchbruch geben. Einen Durchbruch, der so etwas wie eine neue Ära einleiten wird.«

»Scheuklappen? Durchbruch? Ära?« Es war Rabinowitz, die das Wort hatte. »Mein lieber Leo – das ist ja alles schön und gut. Und tatsächlich hast du bereits öfters so oder ähnlich gesprochen. Und ich wäre auch die Erste, die dir recht geben würde, wenn ich nur könnte. Aber das sind doch alles bloß leere Behauptungen!«

Karl bemerkte, wie Habich seiner Frau Lara einen Blick zuwarf, die neben Forkenbeck saß. Er schien nicht damit gerechnet zu haben, dass die Diskussion ihm derartig auf den Leib rücken würde.

»Leo, du weißt, dass ich immer auf deiner Seite war«, ließ sich jetzt Nils Bachmann wieder vernehmen. »Auch damals – wann war das? Kurz nach dem Mauerfall? Dein Kratylos-Projekt – hab ich voll unterstützt, oder? Das hat schon Geld gekostet, aber ich hab an dich geglaubt und mitgemacht. Wie viele Studenten hatten wir damals dabei? Zwanzig? Dreißig?«

»Achtundvierzig«, präzisierte Habich, »und jeder einzelne von ihnen hat sich früher oder später über die Ausstattung der Räume beschwert, die du zur Verfügung gestellt hattest.«

»Unsinn!«, polterte Bachmann gutgelaunt dazwischen. »Diese Weicheier sollten sich mal nicht so haben. Sie brauchten nichts zu tun! Den ganzen Tag lang! Rumsitzen, sonnenbaden, essen, schlafen. Es waren sogar Frauen und Männer gemischt, und keiner älter als dreißig. So ein Leben möchte ich haben!«

Karl warf Rabinowitz einen Blick zu. »Wovon spricht er?«

Seine Nachbarin machte ihm ein Zeichen, dass sie ihn gleich aufklären würde, Bachmann aber erst ausreden lassen wollte.

»Okay, sie konnten nicht raus«, ereiferte sich Bachmann unterdessen weiter. »Aber es war auf ...«, er blickte zu Rabinowitz, »wie viele Monate beschränkt?«

»Erst wollten wir vier Monate machen, am Ende sind acht daraus geworden – genutzt hat das aber auch nicht viel mehr«, antwortete sie.

»Genau«, fuhr Bachmann, jetzt wieder an Habich gerichtet, fort. »Acht Monate in dem Gehege. Voll gepflegt. Sie konnten tun und lassen, was sie wollten. Nur eines eben nicht.« Er lächelte.

»Das musste damals eher unauffällig gemacht werden«, erläuterte Rabinowitz Karl leise. »Man hätte uns wegen Menschenversuchen drankriegen können. Habich hatte die Idee gehabt, ein paar Dutzend Studenten in ein Gehege zu sperren, sie voll zu verpflegen, es ihnen

aber zu verbieten, sich in einer existierenden Sprache zu verständigen. Denn das war es, was sie entwickeln sollten: eine neue Sprache.«

Unwillkürlich musste Karl an sein eigenes Projekt denken, das ihm die Forschungsgemeinschaft nicht hatte bezahlen wollen. Eine ganz ähnliche Versuchsanordnung. Nur wäre er niemals auf die Idee gekommen, für so etwas lebendige Menschen zu ... ja, zu »verwenden«, musste man wohl sagen. Er sah zu Habich. Der hatte da offenbar weniger Skrupel gehabt.

»Das ist lange her, Nils«, hörte er ihn zu Bachmann sagen, während Habich etwas missmutig auf seinem Teller herumstocherte. »Zwanzig Jahre, um genau zu sein.«

»Aber das war eine gute Idee«, hielt Bachmann dagegen. »Darum geht es mir. Und deshalb hab ich dich damals auch unterstützt. Genauso wie heute. Der Unterschied ist nur, dass ich damals sehr genau wusste, was du mit dem Geld anfängst. Heute hab ich keine Ahnung davon.«

Habich sah ihn ruhig an. »Soll ich mich jetzt vor dir rechtfertigen und einen Bericht schreiben? Monatlich? Wie hättest du's gern? Täglich, stündlich?«

Bachmann breitete die Arme aus. »Leo, du weißt genau, was ich meine. Deine Berichte kannst du dir sparen. Ich will dich nicht kontrollieren oder sonst was.

Ich will teilhaben, verstehst du? Ich will verstehen, worin ich investiere!«

»Das wirst du auch«, entgegnete Habich, den Blick weiterhin ruhig auf Bachmann gerichtet. »Da brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Der Punkt ist nur«, er strich sich kurz über die Augenbrauen, »dass ich einfach noch nicht sehr viel erzählen kann.«

»Das macht doch nichts –«

»Nein, pass auf«, unterbrach Habich ihn, »am ehesten verstehst du vielleicht, was ich meine, wenn du dich fragst, was uns das Kratylos-Projekt damals eigentlich gebracht hat.«

»Das finde ich nicht, dass man das fragen muss«, ereiferte sich Bachmann lautstark. »Ist doch klar, dass nicht jedes Projekt erfolgreich sein kann. Wichtig scheint mir vielmehr, dass man überhaupt erst mal ein Forschungsprojekt konzeptioniert, das sinnvoll ist, vielversprechend und spannend. Der Kratylos war es. Deswegen haben wir ihn realisiert. Dass am Ende nicht viel daraus geworden ist, dass die Sprache, die unsere Studenten entwickelt haben, nicht viel getaugt hat – gut. Für mich steht das auf einem anderen Blatt.«

»Vielleicht stimmt das ja«, ging Habich auf ihn ein. »Immerhin gibt es ein paar Videoaufzeichnungen von dem Projekt, die ich Ihnen übrigens«, und damit sah er zu Karl, »bei Gelegenheit unbedingt einmal vorspielen

muss, Borchert. Darauf können Sie sehen, wie unsere Versuchspersonen sich darum bemühen, über die allerrudimentärsten Kommunikationsformen hinauszukommen. Möglicherweise war ja wirklich die kurze Laufzeit daran schuld, dass nicht mehr daraus geworden ist.« Er griff nach seinem Glas und hob es in Bachmanns Richtung. »Dank dir noch mal dafür, dass wir das damals realisieren konnten.« Habich nahm einen Schluck und stellte das Glas wieder hin, bevor er fortfuhr: »Aber wie man es auch dreht und wendet, Nils, letztlich ist wirklich nicht viel bei dem Projekt herausgekommen. Und das ist etwas, was ich mir nicht noch einmal leisten kann.«

»Dass nichts bei rauskommt.« Bachmann starrte ihn an.

»Dass nichts bei rauskommt, ja. Bei dem, was ich diesmal mache, muss es gelingen, verstehst du.« Habich sah den anderen ruhig an.

»Na klar versteh ich das.« Bachmann hielt beide Hände offen vor sich hin. »Natürlich soll es gelingen, aber deswegen musst du dich doch nicht komplett in Schweigen hüllen.«

»Was, wenn doch?«, versetzte Habich. »Was, wenn genau *das* der Unterschied ist zwischen dem, was ich jetzt mache, und dem, was wir damals mit dem Kratylus gemacht haben. Dass ich heute absolutes Stillschweigen

bewahren muss, während wir damals zwar unauffällig gearbeitet haben, gleichzeitig aber sehr viele Leute an dem Projekt beteiligt waren und im Grunde genommen auch die Behörden Bescheid wussten. Allen war klar, dass jeder der Beteiligten jederzeit gehen konnte, deshalb war das alles kein Problem. Das ist diesmal anders. Diesmal kann ich nicht nur nicht damit an die Presse gehen. Diesmal kann ich selbst euch nicht – im Moment jedenfalls nicht – ins Vertrauen ziehen.«

Hatte es vorher zwischendurch immer wieder Essensgeräusche oder halblaut geführte Einzelgespräche unter den Gästen gegeben, die für einen gleichbleibenden Geräuschpegel gesorgt hatten, war es jetzt für einen Moment vollkommen still. Alle sahen ihn an.

»Du kannst deine Arbeit nicht mehr zur Diskussion stellen?«, durchbrach Rabinowitz das Schweigen.

»Ich fürchte, das wäre nicht ratsam«, entgegnete Habich und sah in die Runde.

Was ist das, was er macht?, musste Karl denken – und zugleich spürte er, wie aufgeregt er wurde, wenn er sich klarmachte, dass er hier war, in Urquardt, wo Habich arbeitete.

»Ist das gut genug für euch?«, sagte Habich in die Pause hinein, die entstanden war. »Über den Kratylos konnten wir von Anfang an reden, aber er hat nicht wirklich zu etwas geführt. Daraus müssen wir etwas



lernen! Wir müssen tiefer bohren – und zwar so tief, dass man fragen könnte, ob das noch zulässig ist.«

Seine Augen glühten in ihren Höhlen.

Da war wieder Rabinowitz zu hören. »Fragen könnte, Leo? Fragen könnte, oder fragen wird?«

Doch diesmal reagierte Habich nicht ganz so souverän wie sonst auf ihre Sticheleien. »Was willst du denn von mir hören, Ursula – dass ich eigentlich aufhören müsste?« Seine Stimme durchschnitt den Raum, und Karl spürte, wie die zierliche Frau neben ihm erbebt, ganz offensichtlich überrascht von der Heftigkeit, mit der Habich ihr erwidert hatte.

Aber sie ließ sich nicht unterkriegen. »Was ist denn los, Leo? Ich hab ja Verständnis dafür, dass du nicht alles vor uns ausbreiten kannst. Aber ganz so geheimnisvoll musst du es doch auch nicht machen, oder? Ein Ansatz, eine Richtung, ein Hinweis? Komm schon, wir arbeiten seit vierzig Jahren zusammen, so einfach kannst du uns nicht abwimmeln.«

Habich fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. »Wie immer unbestechlich, meine liebe Ursula.« Er hatte sich wieder unter Kontrolle, aber seine Stimme verriet, wie angespannt er noch immer war.

»Ich habe ja erst zwei Tage Zeit gehabt, mich in Ihrem Archiv umzusehen«, ergriff Karl das Wort, von dem diffusen Gefühl geleitet, dass er seinem Gast- und

Arbeitgeber womöglich ein wenig zur Seite springen sollte. »Und ich habe keine Ahnung von dem, was Sie gegenwärtig umtreibt. Aber die älteren Sachen, auf die ich gestoßen bin, haben mich schwer beeindruckt.«

Neugierig wandten sich ihm die Blicke zu.

»Sie helfen Leo zurzeit ein wenig?« Fragend sah Bachmann ihn an, und Karl spürte, dass er nun – nachdem er unvorsichtigerweise so vorschnell das Wort ergriffen hatte – der Runde auch etwas zu erzählen haben musste. Aber was? Er hatte doch bisher nichts als ein paar ebenso diffuse wie abstruse Ideensplitter zu fassen bekommen. Und was Lara ihm anvertraut hatte, Habichs Idee von einem tödlichen Geheimwissen? Konnte er hier unmöglich preisgeben.

»Professor Forkenbeck hat mich gefragt, ob ich Lust hätte, Habich bei der Sichtung seines Archivs zu helfen«, stieß Karl hervor und warf seinem alten Professor einen Blick zu, von der vagen Hoffnung getragen, dass es ihm vielleicht gelingen würde, die Aufmerksamkeit von sich auf Forkenbeck zu lenken. Aber wie immer, wenn man ihn mal wirklich brauchte, war Forkenbeck auch diesmal wieder zu nicht viel nütze. Er saß lächelnd auf seinem Stuhl und sah mit seltsam erloschenem Blick in Karls Richtung, als wollte er sagen: Da musst du dich jetzt schon selbst rauswinden.

»Was machen Sie denn sonst so, wenn Sie nicht

gerade Leo zur Hand gehen«, kam prompt Bachmanns Nachfrage.

»Bis zum Semesterende habe ich noch eine Assistentenstelle am philosophischen Institut in Berlin«, entgegnete Karl und ärgerte sich im selben Moment, dass es klang, als würde er sich verteidigen. So hat das doch keinen Sinn, sagte er sich und ging entschlossen zum Angriff über. »Im Moment allerdings sieht es ein wenig düster aus, denn ein Forschungsprojekt, auf das ich seit einigen Jahren hingearbeitet habe, ist vor ein paar Tagen abgesagt worden.«

Bachmann sah ihn schweigend an.

Sollte er ihn um Geld fragen?, schoss es Karl durch den Kopf. Bachmann schien ja Projekte zu unterstützen. »Und Sie?«, fragte er stattdessen.

Überrascht zogen sich die Augen des anderen zusammen, aber dann platzte es gutgelaunt aus Bachmann heraus. »Ich warte darauf, dass ich Leos neues Projekt vermarkten kann«, polterte er und fuhr fort: »Habe ich das eigentlich richtig verstanden? Ihr Name ist Borchert?«

Karl zuckte zusammen. Kannte Bachmann seinen Vater etwa auch? »Wie Christian Borchert, ja«, sagte er. »Das war mein Vater.« Er musste sich räuspern, so brüchig hatte seine Stimme geklungen. »Haben Sie etwa auch mit ihm studiert?«

Bachmann warf Habich einen irritierten Blick zu.  
»Hast du ihm das nicht erzählt?«

»Was erzählt?«, platzte Karl dazwischen.

»Dass Ihr Vater zu uns gehört hat«, nahm Habich jetzt das Gespräch an sich. »Nils hat recht, ich hätte es Ihnen gleich sagen sollen, Borchert, aber ich hatte gedacht, ich warte einen günstigen Zeitpunkt ab.«

Verwirrt sah Karl zu Rabinowitz. »Was denn, Sie haben ihn alle gekannt?«

Die zierliche Frau neben ihm lächelte beruhigend. »Ja, kann man so sagen. Bachmann, Habich, ich, Forkenbeck –«

Karls Kopf dröhnte. »Was?« Entgeistert sah er zu Forkenbeck. »Sie haben meinen Vater gekannt, Professor?«

Der griff unbeholfen nach seinem Glas und hob es, Habichs Geste von vorhin wiederholend, in Karls Richtung. »War ein prächtiger Bursche, Ihr Vater. Ich habe ihn wirklich sehr gerngehabt.« Er ließ den Blick in der Runde kreisen. Die anderen nickten.

»Auf Christian«, sagte Habich und lächelte Karl freundlich zu. »Ich bin sicher, er wäre stolz auf Sie.«

Aber da hatte sich Karl schon erhoben. Stolz? Wieso hatte ihm Forkenbeck das immer verschwiegen? Er arbeitete seit fast sieben Jahren mit ihm! Was hatten sie mit seinem Vater zu schaffen? Und wieso war er hier,

ausgerechnet *er*?

Hilflos strich Karls Blick über die Gäste am Tisch, blieb an Lara haften, die ihn mitfühlend ansah. Ihm war klar, dass er so eigentlich nicht gehen konnte, aber er war zu verwirrt, als dass er gewusst hätte, was er hätte sagen sollen. »Sie entschuldigen mich einen Moment.« Er wandte sich abrupt ab und ging mit schnellen Schritten aus dem Raum.

Er würde ja mal aufs Klo gehen dürfen, dachte Karl, als er durch die Eingangshalle stolperte. Ihm war, als wäre sein Gesicht in heißes Wasser getaucht. Hatte ihn Forkenbeck als Studenten nur seines Vaters wegen angenommen? Nur seines Vaters wegen all die Jahre betreut? Hatte Forkenbeck ihm nur seines Vaters wegen den Job bei Habich vermittelt? Karl hatte geglaubt, es wäre wegen seiner Forschung gewesen – dabei hatte Forkenbeck nur aus Mitleid gehandelt? Aus Nettigkeit, einem alten Freund zuliebe?

Die Scham schien Karl wie heißer Schlamm unter sich zu begraben. Bachmann, Forkenbeck, Habich, Rabinowitz und wie sie alle hießen – das war sie doch, die verdammte Elite, zu der auch sein Vater gehört hatte, fuhr es ihm durch den Kopf. Zu der auch er immer zu gehören geglaubt hatte. Aber das war ein Irrtum gewesen! Er gehörte keinesfalls dazu – im Gegenteil, er

war ein Versager, der auch noch Almosen brauchte. Nur dass ihm das erst jetzt langsam aufging.

Wie unter Strom stehend, schritt Karl die breite Treppe der Eingangshalle empor. Sein Blick fiel noch einmal in den Speisesaal, in den er von der Treppe aus gut hineinsehen konnte. Die anderen hatten sich von der Tür ab- und Habich zugewandt, der aufgestanden und hinter Laras Stuhl getreten war und ihr beide Hände auf die Schulter gelegt hatte. Er gab gerade eine Anekdote zum Besten, der seine Gäste mit angehaltenem Atem lauschten, und feuerte seine Pointe ab. Gelächter brandete auf.

Er war ein Versager, krochen Karl die Gedanken durch den Kopf, während er die Treppe hochtaumelte. Ein hilfloser, kraftloser, peinlicher Nichtskönner. Der sein Leben lang keine einzige tragfähige Idee entwickelt hatte. Es sei denn ... es würde ihm gelingen, Habich sein Geheimnis zu entreißen.

*Aus: »Den Spieß umdrehen. Freiheit – Determinismus – Zwang«, Autobiographie von Lara Kronstedt, Berlin 2016, S. 42*

»Als ich Karl Borchert in Urquardt zum ersten Mal traf, hatte ich auf Anhieb das Gefühl, dass Forkenbeck gut daran getan hatte, ausgerechnet ihn zu Habich zu schicken. Nicht, weil Karl besonders feinfühlig oder zurückhaltend gewirkt hätte. Obwohl er das durchaus war. Der eigentliche Grund, weshalb ich sicher war, dass er und Leo gut miteinander auskommen würden, war der, dass Karl – wie Leo – von Anfang an den Eindruck vermittelte, bereit zu sein, für eine einzige gute Idee alles andere zu vernachlässigen. Sie müssen sich das vorstellen wie bei einem Verdurstenden, der plötzlich Wasser sieht. Er vergisst einfach alles andere, alles um sich herum. Wo er ist, wer bei ihm ist, ob zwischen ihm und dem Wasser ein Graben mit glühenden Kohlen liegt ... es ist, als würde der Gedanke daran, mit diesem Wasser seinen Durst zu löschen, von ihm geradezu Besitz ergreifen, ihn steuern. Er wird regelrecht Sklave

des Gedankens. In gleicher Weise, so hatte ich von Anfang an das Gefühl, war Karl Borchert Sklave seiner Gier nach Erkenntnis. Und das hatte er mit Leo gemein.«

Karl saß am Schreibtisch in seinem Gästezimmer und hatte den Kopf in die Hände gestützt. Er fühlte sich ein wenig benommen. Vielleicht lag es nur daran, dass er die letzte Nacht kaum geschlafen hatte. Sicherlich hatte es aber auch mit seinem Vater zu tun. Er war elf Jahre alt gewesen, als sein Vater tödlich mit dem Auto verunglückt war. Damals hatte Karl gedacht, er würde nie darüber hinwegkommen.

Er stierte auf sein Gesicht, das von der Fensterscheibe auf der anderen Seite des Schreibtischs gespiegelt wurde. Was würde er nicht für ein kühles Bier oder eine Flasche Wein geben. Aber das ging nicht. Er konnte sich schlecht in der Küche bedienen. Nicht mit so was.

Sein Blick glitt durch die Spiegelung hindurch in die Nacht vor dem Fenster. Schwarz rauschten die Kronen der mächtigen Pappeln am Seeufer in der Dunkelheit. Hinter ihren Stämmen war die silbrige Oberfläche des Wassers zu erkennen. Ein verspieltes Funkeln und Schillern, das ihn beruhigte. Längst hatten Habich und Lara ihre Gäste verabschiedet, längst war es still im Haus



geworden. Aber an Schlaf war für Karl nicht zu denken.

»Ol sonf vorsg, goho Iad balt!«

Er duckte sich unwillkürlich ein wenig. Was war das?

»Adgt v-pa-ah zongom fa-a-ip Sald vi-i-v.«

Eine männliche Stimme. Weit entfernt, irgendwo im Haus – aber deutlich zu vernehmen.

Mit wenigen Schritten war Karl an der Tür seines Zimmers, riss sie auf und stand auf dem Flur.

»Micma goho piad zir com-selh, *a zien biab os londoh!*«

Die Stimme kam vom Stockwerk unter ihm.

Karl setzte sich in Bewegung. War das der Haushälter? Janker? Allein der Gedanke an den Mann bereitete ihm körperliches Unwohlsein. Wenn er ihm jetzt gegenüberstehen würde, hätte er allerdings die Hände frei. Und er konnte deutlich hören, was der andere sagte – auch wenn er es nicht verstand. Das waren keine Laute auf einer Frequenz jenseits des Hörbaren. Das waren Worte, Sätze, das bildete er sich nicht ein. Das war *wirklich*.

Karl hatte das Ende des Korridors erreicht und begann, die Treppe hinunterzusteigen. Ein schwacher Lichtschein drang von unten zu ihm herauf.

»Othil lasdi babge od dorpha Gohol G chis ge auauago cormp pd dsonf vi v-di-v!«

Die Laute, die er vernahm, klangen kehlig, streng,

bedrohlich, als würden sie vom Sprecher regelrecht hervorgeschleudert. Fast hatte Karl den Eindruck, als würde der Mann sie wie eine Beschwörungsformel verwenden, mit der er sich gegen etwas zur Wehr setzen wollte. War das Arabisch? Hebräisch? Automatisch musste Karl an die fremdartigen Zeichen denken, die er am Rand seines Aufsatzes im Archiv entdeckt hatte.

Als er den ersten Stock erreicht hatte, sah er den Flur hinunter, der zu dem Bad führte, hinter dem das gepolsterte Zimmer lag. Ruhig und dunkel lag er da. Karl drehte sich in die andere Richtung – und sah ihn. Habich.

Er lehnte schwer an der Wand des Korridors, die Hände gegen die Schläfen gepresst.

»Habich!«, rief Karl und eilte auf ihn zu.

Abrupt sah Habich auf.

Karl prallte zurück. Durch eine offenstehende Tür fiel etwas Licht in den Gang und erhellte Habichs Gesicht. Es war vollkommen bleich. Seine Augen waren tief in die Höhlen gesunken, dunkle Schatten hatten sich um sie gelegt. Schweiß stand ihm auf der Stirn und hatte die grauen Haare verklebt. Auf seinem gestreiften Schlafanzug hatten sich große, feuchte Flecken unter den Achseln gebildet. Im ersten Moment schien er ohne Brille nichts erkennen zu können. Er kniff die Augen zusammen und zog die Schultern hoch, als wollte er

einen Angriff abwehren.

»*Dorphal ca osg!*«, schrie er in Karls Richtung. »*Od faonts peripsol tablior!*«

Vorsichtig ging Karl weiter auf ihn zu. »Habich! Was ist mit Ihnen?«

Er blieb vor ihm stehen und berührte ihn behutsam an der Schulter – fuhr aber sogleich erschrocken zurück.

Habich hatte ihm mit der flachen Hand voll ins Gesicht geschlagen. Karl musste sich kurz an der Wand abstützen. Habich hatte ihn zwar nicht besonders geschickt getroffen, aber Karl hatte nicht damit gerechnet und keine Zeit gehabt, dem Hieb auszuweichen.

Fassungslos sah er, wie Habich an der Wand entlang zu Boden rutschte, dort auf die Knie fiel – und auf allen vieren vorwärtskrabbelte. Den Kopf hatte er tief zwischen die Schultern gezogen, den Rücken nach oben gebuckelt. Die dünne Pyjamahose war ihm ein wenig heruntergerutscht und drohte jeden Augenblick sein Gesäß zu entblößen.

»Was ... was haben Sie?«, stammelte Karl und sah ihm nach. »Soll ich Ihre Frau rufen? Lara? Wo ist sie?« Sein Blick fiel auf einen Lichtschalter an der Wand, und er drückte dagegen. Die Lampen in dem Flur blitzten auf. Als würde ihn das Licht irritieren, verlangsamte Habich sein Vorwärtskrabbeln und verharrte schließlich reglos.

Wachsamer geworden, hielt Karl ein paar Schritte

Abstand.

Unendlich langsam, wie ihm schien, wandte Habich den Kopf zu ihm um. Und jetzt, im Licht, war es Karl, als würde Habich nicht nur die Augen auf ihn richten, sondern ihn auch erkennen.

Er ging ein paar Schritte in Habichs Richtung und hockte sich neben ihn auf den Boden. Eine Wolke sauren Geruchs, nach Schweiß, Angst und Alter schlug ihm entgegen.

Habich starrte Karl verwirrt an. »Borchert, zum Teufel – habe ich Sie etwa geschlagen?«

Karl strich über seinen Wangenknochen, der sich ein wenig taub anfühlte. »Machen Sie sich deswegen keine Sorgen, es geht schon wieder.« Er war froh, dass sich der andere wieder ein wenig gefangen hatte.

»Sie müssen entschuldigen, das ... ich – ich habe Sie gar nicht gesehen. Für einen Moment muss ich vollkommen außer mir gewesen sein.« Habich versuchte, sich auf die Beine zu kämpfen.

Karl erhob sich und half ihm auf. »Was war denn? Haben Sie das öfter?« Er hätte es nicht für möglich gehalten, dass ihm der Mann, den er in den vergangenen Tagen kennengelernt hatte, jemals in einem derartig desolaten Zustand begegnen würde.

Habich stützte sich schwer auf Karls Arm. »Nein, nein, ach was ...« Er war offensichtlich vollkommen

erschöpft.

»Aber die Sprache – was war das denn für eine Sprache, die Sie gesprochen haben?« Karl musste aufpassen, dass Habich ihn mit seinem Gewicht nicht umriss.

Habich wischte sich mit der freien Hand übers Gesicht und warf Karl einen hilflosen Blick zu. »Habe ich? Ja ... Es ist ... es ist nicht einfach, das zu erklären.«

»Ich habe so etwas noch nie gehört.«

Habichs Augen tanzten durch den Flur.

»Kommen Sie«, hakte Karl nach, »Sie sind auf allen vierten über den Flur hier gekrabbelt, was wollen Sie denn noch vor mir verbergen?«

Da beugte sich Habich plötzlich zu ihm nach vorn, und seine Augen – wässrig, gealtert, voller durchwachter Nächte – starrten Karl an. Die Jahre, die sie durchlebt hatten, die vielen Hoffnungen, die sie hatten Schiffbruch erleiden sehen, die Freudentränen, die sie vergossen hatten, das Lachen, die Wut, die Traurigkeit, Müdigkeit und Spannung, die ein Leben lang in ihnen abgelegt worden war – all das schien Karl aus diesen Augen heraus anzuspringen.

»Du musst mir helfen, verstehst du?«, flüsterte Habich. »Ich schaff es nicht allein. Du darfst mich jetzt nicht im Stich lassen.«

Die plötzliche Innigkeit, mit der Habich sich an ihn

klammerte, traf Karl vollkommen unerwartet. »Natürlich nicht, wie kommen Sie denn darauf?«

Die hektische Zusage des Jüngeren schien Habich ein wenig zu beruhigen, denn er senkte den Blick und begann, noch immer auf Karls Arm gestützt, mit den langsamen Schritten eines Greises den Flur hinunterzugehen.

»Kennst du das, wenn man jahrelang an einer Sache gegessen hat?« Habichs Stimme war wieder gefasst, aber immer noch so leise, dass Karl kaum verstand, was er sagte. »Und plötzlich packt einen die nackte Angst, dass man nicht mehr genug Zeit hat, um das, was man angefangen und in das man so viel Mühe, Arbeit und Liebe gesteckt hat, noch fertigzubringen?«

Er blieb stehen und sah Karl erneut ins Gesicht. Ja, kenne ich, dachte Karl, aber dann sagte er sich, dass er erst zweiunddreißig Jahre alt war, Habich mehr als doppelt so alt wie er. Was Habichs Arbeit bedrohte, war sein Tod – bei ihm war das anders.

»Ich kann's mir vorstellen«, sagte er vorsichtig.

»Ich weiß nicht, wie lange ich noch zu leben habe«, fuhr Habich fort. »Aber ich fürchte, viel Zeit wird es nicht mehr sein.«

Und damit nahm er seinen Gang wieder auf, festgeklammert an den Arm des Jüngeren, entkräftet, mit herunterhängender Pyjamahose und verklebtem Haar –

bis er kurz vor der Tür stehen blieb, aus der der Lichtschein gekommen war.

»Haben Sie Dank, Borchert«, sagte er und ließ Karls Arm los, »hier ist mein Schlafzimmer, den Rest schaff ich allein.«

Erleichtert registrierte Karl, wie der Schalk wieder in Habichs Augen aufblitzte.

»Gute Nacht«, sagte Habich und wandte sich ab.

»Gute Nacht.«

Karl begann, den Korridor zurückzulaufen. Da hörte er Habichs Stimme noch einmal hinter sich. »Es tut mir leid«, sagte er, »ich hab mich vorhin beim Essen nicht genug um Sie gekümmert.«

Karl sah sich um. Habich stand an der Schlafzimmertür und schaute ihm nach. »Sie sind schon so lange bei uns, und wir haben uns noch immer nicht richtig unterhalten. Ich bin einfach noch nicht dazu gekommen.«

Karl nickte. »Kommen Sie schon, sagen Sie es mir«, erwiderte er. »Was Sie eben gesprochen haben, die Sprache, diese Worte. Was war das?«

»Sie würden es ja doch nicht verstehen.« Habich hatte die Hand schon auf der Klinke des Schlafzimmers.

»Haben Sie Angst, es mir zu sagen?« Karl sah ihn herausfordernd an.

»Angst? Nein, davor habe ich keine Angst.«

»Also?«

»Es war Henochisch, mein Junge.« Habich verengte die Augen zu Schlitzern. »Die Sprache der Engel.« Und damit wandte er sich ab und betrat sein Schlafzimmer.



**H**enochisch? Ist Ihnen klar, wie absurd das ist?«

Die Morgensonne fiel durchs Fenster. Der Himmel war zum ersten Mal wieder strahlend blau, nachdem er sich in den vergangenen Tagen hinter einer grauen Wolkendecke versteckt gehabt hatte. Karl und Habich saßen am Frühstückstisch im Seitenflügel. Beide trugen bequeme Kleidung, Jeans, Sweatshirt, Pullover, hatten die Beine von sich gestreckt und die Teller zurückgeschoben. Habich hatte sich von seinem betrüblichen Zustand in der Nacht zuvor deutlich erholt. Von dem verwahrlosten Eindruck, den er auf Karl gemacht hatte, war nichts mehr zu sehen. Vielmehr schien er seine ironische, souveräne Haltung zurückgewonnen zu haben, mit der Karl ihn am ersten Tag kennengelernt hatte.

»Haben Sie noch nie etwas ausprobiert, das nur funktioniert, wenn es Dinge gibt, die Ihren Verstand übersteigen?«, fragte er und sah Karl offen an.

Karl runzelte die Stirn. »Wie meinen Sie das?«

»Haben Sie noch nie gebetet?«

»Gebetet? Um ehrlich zu sein: Nein.«

»Hm.« Habich lehnte sich zurück. »Das tut mir leid für Sie. Ich bin da experimentierfreudiger, muss ich sagen. Natürlich ist es ein wenig lächerlich – oder sehr sogar. Henochisch. Aber, machen Sie daraus, was Sie wollen, es gibt Situationen, in denen mich schon das Gefühl beschleicht, dass wir Menschen noch nicht alle Rätsel gelöst haben.«

»Zum Beispiel?«

»Nein, nein«, wehrte Habich ab. »Sie haben ganz recht. Ich hatte einfach nicht damit gerechnet, dass Sie mich dabei ertappen. Es ist kindisch.«

»Was ... entschuldigen Sie, ich verstehe nicht – was wollten Sie denn damit erreichen?«

»Es war ... ein schwacher Moment, verstehen Sie. Ich sagte es doch eben. Wie ein Kind, wenn Sie so wollen, das sich ängstigt und anfängt zu beten.«

»Da fangen Sie an, in der Sprache der Engel zu sprechen.«

Habich grinste. »Warum nicht? Ich kann Ihnen eine Grammatik ausleihen, wenn es Sie interessiert. Ein wunderbares Buch aus dem 16. Jahrhundert. Ich habe Wochen zugebracht, bis ich die Aussprache beherrschte ...«

Karl sah ihn unverwandt an. Machte er sich über ihn lustig? Aber Habich ließ ihm keine Zeit, in der Frage zu einem abschließenden Urteil zu kommen. »Ach, kommen

Sie, verzeihen Sie einem alten Mann eine Marotte –«

»Ist ja kein Problem«, unterbrach ihn Karl und beugte sich nach vorn. »Von mir aus lern ich auch die Sprache der Engel – wenn ich dann mit Ihnen sprechen kann.« Er holte Luft. »Aber kann ich das? Sie antworten mir ja nicht. Und ich muss gestehen, dass mich das langsam nervös macht.«

Habich wurde wieder ernst. »Ja, das kann ich verstehen.«

»Der gepolsterte Raum im ersten Stock«, fing Karl an und bemerkte, wie Habichs Augen sich weiteten. »Ja, ich bin zufällig darauf gestoßen.« Dass er Habichs Frau gesucht hatte, brauchte er ja nicht zu sagen. »Er war nicht verschlossen, also habe ich mich kurz darin umgesehen. Ich hoffe, das war nicht verboten?«

Habich schien dann doch ein wenig überrumpelt zu sein, denn er antwortete nicht gleich.

»Was machen Sie dort?«, fuhr Karl fort. »Und die Zeichen, die Sie an den Rand meines Aufsatzes gekritzelt haben? Ist das auch Henochisch? Der Durchbruch, den Sie beschwören? Kann es so etwas überhaupt geben?« Er redete sich langsam in Fahrt. »Ich weiß, Sie haben ja schon Ihren Freunden bei dem Essen gesagt, dass Sie es vorziehen, diese Fragen noch nicht zu beantworten. Aber Sie haben mich beauftragt, Ihre Papiere zu ordnen. Und ich muss gestehen, dass es mir schwerfällt, dieser

Aufgabe nachzukommen, wenn Sie nicht endlich anfangen, mit mir zu reden. Sie haben doch gestern Abend selbst angedeutet, dass wir endlich anfangen sollten, miteinander zu sprechen.«

Habichs Blick war zum Fenster gewandert. Er schien sich durch den Kopf gehen zu lassen, was Karl sagte.

»Was haben Sie herausgefunden bei Ihrer Reise auf den Spuren von Platon, Descartes und Wittgenstein?«

»Wie kommen Sie denn auf die Reise?«

»Rabinowitz hat sie doch gestern erwähnt«, entgegnete Karl. »Ganz zu schweigen davon, dass ich im Archiv auf das Diagramm gestoßen bin, in dem die Gedankenexperimente der drei erwähnt werden.«

Habich musterte ihn. »Sind Sie wieder bei Ihrem Lieblingsthema angekommen, Borchert?«

Karl hielt seinem Blick stand. »Spielen Sie ein Spiel mit mir, Habich?«

Sein Gegenüber atmete aus. »Platon, Descartes, Wittgenstein. Klassiker der Philosophiegeschichte. Was ist daran unklar?«

»Worauf Sie hinauswollen!«, stieß Karl hervor. »Es ist Philosophiegeschichte, genau. Und was interessiert Sie daran? So wie Sie die Gedankenexperimente der drei in dem Diagramm formuliert haben, wirkt es wie eine Art Abfolge. Was ist? Haben Sie vor, die Reihe fortzusetzen? Sind Sie damit schon vorangekommen?«

»Meinen Sie nicht, dass Sie ein bisschen zu weit gehen?« Habich schien sich gesammelt zu haben. »Ich meine: Meine Arbeitsausrüstung, meine Forschungsergebnisse – das geht Sie doch gar nichts an.« Er blickte Karl ernst in die Augen.

Und im selben Moment hatte Karl das Gefühl, dass es keinen Sinn hatte, länger um das herumzureden, was ihm wirklich auf dem Herzen lag.

»Sie kannten meinen Vater?«, fragte er, ohne Habich aus den Augen zu lassen.

»Ja, das ist richtig«, antwortete der, und sein Blick wanderte wieder zum Fenster. »Wir haben uns an der Uni kennengelernt, das haben Sie ja gestern gehört. Ihr Vater und ich haben uns eine Zeitlang sehr gut verstanden.«

»Ich habe ihn nicht besonders gut gekannt«, murmelte Karl.

»Ich weiß«, sagte Habich und wandte ihm erneut den Blick zu.

»Wie war er denn so? Für Sie, meine ich«, fragte Karl leise.

Habich überlegte einen Moment. »Christian war erfüllt von einer schier unstillbaren Neugier«, sagte er schließlich. »Einer regelrechten Gier danach, wenn Sie meine Wortwahl entschuldigen, in der Forschung auf neue Ergebnisse zu stoßen. Und das war es auch, was uns

beide zusammengeschweißt hat.« Er verschränkte die Arme.

Karl regte sich nicht.

»Ganz zu schweigen davon, dass Christian trotz dieses starken Ehrgeizes wirklich ein sehr angenehmer Mensch war«, setzte Habich hinzu. »Gut, der ein oder andere warf ihm vor, arrogant zu sein. Ich habe das nie so empfunden. Mir gegenüber war er es nicht. Ich habe ihn immer als einen Menschen erlebt, mit dem es Spaß gemacht hat, Zeit zu verbringen. Er sprühte förmlich vor Ideen, nichts war ihm zu waghalsig, zu schräg, zu verrückt.«

»Wieso haben Sie mir das nicht früher gesagt?« Karl räusperte sich. »Ich meine, wenn Sie mit ihm so gut befreundet waren, warum erzählen Sie mir das erst jetzt?«

Habich rückte sich auf seinem Sessel zurecht. »Nun, ich ... ich dachte, Sie wollten nicht auf Ihren Vater reduziert werden. Der große Arzt Doktor Borchert. Viele Kinder berühmter Eltern reagieren empfindlich, wenn man sie auf ihren Vater oder ihre Mutter anspricht. Sie wollen als sie selbst wahrgenommen werden.«

Karl senkte wieder den Blick. Hatte er sich geirrt – und Habich und Forkenbeck hatten ihn doch um seiner selbst willen und nicht wegen seines Vaters um seine Unterstützung gebeten?

»Die Zeit, in der ich mit Christian zu tun hatte, ist lange her«, fuhr Habich fort. »Ich habe mit Forkenbeck viel über Sie gesprochen –«

»Das war es, was er erreichen wollte?«, unterbrach Karl ihn.

»Ich meine, was mein Vater erreichen wollte. Ein berühmter Arzt werden?«

Habich zögerte. »Wir haben uns später ein wenig aus den Augen verloren, wissen Sie. Aber, ja, in gewisser Weise schon, er wollte ein großer Arzt sein, aber es ging ihm nicht so sehr darum, bestimmte Krankheiten zu heilen, er war eher davon beseelt, etwas Grundlegendes über den Menschen selbst zu entdecken.«

»Und?«

»Na, das wissen Sie doch so gut wie ich, Borchert. Hat er was entdeckt?«

»Er hat ein paar Aufsätze veröffentlicht, in medizinischen Fachzeitschriften.«

»Stimmt, aber das war nichts Weltbewegendes.«

Karl nickte. War es nicht. »Also – was? Ist er – gemessen an seinen eigenen Ansprüchen – gescheitert?«

Habich löste die Arme und sank in seinen Sessel zurück. »Das ist ein hässliches Wort. Ich weiß nicht. Ich maße mir kein Urteil über Ihren Vater an. Er war mein Freund. Als ich hörte, dass er bei dem Unfall gestorben ist, war das ein trauriger Tag für mich. Ich hatte immer

gehofft, noch mal mit ihm zusammenarbeiten zu können, aber daraus sollte nichts mehr werden.«

Karl schwieg.

»Denken Sie nicht«, hob Habich nach einer Weile noch einmal an, »dass Sie es von Ihrem Vater geerbt haben? Diese Vorstellung, etwas erreichen zu wollen – etwas, das die Dinge wirklich verändert?«

Karl musste schlucken. Natürlich wusste er, was Habich meinte. War sein Projekt in Berlin nicht aus einem solchen Traum heraus geboren worden? Aber man hatte es ihm abgelehnt. Und es war denkbar fraglich, ob er noch einmal einen ähnlich vielversprechenden Ansatz finden würde.

»Wie weit würden Sie gehen, Karl?«, hörte er Habich fragen. »Wie weit würden Sie gehen, um so etwas zu erreichen?«

Karl sah auf. »Mein Projekt ist von der Forschungsgemeinschaft gerade zurückgewiesen worden –«

»Ich weiß«, sagte Habich, »aber das meine ich nicht. Ich meine – was wären Sie bereit zu riskieren, wenn Sie die Chance bekämen, in der Forschung Neuland zu betreten?«

Karl zog die Augenbrauen zusammen. Was sollte das? »Das ist doch völlig egal«, antwortete er. »Warum soll ich mir über so ein Szenario Gedanken machen? Meine



Idee wurde für nicht gut genug gehalten –«

»Herrje«, fuhr Habich dazwischen, »können Sie sich nicht etwas vorstellen, was heute vielleicht noch nicht der Fall ist, aber mal sein könnte?«

Karl schüttelte den Kopf. »Was meinen Sie denn? Ihren Durchbruch, von dem Sie immerzu reden? Was habe ich damit zu tun?«

Habich sah ihn nachdenklich an.

»Ich würde mein Leben aufs Spiel setzen«, sagte Karl schließlich, um Habich den Gefallen zu tun und eine Antwort zu geben. »Aber ich würde niemand anderen gefährden.«

»Kommt das nicht auf die Tragweite Ihrer Entdeckung an?«, antwortete Habich schnell. »Wenn es eine Entdeckung ist, die vielen Leuten das Leben rettet, wäre sie es dann nicht wert, ihr eine Handvoll Leute zu opfern?«

Karl verzog spöttisch den Mund. »Was wollen Sie hören? Wenn ich zwei Menschen retten kann, opfere ich einen dafür? Ist es das? Aber was, wenn der eine ein Kind ist – und die zwei anderen Massenmörder?«

Habich lag noch immer zurückgelehnt in seinem Sessel und winkte ab. »Sie haben recht, das führt zu nichts.«

Karl beugte sich vor. »Worüber reden wir hier überhaupt? Sind Sie sicher, dass es noch um Philosophie

geht? Wie wollen Sie denn mit Philosophie Menschenleben retten?«

Habich schüttelte den Kopf, antwortete nicht.

»Nein, kommen Sie schon, Habich, ich will das jetzt wissen. Sie müssen endlich beginnen zu antworten.«

»Ich will keine Menschenleben retten«, entfuhr es Habich, und er richtete sich auf. »Es geht mir nicht darum, ein Leben gegen zwei oder drei abzuwägen, Junge.«

»Sondern? Worum geht es Ihnen?«

»Es geht mir um den Durchbruch.«

»Bitte«, triumphtierte Karl, »hab ich es doch gleich gesagt.«

Da sprang Habich plötzlich aus seinem Sessel auf und starrte Karl in die Augen. »Hast du überhaupt eine Vorstellung davon, was das bedeutet? Durchbruch! Was es bedeutet, wenn man eine Mauer durchbricht, hinter der sich die Wahrheit zeigt, dass es einem die Angst bis auf die Knochen treibt? Hinter der sich ein Schrecken, ein Abgrund, ein Wissen verbirgt, dem wir als Menschen vielleicht nicht gewachsen sind?«

»Das geheime Wissen – das Wissen, das Pythagoras, Schlick und Gödel das Leben gekostet hat?«

Habich fuhr zurück. »Woher wissen Sie das?«

»Lara hat mir davon erzählt. Sollte sie nicht?« Karl ließ ihn nicht aus den Augen. Jetzt war es raus, er konnte

es nicht mehr ändern. »Meinen Sie nicht, dass das vor allem ein Haufen recht wirrer Vorstellungen ist?«

Habich hatte sich abgewandt und war ans Fenster getreten.

»Warum sollten ausgerechnet *Sie* auf ein Wissen stoßen, das verborgen genug war, um jahrhunderte-, jahrtausendelang unentdeckt zu bleiben?«, insistierte Karl. »Es tut mir leid, aber ich glaub das nicht.«

»Müssen Sie auch nicht, Junge«, entgegnete Habich, ohne den Kopf vom Fenster abzuwenden. »Manchmal kann ich es auch kaum glauben.«

Jetzt erhob sich auch Karl. Er spürte, dass er dicht davorstand, Habich sein Geheimnis zu entreißen, und trat neben ihn an das Fenster. »Sie meinen allen Ernstes, die Tode dieser Denker stehen in einem Zusammenhang?«

»Sie wissen ja, wie das ist«, sagte Habich und warf Karl von der Seite einen Blick zu. »Man kann es so oder anders interpretieren. Ich hatte das Gefühl, plötzlich eine Reihe von Gedankenfiguren in einem Zusammenhang sehen zu müssen. Daraufhin habe ich über die biographischen Hintergründe der Denker recherchiert, die in diesem Zusammenhang standen. Und siehe da – es stellte sich heraus, dass ihre Ideen ganz wesentlich von Vordenkern beeinflusst worden sind, die ihrerseits eines gewaltsamen Todes gestorben sind.«

Warum ist er nicht wütender, dass ich weiß, woran er

arbeitet, schoss es Karl durch den Kopf. Aber er sagte:  
»Also hat sie jemand umgebracht, oder was? Aber wer?  
Die gedungenen Mörder einer geheimen Sekte?«

Habich lächelte. »Na klar.«

Karl stutzte. »Wirklich?«

»Natürlich nicht!« Der Alte steckte die Hände in die Hosentaschen. »So einfach ist es leider nicht, Karl. Wie ich schon sagte: In welcher Weise die Steine des Puzzles zusammengehören, erschließt sich erst, wenn man gewillt ist, einen gewissen Zusammenhang zu erkennen. Wenn man gewillt ist, einer Reflexion zu folgen, die die meisten sicherlich für eine Verhöhnung ihres Verstandes halten würden.«

»Wenn man gewillt ist, ein bestimmtes Gedankenexperiment zu machen?«

Habich fuhr mit strahlenden Augen herum.  
»Manchmal liebe ich Sie, Karl – ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen«, lachte er. »Aber ja! Wenn man gewillt ist, ein bestimmtes *Gedankenexperiment* zu machen.«

»Und welches?«

Habich zögerte. »Haben Sie sich schon mal mit idealer Sprache beschäftigt?«, sagte er schließlich.

»Im Gegensatz zur normalen Sprache, die wir alle sprechen?«

Habich nickte.

»Um ehrlich zu sein, viel Ahnung habe ich davon

nicht«, gab Karl zu.

»Was ist der entscheidende Unterschied zwischen idealer und normaler Sprache, Karl?«

Der überlegte kurz. »Die normale Sprache ist – wie soll ich sagen – meiner Macht entzogen?«

»Genau. Sie müssen sie lernen, Sie müssen sich bemühen, sie zu beherrschen. Manch einer steigert sich ja geradezu in einen Hass auf sie hinein. Hass darüber, wie schwer sie zu handhaben ist. Oftmals scheint sonnenklar, was man sagen will, nur es noch in Sprache zu gießen, stellt sich als furchtbare Schwierigkeit heraus. Aber genau durch diese Öse, durch die Sprache, wird sich unser Weltbild mit einem Mal auf den Kopf stellen lassen – oder besser gesagt: vom Kopf auf die Füße.«

»Meinen Sie.«

»Ja.«

Karl schwieg. Sprache. Immer wieder Sprache.

»Montague – sagt Ihnen das was?«, fragte Habich.

»Richard Montague ... Er hat versucht, eine formale Semantik der normalen Sprache zu entwickeln, richtig? Was war das – ein Versuch, sozusagen seinen Willen der normalen Sprache aufzuzwingen? Eine Art Zwitterwesen aus normaler und idealer Sprache zu schaffen?«

»Wissen Sie, wie er gestorben ist?«

Karl grinste. »Ist er nicht ermordet worden?«

»Er ist erstochen in seinem Apartment aufgefunden

worden. 1971 in Los Angeles. Der Täter wurde nie gefasst.«

»Also doch wieder die Sekte.«

»Keine Sekte, Karl.«

»Sondern?«

»Denken Sie nach! Sie sind doch Philosoph!« Und damit beugte sich Habich nah zu ihm heran. »Eines aber kann ich Ihnen jetzt schon sagen. Ich habe Montague getroffen, bevor er zu Tode kam.«

»Und er hat Sie zu der Idee für das vierte Gedankenexperiment inspiriert.«

Habich lachte. »Genau, mein Junge. Das ist es. Es hat ihn zwar umgebracht«, seine Stimme schien Karl wie flüssiges Glas ins Ohr zu fließen, »aber es hat sich gelohnt – nur weiß das noch niemand!«

*Aus: »Das vierte Paradigma. Fakten, Protagonisten, Hintergründe«, Berlin 2014, S. 43 f.*

»Jahrzehntelang war gesagt worden, dass der Traum von einer idealen Sprache nur durch einen Denkfehler entstanden sein konnte. Dass, wer immer sich diesem Traum hingäbe, unweigerlich in die Irre geführt würde, wo er anstelle des Lichts, der Erkenntnis, der Erfüllung, die er sich erträumt hatte, nur Sackgassen, Fallen und Widerstände finden würde. Von diesem – wie wir heute sagen müssen – Vorurteil hat sich Habich jedoch nicht abschrecken lassen. Im Gegenteil. Er hat den Traum von einer idealen Sprache, letztlich den Traum der absoluten Macht über sich selbst, über die Unendlichkeit der eigenen Vorstellungen, Ideen und Einfälle, ins Auge gefasst – und mit großer Hartnäckigkeit analysiert.

Was beinhaltet die Idee einer idealen Sprache? Wie muss so eine Sprache aufgebaut sein? Entscheidend, so war ihm sehr schnell klar, war es doch, dass sie nicht – wie unsere alltägliche Sprache – schwer zu bändigen und ungenau, sondern dass sie uns vollkommen gefügig sein

würde. Dass wir mit ihr sozusagen ganz nach Belieben in die hintersten Winkel der philosophischen Verwirrung würden hineinleuchten können, und dass sich durch ihr Licht alle Fallstricke des Denkens lösen lassen müssten.

Die normale Sprache mochte in der Welt, in der wir mit anderen agierten, genügen. In der Innenschau aber, bei der wir die Mechanik unseres eigenen Denkens und Vorstellens, Reflektierens und Schließens betrachteten, würde doch eine ideale Sprache erforderlich sein, um die Phänomene, die uns begegneten, perfekt darzustellen.

Dabei war es durchaus nicht zwingend, dass nur *ein* Introspektiker die ideale Sprache jeweils beherrschen könnte. Längst war doch die Epoche angebrochen, in der sich die Forscher *intersubjektiv* auf passende Begriffe einigten, einander die jeweiligen Protokolle der Introspektion vorlegten und die Ergebnisse abglich. Seit vielen Jahren arbeiteten sie unter dem Label der ›Phänomenologie‹ in einer gemeinsamen, vielfältigen und verteilten Anstrengung daran, sozusagen die innere Landschaft zu kartographieren. Dabei ging es ihnen wohlgemerkt nicht darum, zu untersuchen, wie bestimmte Worte, ›Intuition‹ etwa, ›Vernunft‹ oder ›Schmerzen‹, normalerweise verwendet würden, sondern vielmehr darum, diese Begriffe genau zu definieren, um dann im intersubjektiven Austausch mit der Beschreibung unserer Innenwelt voranzuschreiten. Ein



Unterfangen, bei dem im Prinzip jeder mitreden konnte, jeder lesen konnte, wie andere diese Innenwelt beschrieben – und jeder Einspruch erheben konnte, wenn er anderer Ansicht war.

Mit einem Wort: Das, was die Phänomenologen bei ihrem Projekt eines Modells der Innenwelt immer schon optimiert hatten, war doch nichts anderes als eine *ideale* Sprache gewesen. Eine normale Sprache, die langsam idealisiert wurde. Was aber müsste dann erst möglich sein, wenn die Sprache sich *ganz* von den Mängeln der normalen Sprache gelöst haben würde, aus der sie ja dabei war zu entstehen? Das war es, was Habich faszinierte und gegen alle Widerstände am Traum einer idealen Sprache festhalten ließ.«

*Aus: »Den Spieß umdrehen«, Autobiographie Lara Kronstedt, Berlin 2016, S. 76 ff.*

»Als ich Leo fünf Jahre vor seinem Tod kennenlernte, war er bereits 62, wirkte auf mich aber wesentlich jünger, eher wie Ende 40. Viele meinten damals, unsere Bekanntschaft hätte ihm gutgetan. Ich kann das nicht beurteilen. Was ich weiß, ist, dass wir zu Beginn unserer gemeinsamen Zeit viel zusammen unternommen haben,

dass wir fast jeden Abend unterwegs waren, die Wochenenden oftmals nach London, Wien oder Rom geflogen sind, und dass ich den Eindruck bekam, er würde niemals müde, mich mit immer neuen Vorschlägen und Einfällen zu überraschen. Das erste Mal, dass sich das änderte, war kurz vor der Reise, die wir 2010 auf den Spuren der drei Gedankenexperimente unternahmen. Es war am Morgen nach einer Nacht, die Leo in seinem Arbeitszimmer verbracht hatte. Als ich ihn dort gegen neun Uhr früh fand, war er blass und wirkte erschöpft und verwirrt. Das gab sich in den darauffolgenden Tagen zwar wieder, so dass ich mir keine weiteren Gedanken darüber machte. Auf unserer Reise wiederholte es sich jedoch mehrfach, so dass ich nach unserer Rückkehr darauf drang, dass er sich medizinisch untersuchen lassen sollte. Erst wehrte er sich dagegen. Als er wenige Wochen später jedoch am Schreibtisch das Bewusstsein verloren hatte, gab er endlich nach und ließ sich gründlich durchchecken. Mit dem Ergebnis, dass der zuständige Arzt erklärte, Leo sollte sich schonen, konkret fehle ihm allerdings nichts. Der Rat ging natürlich vollkommen an ihm vorbei. Wenn ihm nichts Konkretes fehle, könne er sich ja getrost in seine Arbeit stürzen, meinte er. Und so wurde Leo immer schwächer, je tiefer er sich in seine Nachforschungen hineinwühlte.

Als Karl Borchert im Oktober 2012 bei uns auf Urquardt eintraf, war Leo im Grunde genommen nur noch ein Schatten seiner selbst. Ich hatte vergeblich versucht, ihn von seinen Studien, die offensichtlich an seinen Kräften zehrten, abzubringen oder dauerhaft ärztlich behandeln zu lassen. Auch meine Bemühungen, Freunde von uns – allen voran Jörn Forkenbeck – einzuspannen, damit sie auf ihn einwirkten und ihn in seiner Arbeit mäßigten, waren im Sande verlaufen.

Umso erleichterter war ich, als ich feststellte, dass Borcherts Ankunft einen eindeutig positiven Einfluss auf Leo hatte. Die Gespräche mit dem Assistenten aus Berlin schienen ihn deutlich zu beleben. Seine übernervösen, überempfindlichen Reaktionen, die mich in den Monaten zuvor zunehmend irritiert hatten, gingen zurück. Wenn wir unter uns waren, hörte er nicht auf, davon zu schwärmen, wie gut es ihm täte, mit Karl endlich jemanden gefunden zu haben, mit dem er sich über die Details seiner Arbeit austauschen könnte.

Damals wusste ich noch nicht, dass dieser Enthusiasmus nichts anderes war als eine Art letztes Aufglühen vor dem endgültigen Verlöschen. Aber ich muss gestehen, dass ich auch damals schon Leos plötzlicher Begeisterung nicht wirklich traute. Jeder, der ihn besser kannte, konnte spüren, dass diese Begeisterung nicht wie früher von einer gesunden, lebensfrohen Kraft

untermauert war, sondern dass sie bereits ausgehöhlt war, von einer beinahe ansteckenden Überspanntheit.«

Nachdem er sich von Habich verabschiedet hatte, hatte Karl den restlichen Vormittag im Archiv gearbeitet und diverse Aufzeichnungen seines Gastgebers über mögliche Ansätze zur Konstruktion einer idealen Sprache durchgesehen. Er war auf Grammatiken gestoßen, die Habich konstruiert hatte, Lexika, ja sogar ein Modell zur Generierung eines ganzen Spektrums idealer Sprachen, die sich voneinander im Grad ihrer Formalisierung und darin unterschieden, wie weit sie von der normalen Sprache entfernt waren. Hochkomplexe Skizzen, die Habich oftmals Monate intensivster Arbeit gekostet haben mussten und entsprechend schwer zu lesen, zu begreifen und zu bewerten waren. Nach drei Stunden hatte Karl das Gefühl, der Aktenstaub würde ihm Nase, Mund und Augen verkleben. Er musste dringend an die frische Luft.

Als er wenig später durch die Glastür der Bibliothek ins Freie trat, bemerkte er, dass das Wetter wieder ein wenig wärmer geworden war. Mit weit ausholenden Schritten ging er den Abhang hinunter, überquerte den

ausgedehnten Rasenplatz, der vor dem Schlösschen angelegt war, und gelangte an das Ufer des Sees.

Eine Weile blickte er über die leicht gekräuselte Oberfläche des Wassers, das mit leise plätschernden Wellen den schmalen Seestrand bespülte. In der Ferne war das gegenüberliegende Ufer zu erkennen, auf dem sich dunkelgrün ein dichter Wald erhob. Kein Segelboot, kein Schwimmer, kein Ruderer war unterwegs. Das Gewässer lag vollkommen einsam da.

Karls Gedanken kehrten zurück zum Archiv, wo ihm während seiner Nachforschungen über Habichs Idealsprachen auch die Anthologie mit seinem Aufsatz wieder in die Hände gefallen war, an dessen Rand Habich die merkwürdigen Zeichen gekritzelt hatte.

“𐌲𐌶𐌵𐌹𐌺𐌹 𐌲𐌶𐌴𐌹𐌺𐌰”

Karl hatte die Regale, in denen sich die Nachschlagewerke befanden, abgesucht und war auch prompt auf die Sprachlehre des Henochischen gestoßen, die Habich ihm gegenüber erwähnt hatte. »Enochian Grammar«, mit angehängtem Wörterbuch, erschienen London 1598.

Zeichen für Zeichen hatte er die Randnotiz in lateinische Buchstaben übertragen.

»IA-IDON IEHUSOZ« war dabei herausgekommen, was – laut Wörterbuch ins Englische übersetzt – so viel bedeutete wie »all powerful mercies«.

Allmächtige Gnaden?

Karl wandte sich um und blickte zum Schloss. Wie geduckt schmiegte es sich auf die vorgelagerte Spitze der kleinen Anhöhe. Dahinter erstreckte sich die Wiese, die auf dem Weg zum Dorf lag, und über den Gipfel des Hügels hinweg lugten die Baumwipfel des Waldes. Vom See aus waren die beiden Flügel des Gebäudes, sein Turm und die Erker gut zu erkennen. Die Verwunschenheit des Baus erinnerte Karl beinahe an ein Gesicht, in das sich die Jahre, wie bei einem Menschen, als Falten, Kerben und Schatten abgelagert zu haben schienen.

Sein Blick wanderte weiter, vorbei an dem Haus, vorbei an der schräg dahinter liegenden Unterkunft der Jankers, vorbei an den Wiesen und Bäumen des Parks, bis hin zu den Pappeln, die unweit von ihm das Seeufer säumten.

»Wollen Sie mal rauf?«

Karl fuhr herum. Hinter ihm stand ein kleiner, vielleicht zehnjähriger Junge.

»Wer bist du denn?«

Der Junge sah ihn an und verzog das Gesicht.

»Basti?« Er zog die Stimme am Ende hoch, als wäre er sich selbst bei seinem Namen nicht ganz sicher.

»Basti?«

Basti deutete zu den Pappeln, auf die Karl zuletzt geschaut hatte. »Also, was ist?«

Karl folgte mit dem Blick dem Fingerzeig des Jungen und bemerkte erst jetzt, dass in gut fünf Metern Höhe auf der Astgabel der größten Pappel ein paar Bretter zu einem beachtlichen Baumhaus verbaut worden waren.

»Hast du das gezimmert?«

»Mit meinem Vater«, kam die Antwort.

»Wer ist denn dein Vater?« Von einem Sohn hätte Habich ihm doch was erzählt.

»Herr Janker.«

Karl zuckte ein wenig zusammen und sah zu dem Jungen. Ein hübsches Kindergesicht mit braunem, glattem Haar, einer zierlichen Nase und wachen Augen, die ihn so offen und unschuldig anblickten, dass Karl sich unwillkürlich zu dem Kleinen hingezogen fühlte. Er schaute zurück zu den Brettern und versuchte einzuschätzen, ob sie ihn wohl tragen würden. Vielleicht nicht, entschied er und schüttelte den Kopf. »Ist mir zu hoch.«

Der Junge zuckte mit den Schultern, sichtlich enttäuscht, dass Karl sich nicht mehr für seinen Hochsitz interessierte, und gleichzeitig bemüht, sich das nicht

anmerken zu lassen.

»Bist du heute nicht in der Schule?«, versuchte Karl einzulenken.

»Herbstferien.« Der Junge blies die Backen auf.

»Ich bin Karl«, sagte Karl und streckte ihm die Hand entgegen. »Ich arbeite für Herrn Habich.«

»Ich weiß.« Der Kleine schlug ein, einen Moment lang lag seine schwächliche, zerbrechliche Pfote in Karls Hand, dann zog er sie wieder zurück.

»Und wie alt bist du?«

»Elf.« Wie Basti es sagte, klang es fast wie »Ölf«. Dabei behielt er Karl genau im Auge, als wollte er die Wirkung seiner Aussage gleich überprüfen.

Karl nickte anerkennend. »Du spielst ganz allein hier in dem Park?«

»Hmhm«, machte Basti, und seine Augen leuchteten auf. »Soll ich Ihnen mal was zeigen?«

Karl zögerte. Lust hatte er schon, mit dem Jungen ein bisschen durchs Gelände zu streifen, aber Zeit eigentlich nicht.

»Einen Geheimgang ins Schloss«, schob Basti etwas mutlos nach, als er merkte, dass Karl wohl doch nicht ganz so verspielt war, wie es zuerst den Anschein gehabt hatte.

»Wow, hört sich gut an«, hörte Karl sich sagen – und im nächsten Moment lief Basti auch schon voraus.



Etwa dreihundert Meter weit marschierten sie am Seeufer entlang, dann wandte sich der Junge nach rechts, hügelan, und begann, aufs Schloss zuzulaufen. Sie hatten fast den ganzen Seitenflügel umrundet und näherten sich bereits der Rückseite des Hauses. Hier bildeten die Pappeln, die auch am Seeufer wuchsen, einen kleinen Hain, der sich die Anhöhe hinaufzog. Zwischen den Stämmen wucherten Sträucher, Farne, eine knorrige Zwergtanne streckte ihre Äste aus.

»Hier entlang.«

Basti schob sich behende durch die dicht beieinanderstehenden Zweige. Hinter der Tanne hatten Brombeerzweige die Sträucher überwuchert und ein struppiges Dickicht gebildet. Karl kam kaum hinterher. Er versuchte, die Äste, Nadeln und Blätter mit den Händen von seinem Gesicht abzuwehren, hatte aber bald zerkratzte Handflächen und auch ein paar Dornen in der Jacke. Da bemerkte er, dass Basti sich auf den Boden gekniet hatte, mit der Hand ein wenig Laub beiseitewischte und einen Eisengriff darunter freilegte. Es sah aus wie der Eingang in einen alten Luftschutzbunker. Schon hatte der Junge den Griff gepackt, zog daran und klappte eine Holztür hoch, an der der Griff befestigt war. Basti ließ die Tür zur Seite fallen. Ein schwarzer Gang, in den eine steinerne Treppe

hinabführte, gähnte ihnen entgegen. Kühle, ein wenig modrige Luft drang herauf.

Basti war anzumerken, wie stolz er war, dem anderen etwas zeigen zu können. »Es gibt kein Licht da unten, aber Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Der Tunnel geht bis zum Keller vom Schloss. Ich bin ihn schon zigtausendmal entlanggegangen.«

»Na schön.« Karl setzte einen Fuß auf die erste Stufe. »Ich geh vor – und die Tür lassen wir auf.«

Basti starrte ihn mit großen Augen an. »Aber Sie wissen doch gar nicht, wo die Stufen sind. Und auflassen können wir die Tür auch nicht. Dann kommen Tiere rein.«

Karl atmete aus. Der Junge wusste wohl, was er tat. Er nickte zustimmend, ließ Basti an sich vorbeischlüpfen und half ihm, die schwere Tür von innen wieder zuzuklappen. Nur noch ein feiner Lichtstreifen drang an den geschlossenen Türflügeln vorbei in den Tunnel.

Karl senkte die Stimme. »Also los.«

Im nächsten Augenblick sah er den dünnen Körper des Jungen im Dunkeln verschwinden.

»Basti! Warte!«

Er stolperte hinterher.

Der Boden des Gangs war glitschig, und Karl rutschte mehrfach darauf aus. Einmal knallte er sogar aufs Knie

und musste einen Aufschrei unterdrücken.

»Geht's wieder?«, hörte er Basti aus einiger Entfernung rufen. »Sie haben es gleich geschafft.«

Karl rappelte sich auf und ging, vorsichtiger geworden, langsam weiter. Mit einer Hand streifte er dabei an der Wand des Stollens entlang, um nicht ständig dagegen zu laufen. Soweit er es ertasten konnte, stützte eine grobe Mauer das Erdreich ab. Als er wieder nach vorn sah, bemerkte er, dass das Dunkel des Tunnels von einem tanzenden Lichtschein durchbrochen wurde.

»Kommen Sie. Es ist nicht mehr weit!« Basti leuchtete mit einer Taschenlampe in seine Richtung.

»Gib mir mal die Lampe, Basti.«

Aber da wandte sich der Junge auch schon wieder um und rannte davon. Im Widerschein der Lights konnte Karl gerade noch erkennen, wie Basti weiter vorne um eine Ecke bog. Hell wurde sein Lachen von den Wänden des Stollens zurückgeworfen.

Karl eilte weiter. Als er die Stelle erreicht hatte, an der er Basti aus den Augen verloren hatte, folgte er der Biegung des Tunnels – und blieb stehen. Gleich hinter der Krümmung endete der Gang in einem Kellerraum, in dem Basti stand und ihm mit seiner Taschenlampe ins Gesicht leuchtete.

Karl hob schützend die Hand vor die Augen. »Kannst

du kein Licht anmachen? Du blendest mich!«

»'tschuldigung.« Hastig lenkte Basti den Lichtkegel zu Boden. »Aber ich lass das Licht lieber aus.«

»Warum denn?« Karl trat aus dem Gang heraus und sah sich um.

»Meine Mutter will nicht, dass ich hier spiele«, kam die Antwort. »Deshalb hab ich extra die Taschenlampe hier deponiert.«

»Deine Mutter merkt doch nicht, wenn du Licht anmachst.«

»Sind Sie sicher?« Die großen Augen des Jungen blickten Karl im Halbdunkeln an.

Vielleicht keine gute Idee, mit dem Kleinen hier herumzuirren, wenn seine Eltern das nicht so gern sehen, dachte Karl. Er wandte sich um und sah, dass der Gang durch einen Schrank getarnt war, dessen Türen jetzt offen standen.

»Und wo sind wir hier?«, fragte er.

»Im Keller vom Haupthaus«, antwortete Basti, warf mit Schwung die Schranktüren zu und ließ den Lichtstrahl der Taschenlampe über die Wände gleiten. Windschiefe Regale, in denen Marmeladengläser, Vorratsbüchsen und säckeweise Äpfel lagerten, traten aus dem Dunkeln hervor. Dann fiel der Strahl in einen Durchgang, hinter dem sich weitere Kellerräume abzeichneten.

»Nicht schlecht«, sagte Karl und grinste den Jungen an.

Der bemühte sich, nicht zu zeigen, wie stolz er war. »Hab ich doch gesagt.« Er lief durch die Türöffnung in den nächsten Raum. »Kommen Sie, ich zeig Ihnen, wo die Treppe nach oben ist.«

Karl folgte ihm. Auch der nächste Kellerraum war ringsum mit Vorratsregalen ausgestattet, in denen Kisten voller Obst und Kanister mit Olivenöl lagen. Ganze Schinken baumelten von der Decke, und mehrere Säulentrommeln, die in einer Ecke lagerten, entpuppten sich als übereinandergeschichtete Parmesankäserollen. Ohne darauf zu achten, marschierte Basti tiefer in den Keller hinein.

Während Karl versuchte, mit ihm Schritt zu halten, bemerkte er, dass die Mauern der Räume, durch die sie kamen, immer dicker und grober zu werden schienen. Auf die rechtwinkligen, verputzten Kammern, die sie zuerst durchquert hatten, folgten Gewölbe, deren Ecken und Öffnungen rund und gedrunken waren. Diese Höhlen waren nicht mehr mit Essensvorräten vollgestellt, sondern mit Möbeln aus allen erdenklichen Epochen, mit Glasschränken, in die alte Bücher hineingezwängt worden waren, einer Nähmaschine, die man noch über ein Rad antreiben musste, Koffern so groß, dass man sich

aufrecht hineinstellen konnte, einem Schlitten, der aussah, als würde er von Ponys gezogen werden müssen, schwarzen Fahrrädern und Kästen voller Porzellan.

Endlich erreichten sie den letzten Raum der langen Flucht. Ein Gewölbe, dessen Decke sich fast bis zum Fußboden hinunterbog und das aus groben Feldsteinen zusammengefügt worden war. In dem tanzenden Strahl der Taschenlampe sah Karl, dass es mit eisernen Gitterschränken vollgestellt war, in denen Hunderte schwarzer Rotweinflaschen lagerten. Der ganze Raum war erfüllt von dem herben Geruch des Weines, der durch so manchen zerfallenden Korken hindurchströmte.

Karl trat an einen der Schränke heran und sah zu Basti. »Leuchte mal hierher.«

Der Lichtkegel der Lampe hüpfte näher.

»Kann ich?« Karl streckte die Hand aus. »Nur kurz, ich will mir die Flaschen mal näher ansehen.«

Basti schaute ihn groß an, zögerte.

»Was denn? Hast du Angst, dass ich wegrenne und dich im Dunkeln allein lasse?«

Basti schüttelte den Kopf und hielt ihm zaghaft die Lampe hin. Karl nahm sie und leuchtete in den Gitterschrank, vor dem er stehen geblieben war. Die vergilbten und halb abgelösten Etikette auf den Flaschen waren in allen erdenklichen Zeichensätzen und Sprachen beschriftet, zum Teil phantasievoll verziert, zum Teil

betont schlicht, wenn nichts als der Name des abfüllenden Gutes und eine Jahreszahl darauf vermerkt waren. 1992, 1984, 1976 entzifferte Karl, aber auch 1959. Er ging zum nächsten Regal. 1938, schließlich 1901, 1883, 1868 – herrliche Magnumflaschen aus Frankreich, die so dick mit Staub verkrustet waren, dass man regelrecht sehen konnte, wie ihre Besitzer – im Abstand von Jahrzehnten – immer wieder vorsichtig ein Fensterchen darauf hatten abkratzen müssen, um überhaupt noch entschlüsseln zu können, um was für Tropfen es sich handelte.

Basti zerrte an Karls Ärmel. »Kommen Sie, hier lang. Hier geht's wieder nach oben.« Er zeigte auf eine Öffnung auf der anderen Seite des Gewölbes, durch die eine Treppe zu sehen war, auf der ein Abglanz des Tageslichts schimmerte.

Aber etwas anderes hatte bereits Karls Aufmerksamkeit erregt. Am Ende der Weinregale, zwischen die er getreten war, war ihm ein gedrungener Korridor aufgefallen, der sich in der Wand öffnete – keine zwei Meter hoch, höchstens ein Meter breit.

»Wo führt der denn hin?«, fragte er und nickte mit dem Kopf zu dem Tunnel.

Als von Basti keine Antwort kam, drehte er sich zu dem Jungen um und leuchtete ihm ins Gesicht. Jetzt war es Basti, der die Hand vor die Augen hob.

»He, was soll das?«

Karl leuchtete sich selbst von unten an. »Wohin führt der Tunnel da? Kennst du den?«

Er sah, wie Basti nickte, bemerkte zugleich aber auch, dass die Unbeschwertheit des Jungen mit einem Mal wie weggeblasen schien.

»Komm, lass uns mal nachsehen«, meinte Karl und wollte sich schon in Bewegung setzen, als er spürte, wie Basti seine Hand berührte.

»Lassen Sie das lieber«, drang seine Stimme, die er jetzt deutlich gesenkt hatte, aus dem Dunkeln zu Karl herüber.

»Wieso, was ist mit dem Gang?« Unwillkürlich sprach auch Karl leiser und drehte sich zu Basti um.

Der bedeutete ihm, dass er sich zu ihm hinunterbeugen sollte. »Ich hab's Ihnen doch vorhin schon gesagt«, flüsterte er. »Meine Mutter will nicht, dass ich mich in dem Keller rumtreibe.«

»Aber du machst es doch sowieso.« Karl machte ein betont verdutztes Gesicht.

Basti zögerte. Dann stieß er hervor: »Mama hat gesagt, dass Papa wütend wird, wenn er erfährt, dass ich im Weinkeller war.« Mit großen Augen blickte er Karl an.

Karl richtete sich auf und ließ die Taschenlampe kreisen. »Im Weinkeller sind wir jetzt, da hast du recht.



Aber kann dir dein Vater das nicht selbst sagen?«

Wieder keine Antwort. Er leuchtete zu dem Jungen. Und zuckte zusammen. Bastis Gesicht wirkte plötzlich ganz eingefallen, seine Augen verschattet. Seine Lippen bewegten sich – aber es war nichts zu hören.

Karl fühlte einen kleinen Stich. Er sollte dem Jungen wirklich keinen Ärger bereiten.

Da kamen die Worte ganz leise aus Bastis Mund. »Mein Vater ... er ... er redet doch nicht.«

Karl stutzte, plötzlich selbst erschrocken. »Wie, er redet nicht?«

Basti starrte ihn an. »Komisch, oder?« Hilflos wanderten seine Augen über Karls Gesicht, als suchte er dort einen Halt – eine Antwort auf all die Fragen, die er sich in seinem kleinen Kinderherzen deshalb schon gestellt hatte.

Der Lichtkegel der Taschenlampe tanzte über die engen Wände des Tunnels. Karl hatte Basti zu der Treppe begleitet, die nach oben führte, geschworen, dass er die Lampe auf die unterste Treppenstufe legen würde, wenn er sie nicht mehr brauchte, und war dann mit dem Licht zu dem Tunnel zurückgekehrt, der ihm aufgefallen war. Er wusste nicht genau, was ihn veranlasst hatte, ihn zu betreten. War es die Neugier, einen Gang zu verfolgen, der sich noch tiefer in den Brandenburger Boden hineinbohrte, als es der Keller des Schlosses ohnehin schon tat? War es der Drang, mehr über Habich, mehr über Urquardt zu erfahren? Oder war es einfach der Unwille, sogleich wieder ins Archiv zurückkehren zu müssen?

Während er über die glitschigen Steinplatten des Tunnels in einem sanften Bogen weiter in die Tiefe schritt, bemerkte er, dass der Schein der Lampe ein wenig flackerte. Sollte ihn ausgerechnet jetzt die Batterie im Stich lassen?

Karl blieb stehen und schüttelte das Gerät. Der

Lichtstrahl stabilisierte sich. Er ging weiter. Weiter bergab, weiter im Kreis.

Nach etwa dreißig Metern traten die engen Tunnelwände zurück, und er gelangte in ein niedriges Untergeschoss, dessen Luft sich feucht anfühlte und nach Eisen schmeckte. Als er die Taschenlampe durch den Raum schwenkte, traten Dutzende von Steinskulpturen aus dem Dunkeln hervor. Herkules und der Löwe, zwei Prinzessinnen in Gewändern, wie man sie zur Zeit Friedrichs des Großen getragen haben mochte, aber auch ornamentale Motive, wie ein gewaltiger Kübel mit Blumen, oder abstrakte, wie zwei schmale Obelisk, auf die die Steinmetze ein paar Phantasiehieroglyphen gemeißelt hatten: Arbeiten, die aussahen, als wären sie ursprünglich im Park des Schlosses aufgestellt gewesen, bevor man sie von ihren Sockeln heruntergenommen und in dem Gewölbe eingelagert hatte.

Wieder flackerte die Lampe in Karls Hand. Als er sie diesmal schüttelte, verlosch sie jedoch ganz. Rings um Karl herum war die Dunkelheit wie mit Händen zu greifen. Bis hier hinunter, in diesen Tiefkeller, der noch aus der ältesten Bauphase Urquards stammen musste, drang auch nicht der schwächste Lichtschimmer. Karl konnte seine Hände nicht vor seinen Augen sehen, geschweige denn etwas von dem Raum, in dem er sich befand. Dabei hatte er sich beim Umsehen zwischen den

Skulpturen leichtfertig ein paar Schritte von dem Tunnelausgang entfernt, durch den er in das Untergeschoss gelangt war.

Er lauschte. Jetzt, wo um ihn herum nur noch Schwärze herrschte, nahm er plötzlich ein Geräusch wahr, das ihm zuvor entgangen war. Das helle Glucksen von Wasser.

Vorsichtig schraubte Karl an der Unterseite des Zylinders, in dem die Batterien der altmodischen Taschenlampe stecken mussten. Er fühlte, wie sich der Deckel löste, die Batterien in seine Hand glitten. Behutsam wischte er die Kontakte sauber und legte sie wieder ein. Nichts.

Er betätigte den Schalter.

Wie ein Messer durchschnitt der Lichtstrahl das Dunkel.

Karl grinste. Die Kontakte waren verdreckt, mehr nicht.

Er ließ die Lampe kreisen und hatte im nächsten Moment die Orientierung zurückgewonnen. Der Aufgang in den oberen Keller lag keine zehn Meter hinter ihm.

Vor sich hinleuchtend, marschierte Karl tiefer in das Untergeschoss hinein auf das entfernte Plätschern zu, das ihm eben erst aufgefallen war. Ein Durchgang zeichnete sich in der gegenüberliegenden Wand ab. Er ging darauf

zu, schlüpfte hindurch und blieb staunend stehen.

Hinter dem Durchgang eröffnete sich eine mächtige Halle, deren Decke das Glucksen und Plätschern, das er gehört hatte, leise zurückwarf. Karl leuchte mit dem Licht in die Halle hinein, um ihre Größe abzuschätzen. Doch der flackrige Strahl seiner Lampe, die schon wieder schwächer geworden war, reichte nicht bis an die Seitenwände.

Nur schnell nachsehen, wo das Plätschern herkommt, sagte er sich, eilte in die Halle hinein – und blieb schon nach wenigen Schritten abrupt stehen. Unmittelbar vor ihm hatte sich ein Kanal aufgetan, in dem funkelnd das Wasser stand. Ein künstlicher Wasserlauf von gut zwei Metern Breite, der mit feuchtglänzenden Granitquadern eingefasst war.

Karl kniete sich auf den Boden, legte die Lampe neben sich und streckte die Hand hinab. Das Wasser war eiskalt. Auch wenn es vor Jahrzehnten vielleicht die Abwässer des Schlosses transportiert haben mochte – heute wurde das mit Sicherheit auf anderem Wege besorgt. Die Luft in der Halle war feucht und erdig, stinken tat sie jedoch nicht.

Karl zog die Hand wieder zurück, griff nach seiner Lampe und leuchtete den Kanal entlang. Soweit der Lichtstrahl reichte, schimmerte das schwarze Wasser zwischen den Steinen. Er leuchtete in die andere

Richtung und bemerkte, dass nur wenige Schritte neben ihm ein paar Stufen von dem gemauerten Kanalufer, auf dem er kniete, zum Wasser hinabführten. Am Ende der Stufen war ein flaches Boot an einem Seil angepflockt.

Er stand auf, um sich das Boot näher anzusehen, aber im gleichen Moment verlosch sein Licht erneut.

Karl zuckte zusammen. Er war von der unterirdischen Grotte so gefangen gewesen, dass er die Schwäche seiner Batterien glattweg verdrängt hatte. Umso schmerzlicher wurde ihm jetzt – in dem Moment, in dem die Dunkelheit erneut nach ihm griff – bewusst, wie leichtfertig es gewesen war, sich noch weiter vom Ausgang zur Oberwelt zu entfernen.

Zu seinen Füßen war das Glucksen des Wassers zu hören. Ein falscher Schritt, und er würde hineinstürzen. Vorsichtig ließ sich Karl wieder auf die Knie nieder. Seine Hände berührten die glitschigen Steine vor ihm, glitten über die Kante zum Wasser, tasteten sich wieder hoch. Langsam drehte er sich um seine Achse. Der Durchgang zum Untergeschoss mit den Skulpturen musste schräg hinter ihm liegen. Er spürte, wie sich die Feuchtigkeit der Steinplatten durch seine Hosenbeine hindurch zu seinen Knien fraß. Er durfte jetzt nicht die Ruhe verlieren!

Da ihn die Lampe in der Hand beim Tasten störte, ließ er sie liegen und krabbelte auf allen vieren weiter. Hand

nach vorne, tasten, Gewicht verlagern, Bein nachziehen, dann die andere Hand weiter nach vorn. Er kam nur langsam voran. Doch das war nicht so schlimm. Er würde es schon schaffen. So weit war es ja nicht. Hand nach vorn, tasten, Bein nachziehen.

Nach wenigen Minuten stieß seine Hand gegen die sandige Wand der Grotte. Das Glucksen des Wassers lag jetzt hinter ihm. Er richtete den Oberkörper auf und fuhr mit der Hand durchs Dunkel. Die Wand wölbte sich über ihm – rechts und links breitete sie sich aus. Auf welcher Seite lag der Durchgang? War er beim Weg vom Kanal zur Wand an der Öffnung vorbeigekrabbelt, so dass sie jetzt rechts von ihm lag? Oder hatte er den kürzesten Weg zur Wand zurückgelegt, so dass die Öffnung noch immer links von ihm lag? Karl entschied sich für links. Und beschloss, aufrecht weiterzugehen. Die Wand würde ihm Orientierung genug geben.

Schritt für Schritt tastete er sich an der Wand entlang voran. Nach drei, vier Metern stieß seine Tasthand ins Leere. Er schob sich in die Öffnung, stemmte seinen rechten Fuß gegen die untere Kante – und arbeitete sich mit dem linken Fuß langsam vor, bis er die gegenüberliegende Seite der Öffnung berührte. Er war auf dem richtigen Weg.

Längst mussten sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben. Dennoch war nichts zu erkennen. Nur tiefschwarze Nacht. Vorsichtig tastete er sich durch die Öffnung hindurch auf die Innenseite des Untergeschosses mit den Steinskulpturen und begann, langsam an der Wand entlang weiterzugehen. Theoretisch hätte er auch versuchen können, den pechschwarzen Raum zu durchqueren. Aber konnte er sicher sein, dass nicht irgendwo ein Brunnenschacht oder etwas Vergleichbares eingelassen war, das ihm vorhin entgangen war? Auch wenn es ein Umweg war – am besten war es, die einmal gewonnene Orientierung durch die Wand nicht aufzugeben und sich an ihr entlang weiterzutasten. Auf diese Weise musste er früher oder später doch unweigerlich zu dem Tunnel gelangen, der ihn nach oben führen würde.

Karl kam jetzt besser voran. Unbeirrt schritt er vorwärts, die Sinne aufs äußerste gespannt, wie ausgehungert nach jedem Laut, Lichtfleck oder Geruch. Aber außer dem entfernten Wasserplätschern, dem Knirschen seiner Sohlen auf dem Steinfußboden und dem Eisengeschmack in der Luft gab es nur das zu entdecken, was seine Hand ihm erfüllte: feuchten, zum Teil von der unterirdischen Luft verfaulten Putz, der unter seinen Fingern hinwegbröckelte, wenn er dagegen kam.



Da hörte er es.

*Knack knack knack knack knack knack knack knack ...*

Das Geräusch war gedämpft und hatte ganz unvermittelt eingesetzt. Es knackte leise vor sich hin, ungefährlich und regelmäßig – und doch zugleich ein Geräusch, das wie an Karls Herz gekoppelt zu sein schien.

Er blieb stehen, die linke Hand sanft an die Wand gedrückt. Wo kam das Geräusch her?

Er hielt den Atem an.

Das Knacken verstummte.

Nur das Glucksen des Wassers war zu hören.

Plötzlich war ihm, als würde ein Eishauch seine Haut überziehen. War er allein in dem Gewölbe? Oder war Janker hier?

Er spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Wie ihn der dünne Schweißfilm in der kühlen Kellerluft sogleich frösteln ließ.

Er atmete aus. Unterdrückt, langsam und vorsichtig.

Stand er direkt neben ihm – den Mund an seinem Ohr? War der kühle Hauch Jankers Atem?

Mit einer unkontrollierten Bewegung ließ Karl seine Hand durch die schwarze Luft sausen.

Nichts.

*Knack knack knack knack knack knack knack knack ...*

Das Surren schien aus der Mauer vor ihm zu kommen.

Er wandte sein Gesicht wieder nach vorn.

*... knack knack knack knack knack knack.*

Stille.

Karl tastete sich weiter. Er hatte keine Wahl. Er musste raus hier. So schnell wie möglich. Nächster Schritt. Weiter. Weit –

Wieder fuhr er zusammen. Statt wie bisher auf groben, sandigen Putz war seine vortastende Hand auf eine glatte, eiskalte Oberfläche gestoßen und spontan zurückgezuckt. Er legte sie noch einmal auf die Oberfläche, ließ sie darüber hinweglaufen und erfuhr einen Spalt, dann einen Rahmen ... eine Tür!

Mit einem Schritt hatte Karl sich auf die Höhe der Tür gebracht, tastete sie mit beiden Händen ab.

Ein Knauf, rund und kalt. Karl drehte und zog daran, doch weder Knauf noch Tür rührten sich.

Wieder spürte er, wie ihn ein kalter Luftzug anwehte und frösteln ließ.

*Knack knack knack knack knack knack knack ...*

Das Geräusch kam von der anderen Seite der Tür.

»Hallo!«, rief er, und seine Stimme brach sich dumpf in dem niedrigen Kellergewölbe. »Hallo!«

*... knack knack knack.*

Stille.

Er hielt die Luft an.

Nichts.

Karl holte aus und ließ seine Faust auf die Stahltür knallen. Sie dröhnte wie ein Gong, und der Klang erfüllte das Gewölbe.

»Hallo! Ist da jemand?«

Wieso war das Knacken kurz nach seinem Ruf wieder verstummt – war dort hinter der Tür jemand? War dort Janker? Spielte er mit ihm?

Unkontrollierbar schoss Karl die Wut zu Kopf, und er hämmerte mit beiden Fäusten auf die Tür ein. »Janker! Hören Sie mich? Ich bin in dem Keller hier ... meine Taschenlampe ... ich habe kein Licht!«

Unendlich langsam, so schien es Karl, wand sich der Hall, mit dem die Tür auf seine Schläge geantwortet hatte, bis in den hintersten Bogen des Untergeschosses, wo er sich langsam auflöste.

»Verdammt noch mal! Kommen Sie mit einer Lampe raus, oder machen Sie wenigstens die Scheiß-Tür auf!«  
Stille.

Die Seiten von Karls Fäusten schmerzten. Aber hinter der Tür war nichts zu hören.

Die Figuren standen früher im Park. Als sich abzeichnete, dass die Russen bis nach Berlin vordringen würden, ließ der damalige Besitzer sie in den Keller bringen. Wirklich schade, dass sie dort immer noch lagern, aber wissen Sie, was es kosten würde, sie wieder aufstellen zu lassen?« Habich lächelte.

»Ein Vermögen?« Karl lächelte zurück.

Es hatte dann nicht mehr lange gedauert, bis er den Tunnel nach oben ertastet hatte. Vom Keller aus war er über die Treppe, die Basti ihm gezeigt hatte, ins Erdgeschoss und schließlich zu seinem Zimmer gelangt. Nachdem er sich frische Sachen angezogen hatte, hatte er Habich in der Bibliothek gefunden, wo er auf dem Sofa liegend in ein Buch vertieft gewesen war.

»Der Kanal führt bis zum See«, berichtete Habich. »Ich bin mit dem Boot die Strecke einmal abgefahren. Angeblich sollen sich die Vorbesitzer des Hauses ihre Vorräte zum Teil auf diesem Weg haben liefern lassen.«

Karl nickte. »Und die Tür? Wohin führt die Stahltür?«

Habich legte das Buch zur Seite, das er immer noch in der Hand gehalten hatte. »Das muss ... es muss die Tür

zum Heizungskeller sein, oder?«

»Ja? Dahinter war so eine Art knackendes Geräusch zu hören.«

»Meine Güte, Borchert«, unterbrach Habich ihn, »was haben Sie denn da unten eigentlich gemacht?«

Karl lehnte sich auf dem Sessel zurück, auf dem er Habich gegenüber Platz genommen hatte. Berechtigte Frage. Er wollte Basti aber nicht erwähnen. »Was glauben Sie denn? Dass mich ein Gebäude wie Haus Urquardt nicht fasziniert? Was gibt es Schöneres, als ein altes Schloss zu erkunden, wenn man sich darin schon mal frei bewegen darf!«

»Es gefällt Ihnen.« Habich strahlte. »Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen ein paar Bücher darüber ausleihen, Fontane hat in seinen Wanderungen ausführlich über Urquardt berichtet.«

»Ja, warum nicht«, ging Karl bereitwillig auf den Vorschlag ein, ohne dabei seine eigentliche Frage zu vergessen. »Aber sagen Sie doch mal, das Geräusch, was war das denn?«

Habich runzelte die Stirn. »Der Heizungskeller? Keine Ahnung. Oder die Gasleitung, die knackt manchmal.« Er stand auf. »Ohne Licht? Das muss sich ja gruslig angehört haben.«

Karl wurde den Eindruck nicht los, dass Habich ihm etwas verschwieg. »Geht das Versteckspiel jetzt wieder

los?«

Habich wandte sich ab, scheinbar, um mit einem Zettel die Stelle im Buch zu markieren, bis zu der er gelesen hatte, in Wirklichkeit jedoch – dessen war sich Karl sicher –, um seine Irritation zu verbergen.

»Meinen Sie nicht, Sie gehen ein bisschen weit, Borchert?« Er schaute wieder auf. »Keiner hält Sie hier fest.«

Sein Blick war fest auf Karls Gesicht gerichtet, aber er musterte ihn nicht etwa herausfordernd oder empört, sondern eher neugierig, beinahe mitfühlend.

»Ja, ich weiß«, sagte Karl. »Sie müssen entschuldigen. Es ist ... es ist alles noch so neu für mich.«

»Sie wollen also bleiben?«

»Sollte ich nicht?«

»Es ist Ihre Entscheidung, junger Mann, die kann ich Ihnen nicht abnehmen.«

Karl wusste nicht, woran es lag, aber das Lächeln seines Gastgebers wirkte auf ihn wie das Lächeln eines verwundeten Tieres. Habichs Gefährlichkeit, die Karl bei anderen Gelegenheiten geglaubt hatte aufblitzen zu sehen, schien durch eine seltsame Verletzlichkeit verdrängt, die Karl auch in den vergangenen Tagen schon aufgefallen war und die innerhalb der letzten Stunden noch weiter hervorgetreten zu sein schien.

»Dort unten im Keller – was ist es, das Sie dort verstecken?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Warum nicht?« Karl breitete die Hände aus. »Haben Sie Angst, dass ich die Behörden alarmiere? Das brauchen Sie nicht. Das ist doch lächerlich.«

»Passen Sie auf, ich will Ihnen eine einfache Geschichte erzählen«, erwiderte Habich, der Frage ausweichend, »dann kommen wir vielleicht am besten weiter.« Er machte eine kleine Pause, wie um sich Karls Aufmerksamkeit zu vergewissern. Als der ihn herausfordernd ansah, fuhr er fort: »Ich war schon immer ein Fan der Phänomenologie – jetzt also eine kleine phänomenologische Übung. Versuchen wir einmal, uns vorzustellen, was in unserem Körper abläuft, wenn wir uns entscheiden, etwas ganz Alltägliches zu tun. Wenn wir uns zum Beispiel entscheiden, die Hand zu heben. Einverstanden?«

War er endlich bereit, etwas preiszugeben? Karl nickte. »Einverstanden.«

»Also. Wie soll das gehen? Die Hand geht einfach hoch?«

»Na ja, kommt drauf an.« Karl zögerte mit der Antwort. »Wenn wir einen Entscheidungsprozess betrachten wollen, würde ich früher ansetzen. Also: Ich überlege, treffe die Wahl, das heißt, ich entscheide mich

für eine Handlung – in dem Moment führe ich die Handlung aus, und es geschieht: Die Hand geht hoch.«

»Okay. Betrachten wir das mal genauer. Es gibt also so etwas wie einen Ich-Kern, ja? Sozusagen der Ausgangspunkt meiner Entscheidung. Was brauchen wir noch? Denken wir zum Beispiel daran, was passiert, wenn ich ein Bild betrachte. Ich sehe ja nicht immer das ganze Bild. Im Zentrum meiner Aufmerksamkeit steht nur ein ganz bestimmtes Detail. Richtig? Mein Blick wandert über das Bild, zu den Augen, wenn ein Gesicht dargestellt ist, zum Mund, und so weiter. Wie wollen wir das beschreiben? Es ist vorgeschlagen worden, zu sagen, dass mein Aufmerksamkeitsstrahl, der von meinem Auge bis zum Bild reicht, das ist, was übers Bild wandert. Haben Sie ein Problem mit diesem Begriff?«

»Nein.«

»Gut. Wir haben also einen Aufmerksamkeitsstrahl und einen Ich-Kern. Wir können auch sagen, der Aufmerksamkeitsstrahl geht vom Ich-Kern aus.«

Karl sah ihn an. Worauf wollte er hinaus?

»Was geschieht nun, wenn ich die Hand hebe?«, fuhr Habich fort. »Ich richte den Aufmerksamkeitsstrahl meines Ich-Kerns auf die Hand, denke: Jetzt hebe ich die Hand. Dann geht sie hoch.«

»Wenn ich die Hand nicht einfach so hebe, ohne mich vorher dafür zu entscheiden.«



»Ja, das haben wir ja gesagt: Wir wollen eine *bewusste* Entscheidung zum Heben der Hand betrachten.«

»Worauf wollen Sie hinaus, Habich?«

»Moment, lassen Sie mich das erst zu Ende bringen.«  
Wieder Kunstpause, bevor Habich fortfuhr: »Betrachten wir diesen Prozess noch mal ein wenig genauer. Also. Wie geht die Hand hoch?«

»Die Muskeln kontrahieren, dadurch geht sie hoch.«

»Also richte ich den Aufmerksamkeitsstrahl auf die Hand – und der Körper weiß dann, welche Muskeln er kontrahieren muss?«

»So in etwa.«

»Woher weiß der Körper das?«

Karl sah ihn an. »Mein Körper weiß das – ich doch nicht.«

»Hm. Noch mal überlegen. Also. Der Ich-Kern will, dass sich die Hand bewegt. Also muss er letztlich in irgendeiner Form auf einen anderen Bereich des Gehirns einwirken, der dann wiederum auf einen anderen Bereich einwirkt, und so weiter, bis auf den Muskel eingewirkt wird, der die Hand bewegt. Richtig?«

»In irgendeiner Form? Das lässt viel Spielraum.«

»Kann man wohl sagen. Worauf ich hinauswill, ist davon, wie man diesen Spielraum ausfüllt, aber ganz unabhängig. Denn das Problem liegt im Ich-Kern. Wie

soll er das denn tun, was wir jetzt ›einwirken‹ genannt haben? Wie soll er etwas verursachen? Egal, wie wir uns das vorstellen, ob er Zellen zum Feuern bringt oder sonst was bewirkt – es ist eine Kausalkette, die er auslösen muss, und die darin gipfelt, dass sich die Hand bewegt. Aber wie wird der erste Impuls ausgelöst, der am Anfang der Kausalkette steht? Das Problem erinnert ein wenig an Aristoteles, der nach dem ersten Beweger gefragt hat. Wie kommt die Bewegung in das, was wir hier den Ich-Kern genannt haben? Wird er von außen angestoßen? Wo bleibt dann unsere Willensfreiheit? Besteht er aus zwei Hälften? Die eine setzt die andere in Bewegung? Wie ist dann aber die erste Hälfte in Bewegung versetzt worden?«

Unruhig stand Habich vom Sofa auf und begann, in der Bibliothek auf und ab zu laufen. »Sie sehen, wir haben es hier mit einem unendlichen Regress zu tun«, fuhr er fort, während Karl ihm zusah. »Wir können diese ohnehin schon atomare Vorstellung, den Ich-Kern, wenn wir es denn unbedingt wollen, auch noch einmal oder unendliche Male zerteilen, in der Hoffnung, auf diese Weise zu verstehen, wie es möglich ist, dass ich mich entscheiden kann, meine Hand zu heben. Das ändert aber nichts daran, dass wir nicht begreifen können, wie die Verbindung zwischen der Entscheidung und dem Ausführen der Handlung aussehen soll.«

»Gleichwohl ist es kein Problem, die Hand zu heben«, warf Karl ein.

»Sehen Sie – das ist genau, was ich sagen will.« Habich blieb stehen. »Und was schließen wir daraus, dass wir die Hand ohne weiteres bewegen können, dass wir uns aber nicht verständlich machen können, wie das möglich sein soll – also begrifflich nicht vorstellen können?«

Karl hob die Hände. »Es muss also irgendwie anders ablaufen.«

»Genau!« Habichs Augen glühten. »Und wie?«

Karl sah ihn an, sagte aber nichts.

»Ich weiß es auch nicht, Borchert.« Es war wieder Habich, der sprach. »Aber all diese Fragen kreisen um den Themenkomplex, den ich hoffe, in nächster Zeit ein wenig besser durchleuchten zu können.«

Karl dachte nach. »Sie wollen wissen, wie man sich entscheiden kann, ein bestimmtes Wort zu wählen. Das ist die Verbindung zur Sprache, die bei Ihnen ja – wie Sie selbst sagen – im Zentrum der Untersuchung steht.«

Habich nickte. »Beim Problem der Wortwahl wird das, was ich eben anhand der Handbewegung ausgeführt habe, noch einmal besonders sinnfällig. Und wenn man es noch einmal zuspitzt, lautet die Frage: Wie kann ich mich entscheiden, ein bestimmtes Wort zu *denken*? Denke ich erst, dass ich es denken will – und denke es

dann? Humbug. Das wäre zirkulär. Was aber läuft dann ab? Und es ist ja keine Frage, dass ich ohne Probleme ein beliebiges Wort denken kann. Wie aber kann ich mich dafür entscheiden, dieses Wort zu wählen? Sozusagen: Wie kann ich es aufrufen, wenn der Name des Wortes doch das Wort selbst ist?«

Er sah Karl an. »Was ich meine – und ich sehe, Sie können mir folgen«, Habich nahm seinen Weg wieder auf, »was ich meine, ist, dass *wenn* wir versuchen, uns diese mentalen Prozesse zu vergegenwärtigen, dann stellen wir fest: Wir können nicht entscheiden, was wir denken wollen.«

»Was denn nun, ist es falsch, wenn wir glauben, wir könnten uns entscheiden, die Hand zu heben, oder ist es falsch, wie wir versuchen, den Prozess zu beschreiben?«

Habich lachte. »Wie soll man das beurteilen? Manchmal glaube ich fast, dass es eine Charakterfrage ist, zu welcher Antwort man neigt. Manche glauben, unser Glaube an unsere Willensfreiheit ist ein Irrtum, andere glauben, wir müssten nur noch herausbekommen, wie diese Willensfreiheit realisiert ist. Zu welcher Gruppierung tendieren Sie, Borchert?«

Karl verschränkte die Arme. Das hatte er sich so vereinfacht tatsächlich noch nie gefragt. »Willensfreiheit, das war nie mein Spezialgebiet ... darüber sind ganze Bibliotheken geschrieben worden –«

»Kommen Sie, keine Ausflüchte jetzt. Ich sagte es doch gerade: Ich halte es für eine Charakterfrage.«

Karl atmete aus. »Ich soll offenen Auges feststellen, dass ich nicht Herr meiner selbst bin?« Das kam ihm so aberwitzig vor, dass er sich glatt mit dem Finger gegen die Stirn tippte. »Ich bin doch nicht blöd.«

Habich schnaufte gutgelaunt, durchaus empfänglich für Karls spontane Abwehrhaltung. »Also was? Lieber über die Dinge nicht nachdenken?«

»Nein, man kann ja versuchen, eine bessere Theorie zu entwickeln. Vielleicht ist allein schon das Konzept der Kausalkette in diesem Zusammenhang irreführend.«

»Ach ja, und stattdessen? Wie wollen Sie sich selbst als Herr im Haus retten, wenn Sie die Kausalkette über Bord werfen?«

Karl starrte Habich an. Wenn er darauf eine Antwort wüsste, wäre er sicher nicht in die Verlegenheit geraten, den Job, Habichs Papiere zu sortieren, annehmen zu müssen. Aber das behielt er für sich.

»Kommen Sie«, sagte Habich und deutete mit dem Kopf zu der Tür, die von der Bibliothek in die Eingangshalle führte, »ich will Ihnen etwas zeigen.«

Haben Sie sich die Figur schon einmal angesehen«, fragte Habich, als sie die Treppe in der Halle erreicht hatten, an deren Fuß die halbnackte Schönheit stand, vor der Karl auch mit Lara stehen geblieben war.

Karl lächelte. »Ein schönes Stück, es ist mir gleich aufgefallen.«

Habich trat an die Figur und zeigte auf einige Buchstaben, die der Bildhauer neben den Fuß der Frau in den Sockel gemeißelt hatte.

»Das Schweigen«, las Karl.

»Letztlich kreist mein Denken seit einigen Jahren um zwei Ansätze, die auf den ersten Blick voneinander unabhängig zu sein scheinen, die sich bei näherer Betrachtung jedoch – so hoffe ich zumindest – als zwei Seiten der gleichen Medaille herausstellen könnten«, hörte er Habich neben sich sagen und drehte sich zu ihm um. »Über den einen Ansatz haben wir eben gesprochen«, fuhr Habich fort. »Wie können wir uns verständlich machen, dass wir entscheiden, was wir tun, denken oder sagen wollen.«

»Und der andere?«

»Der andere ist weniger philosophisch als vielmehr historisch, ideengeschichtlich, wenn Sie so wollen. Es geht um die Bedeutung, die in der europäischen Kulturgeschichte einem ganz bestimmten Verhalten beigemessen worden ist.«

»Dem Schweigen.«

Habich lächelte. »Die Pythagoreer waren wohl die Ersten, die aus dem Schweigen eine Haltung gemacht haben. Eine Idee, die ursprünglich enormen Erfolg hatte und erst in letzter Zeit wieder ziemlich in Vergessenheit geraten ist. Aber die Neuplatoniker, die Mystiker des Mittelalters, ja selbst noch so ein Mann wie Heidegger, der sich über das Gerede ereifert hat, haben immer wieder den Standpunkt des Schweigenden glorifiziert – und zwar nicht«, fuhr er fort, »indem sie endlose Monologe darüber gehalten haben, sondern indem sie geschwiegen haben!«

Karl hütete sich, darauf etwas zu antworten, und wartete ab, was Habich nach dieser Eloge des Verstummens wohl noch für erwähnenswert halten würde. Allerdings entging sein Hintergedanke dem alten Professor nicht, denn kaum hatte Karl es versäumt, gleich etwas zu erwidern, grinste Habich ihn an. »Das heißt aber nicht, dass wir uns jetzt in unsere Kartäuser-Zellen einschließen müssen.«

Karl musste ebenfalls grinsen. »Na schön. Dann

werde ich Ihnen sagen, was ich denke. Auf der einen Seite haben wir das Problem, dass sich nicht ohne weiteres verständlich machen lässt, inwiefern wir es sind, die entscheiden, was wir denken oder sagen wollen. Auf der anderen Seite haben wir eine tiefwurzelnde Begeisterung für das Schweigen, die unsere westliche Kultur – vielleicht ja gerade die deutsche? – früher geprägt hat.« Er stülpte die Lippen nach innen und sah Habich fragend an.

»So ist es«, sagte der.

»Und was«, platzte es aus Karl hervor, »hat das eine mit dem anderen zu tun?«

Habich musterte ihn einen Moment. »Ich nehme an, Sie ahnen, dass es eine Verbindung gibt, und wollen jetzt von mir hören, worin genau sie besteht. Aber das lässt sich nicht so einfach beantworten. Stattdessen will ich lieber noch eine andere Frage anführen, die mit diesen beiden Themen eng verwandt ist. Oder besser gesagt, einen ganzen Fragenkomplex. Und zwar den, der unter dem Stichwort ›Spracherwerb‹ verhandelt wird.«

Spracherwerb. Okay, dachte Karl, während er versuchte, in Habichs schnell springenden Gedanken nicht die Orientierung zu verlieren.

»Sie kennen das sicher«, fuhr Habich fort. »Ein Lieblingstummelplatz für findige Linguisten. Allen voran Chomsky, der geltend gemacht hat, dass die Daten, die



wir als Kind empfangen, viel zu dünn sind, als dass wir durch sie allein etwas so Komplexes wie die Sprache erlernen können. Sein Schluss: Es muss eine Art angeborenes Sprachkompetenzorgan im Kopf geben, das sehr differenziert strukturiert ist und dessen Parameter durch die Daten, denen wir als Kinder ausgesetzt sind, eingestellt werden. Nur so ließe sich erklären, wieso ein Kind später auch *die* Regeln seiner Muttersprache beherrscht, die in dem alltäglichen Sprachgebrauch, dem es ausgesetzt war, gar nicht vorgekommen sind. Nehme man hingegen ein universelles Sprachorgan an, werde auch verständlich, wieso das japanische Kind in Japan Japanisch und das deutsche in Deutschland Deutsch lernt – das japanische Kind aber *Deutsch*, wenn es in Deutschland aufwächst, und das deutsche *Japanisch*, wenn es in Japan aufwächst: Das universelle Organ wurde einfach im jeweiligen Land jeweils anders eingestellt.«

Karl verlagerte sein Gewicht aufs andere Bein. »Und?« Das war ihm bekannt. Aber was hatte das mit der Entscheidungsproblematik oder dem Schweigen zu tun?

»Das mag auf den ersten Blick ganz überzeugend klingen, und Chomsky hatte mit seinen Ideen ja auch großen Erfolg«, sagte Habich, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen. »Der entscheidende Punkt dabei ist für

mich aber, dass seit fast 60 Jahren ein halbes Heer von Linguisten daran arbeitet, Chomskys Theorie vom Sprachorgan zu bestätigen, bis heute aber nicht wirklich damit vorangekommen ist. Nur wenn Regeln gefunden werden, die in *allen* Sprachen gleich sind, kann die Hypothese eines universellen Sprachorgans richtig sein. Und doch werden bis heute immer wieder Eigenschaften von Sprachen gefunden, die mit den aufgestellten Regeln nicht zusammenpassen. Das heißt aber, dass das Rätsel des Spracherwerbs nach wie vor nicht gelöst ist. Und es ist gut möglich, dass Chomskys Theorie vom Sprachorgan schlichtweg falsch ist. Können Sie mir folgen?«

»Klar.«

»Gut. Nun ist das Rätsel vom Spracherwerb jedoch nur eine Sache. Ein viel größeres Rätsel noch, das sowohl mit dem Spracherwerb als auch mit den anderen beiden Themen, die ich bereits erwähnt habe, verknüpft ist ...«

Habich warf Karl einen Blick zu, zögerte – und brach ab.

Karl stutzte. »Was denn?«

»Überfordere ich Sie auch nicht?«

»Nein!«, entfuhr es Karl. »Weiter! Endlich erzählen Sie mal ein bisschen. Ich dreh Ihnen den Hals um, wenn Sie mir jetzt wieder nur ausweichen!« Er lächelte.

Habich erwiderte das Lächeln, zog kurz den Kopf ein, wie um sich besser zu konzentrieren, und fuhr fort: »Gut, also das letzte Phänomen, das ich anführen will, um Ihre Frage nach dem, woran ich im Moment arbeite, ein wenig einzukreisen, ist nicht, wie ein *einzelner* Mensch die Sprache erwirbt, sondern wie die Sprache *überhaupt* entstanden ist.«

»Die Frage nach dem Sprachursprung.«

»Genau. Wie ist die Sprache in die Welt gekommen? Eine faszinierende Frage, die Platon schon ebenso gefesselt hat wie Rousseau oder Herder und die bis heute alles andere als beantwortet ist. Ist das nicht unglaublich? Wir haben keine Ahnung, wie es zur Herausbildung der Sprache kommen konnte – und wir haben keine Ahnung, wie ein Mensch sie in sein Gehirn hineinbekommt. Wenn man das recht bedenkt, bekommt die Sprache mit einem Mal dieses Rätselgesicht, das mich in den vergangenen Jahren zunehmend in den Bann geschlagen hat. Und vergessen Sie nicht«, fügte Habich hinzu, »dass jedes Grübeln über die Sprache sie selbst dabei verwendet! Das Medium, *in dem* ich nachdenke, ist in diesem Fall also identisch mit dem Gegenstand, *über den* ich nachdenke. Allein das ist ein Sonderumstand, der einem, wenn nicht sofort Kopfschmerzen, so auf die Dauer doch ein ziemlich unbehagliches Gefühl bereiten kann.«

Habich hielt kurz inne, wie um zu überlegen, ob das,

was er sagen wollte, womöglich unpassend war, sprach den Gedanken dann aber achtlos aus. »Es ist, als versuche man, den Kopf in den eigenen Hintern zu stecken – verstehen Sie, was ich meine? Kein Wunder, dass einem bei dieser Übung ganz schlecht wird.« Er sah Karl lächelnd an.

*Aus: »Abschlussbericht der Urquardt-Kommission«,  
Anlage A:*

*Aufzeichnungen von Leonard Habich, 5. Oktober 2012*

»Mein Gott, was wird es mit mir tun? Steh mir bei. Lass mich nicht allein in diesem Moment der absoluten Haltlosigkeit. Des endlosen Sturzes. Der Finsternis. Der Verwirrung. Halt mich fest, zeig mir ein Licht, gib mir Orientierung. Denn ich habe Angst. Angst davor, mich aufzulösen. Angst davor, hineinzustürzen in ein Chaos, dessen einzige Richtung darin besteht, mich nur immer tiefer noch in die Ratlosigkeit, Wurzel-, Wort- und Gedankenlosigkeit zu jagen. In eine tobende Leere, in einen Sturm der drängenden Fragen, von denen ich keine einzige beantworten kann. Und mit jeder nicht beantworteten Frage wird die Wand höher, stärker, undurchdringlicher werden – die Wand, die mir den

Rückweg abschneidet.«

*Aus: »Den Spieß umdrehen«, Autobiographie Lara Kronstedt, Berlin 2016, S. 38*

»Anfangs hatte ich dafür wenig Verständnis. Als Leo mir zu Beginn unserer Beziehung das ein oder andere von seiner Forschung erzählte, hatte ich mich wiederholt darüber lustig gemacht. Ich meine: Drei Abende lang kann man es sich anhören, aber am vierten muss es doch möglich sein, auch mal zu fragen, wohin das alles führen soll.

Aber er konnte mit meinem Spötteln nicht umgehen. Als ich später merkte, dass es ihm rapide schlechter ging, und versuchte, herauszubekommen, inwiefern und ob überhaupt das etwas mit seiner Forschung zu tun hatte, blockte er ab. Ich konnte machen, was ich wollte, er weigerte sich, mich ins Vertrauen zu ziehen.

Damals dachte ich, er hätte Angst, die eigenen Illusionen, in die er sich verstrickt hatte und die ihm natürlich enorm bedeutend erscheinen mussten, könnten zerplatzen, wenn jemand, der nicht in den Bann dieser Verstrickung geraten war, mit einem nüchternen Blick von außen den

ganzen Zauber zum Einsturz bringen würde. Ich argwöhnte, dass Leo nur mit der schnöden, alltäglichen Wirklichkeit, die dahinter zum Vorschein kommen würde, nicht konfrontiert werden wollte. Ich konnte ja nicht ahnen, dass er das Ausmaß der Erkenntnisse, die er dabei war zu sammeln, eben *nicht* hoffnungslos überschätzt hatte.«

»Und ihr?«, fragte Lara, das Gesicht von den Herbstwinden gerötet, während sie ihren Mantel auszog, ihn über einen Stuhl warf und sich zu Habich aufs Sofa setzte. »Irgendwelche Neuigkeiten?«

Karl und Habich waren in die Bibliothek zurückgekehrt und hatten ihr Gespräch dort fortgesetzt. Habich hatte nach Frau Janker geklingelt und sie gebeten, einen kleinen Imbiss zusammenzustellen, sie würden am Tisch vor dem Kamin essen. Während die Haushälterin Brot, Schinken, Obst und Salat hereingebracht hatte, hatte Habich begonnen, ein paar Holzscheite aufzuschichten. Gerade als Karl und er sich am Feuer über den Imbiss hermachen wollten, war Lara zu ihnen gestoßen, die den Tag über, wie sie erzählte, eine Freundin in Berlin besucht hatte.

Habich lächelte seine Frau an. »Borchert lässt nicht

locker. Er will alles wissen.« Er warf dem Jüngeren einen Blick zu. »Und woher weiß ich, dass er nicht – kaum dass ich ihm meine Theorie anvertraut habe – seine Sachen packt und sie auf dem erstbesten Kolloquium als seine eigene ausgibt?«

Karl blieb fast der Bissen im Hals stecken.

»Nein, ich scherze«, lachte Habich, bevor Karl protestieren konnte. »Wenn ich Ihnen nicht vertrauen würde, würde ich Sie doch keinen Moment länger in meinem Haus dulden. Wirklich«, fügte er mit Nachdruck hinzu, wohl merkend, wie taktlos seine Bemerkung gewesen war, »schnappen Sie jetzt bloß nicht ein, Junge.«

Karl sah zu Lara. »Außerdem werde ich aus seinem Orakeln und anscheinend bedeutungsschwangerem Geraune ohnehin nicht richtig schlau.«

Lara nickte. »Das kann ich mir vorstellen. Bachmann, Rabinowitz, Forkenbeck, ich – wir alle versuchen seit Monaten, etwas aus ihm herauszubekommen, aber Leo ziert sich.«

Habich legte den Kopf ein wenig auf die Seite. »Meine Güte, Lara, bin ich jetzt verpflichtet, dir und allen anderen Rechenschaft darüber abzulegen, was ich mache?«

Karl starrte auf den Teller, der vor ihm stand und auf den er sich nur ein bisschen Salat getan hatte. Die



plötzliche Verschärfung des Tons war nicht zu überhören gewesen.

»Du kannst natürlich machen, was du willst«, sagte Lara und sah ihren Mann an. »Ich halte es nur nicht für gut, wie du dich einigst. Und das ist nicht nur mir aufgefallen. Ursula hat mich bereits darauf angesprochen. Ob ich nicht mal mit dir reden könnte. Rede ich also mit dir. Und was machst du? Du reagierst überempfindlich. Wie seit Monaten.«

Habich lehnte sich mit seinem belegten Brot in der Hand zurück, schlug die Beine übereinander und biss hinein. »Passt dir irgendwas nicht, Liebste?«, sagte er mit vollem Mund und richtete seine blanken blauen, harten Augen auf sie. Seine Liebenswürdigkeit war verfliegen.

Karl bemerkte, wie unangenehm sein Ton Lara war. »Ich meine doch bloß, dass wir endlich einmal offen darüber reden sollten –«

»Jetzt, wo Karl Borchert dabei ist«, unterbrach Habich sie, und seine Anspannung war nicht zu überhören.

»Warum nicht?«, entgegnete Lara. Sie sah zu Karl. »Sie haben doch nichts dagegen?«

Während Karl nur verlegen die Hände hob, wie um zu signalisieren: Ich bin mit allem einverstanden, fuhr sie zu ihrem Mann gewandt fort: »Ihr habt etwas besprochen, sagst du. Na also. Warum nicht reinen Tisch machen, Leo? Jetzt. Nicht morgen. Nicht nächste Woche oder

nächstes Jahr. Jetzt. Ich bin hier. Karl ist hier. Wir haben Zeit. Draußen ist es kalt, hier drinnen brennt ein Feuer. Wir machen noch eine Flasche Wein auf, und du erzählst von Anfang an, was es ist, das dich so beschäftigt.«

Habich sah sie an, von ihrer ehrlichen, offenen Rede offensichtlich berührt.

»Was dich so mitnimmt«, fügte sie leise hinzu.

Habich blickte kurz ins Feuer, dann beugte er sich vor und legte das Brötchen zurück auf den Teller. »Was soll das heißen, ›mitnimmt‹?«

Karl verschränkte die Arme. Wenn sie so weitermachen, würde er sich für den Rest des Abends zurückziehen. Er hatte keine Lust, einem Ehestreit beizuwohnen.

»Du hast recht«, fuhr Habich, Lara anschauend, fort. »Vielleicht sollten wir das mal besprechen, gerade jetzt, wo Borchert bei uns ist. Ist es ein körperliches Problem, das du mit mir hast?«

Karl sah, wie Lara errötete. Dass sie zu verwirrt war, um gleich zu antworten.

»Was soll das?«, sagte sie schließlich. »Sagst du das, um auch heute wieder nicht reden zu müssen? Was ist los mit dir, Leo, was ist es, das dich so verbittert? So verschließt. So verstört.«

»*Gar nichts ist es, verdammt!*«, platzte es laut aus Habich hervor. »Ist es das, was du willst? Soll ich hier

eine Riesenszene machen? Rumtoben. Schreien. Oder um Hilfe bitten? Vielleicht um Mitleid flehen. *Ist es das?*« Er starrte sie wütend an.

Lara, die sich auf dem Sofa ein wenig zusammengekrümmt hatte, als er zu schreien begonnen hatte, stand hastig auf. Und lief, ohne ein Wort zu sagen, zur Tür der Bibliothek.

»Moment, warten Sie«, rief Karl und sprang auf, ohne weiter auf Habich zu achten.

In der Eingangshalle holte er sie ein. »Hören Sie, Lara, ich will mich da nicht mit reinziehen lassen. Es tut mir leid –«

»Lassen Sie sie, Borchert«, drang Habichs Stimme aus der Bibliothek zu ihnen nach draußen. »Soll sie doch gehen! Das wäre sowieso das Beste. Wahrscheinlich fragt sich meine Frau ohnehin schon seit Jahren, was sie mit einem alten Sack wie mir auf dem platten Land verloren hat!«

Lara sah Karl an. »Ja ... das kann ich verstehen.« Sie wirkte bedrückt, traurig.

»Er liebt Sie, Sie hätten sehen sollen, wie er geguckt hat, als Sie aufgestanden sind. Wie ein hilfloses Kind.«

Lara nickte. »Ich weiß.«

Einen Augenblick lang standen sie sich unschlüssig gegenüber.

»Ich habe es Ihnen ja von Anfang an gesagt«, sagte Lara, »es geht ihm nicht gut ... Manchmal ist er kaum mehr er selbst.«

»Haben Sie Angst vor ihm?«, rutschte es Karl heraus.

Aber Lara schüttelte den Kopf. »Nein ... nein, so jemand ist Leo nicht.«

»Sie haben mich gebeten, Ihnen zu helfen, aber ...« Es war nicht einfach, doch Karl hatte das Gefühl, dass er etwas klarstellen musste. »Ich fürchte, ich kann das nicht, ich kann weder Ihnen noch Ihrem Mann helfen, schon gar nicht so schnell.«

Er brach ab. Er fühlte sich verpflichtet, das zu sagen, und doch hielt ihn auch etwas davon ab. Was blieb ihm denn, wenn er Urquardt verließ? Hier war Habich, Habichs Wissen, Habichs Durchbruch, von dem Karl zwar nicht wusste, wie er aussah, von dem er sich trotz Habichs augenscheinlicher Verwirrung aber auch nicht vorstellen konnte, dass es nur ein Hirngespinnst war. Ja, und auch das war hier, musste Karl sich eingestehen: Lara, deren Anblick und Gegenwart ihm immer mehr zusetzte – wohingegen in Berlin? Was erwartete ihn dort?

»Es ist schon in Ordnung«, sagte Lara, und Karl sah, wie sie sich zu einem Lächeln zwang. »Morgen früh wird er sich wieder beruhigt haben.«

Karl nickte. Aber er hatte keine Lust, so zu tun, als

wäre nichts vorgefallen. »Ich wollte ohnehin mal ins Dorf fahren«, sagte er. »Das ist jetzt vielleicht eine gute Gelegenheit. Damit sich die Wogen ein wenig glätten.«

»Ja, vielleicht.« Sie zog die dünne Wolljacke, die sie wieder übergeworfen hatte, enger um ihren Körper. »Leo kommt schon allein zurecht, machen Sie sich keine Sorgen. Es ist nicht das erste Mal, dass er ausfallend wird. Am nächsten Tag tut er dann so, als könnte er sich nicht mehr recht daran erinnern.«

Und damit wandte sie sich ab und begann, die Treppe hochzusteigen, die aus der Eingangshalle in die oberen Stockwerke führte.

Karl sah ihr kurz nach, dann trat er in die Tür zu der Bibliothek, um sich von Habich zu verabschieden. Aber der stand mit dem Gesicht zu den Fenstern und starrte in den nächtlichen Park.

Ein Bier, bitte.«

Der Mann hinter der Theke sah ihn misstrauisch an.

»Egal, Radeberger, Pilsner – was Sie haben«, schob Karl lächelnd hinterher, der Frage vorgreifend, von der er vermutete, dass sie sich langsam ins Vorhirn des Mannes hinterm Tresen zu schieben begonnen hatte. Dann wandte er sich auf seinem Barhocker um und schaute nach draußen.

Vor dem Fenster der Dorfkneipe hatte die Dunkelheit begonnen, sich auf das Land zu senken. Karl konnte die Hauptstraße des Ortes sehen, die an dem Gasthaus vorbeiführte und auf der er bei seiner Ankunft den Abzweig nach Urquardt gesucht hatte. Niemand spazierte darauf entlang. Kein Auto fuhr vorüber. Kein Fenster auf der gegenüberliegenden Straßenseite war erleuchtet.

Hinter sich hörte er ein Geräusch, das klang, als ob Bier aus einem Zapfhahn in ein Glas zischte. Immerhin: Seine Bestellung schien angekommen zu sein.

Er ließ seinen Blick durch den Gastraum wandern. Während die Fensterscheiben beinahe gelblich gewesen waren und die Gardinen rechts und links davon aus

dunkelgrünem Plastikstoff, herrschten in der übrigen Gaststube vor allem Brauntöne vor. Braune Täfelung, braune Stühle, braune Tische, brauner Teppich, braune Lampenschirme, braune Theke ...

Karls Blick fiel auf den einzigen besetzten Tisch. Drei Einheimische saßen dort in der Ecke zusammen und redeten miteinander – nicht ohne dann und wann zu ihm herüberzuschauen. Einen Blickkontakt lang hielt Karl stand, dann sah er zurück zum Fenster.

»Drei zehn.«

Er wandte sich um. Hinter ihm hatte der Barmann ein sorgfältig gezapftes Bier auf den Tresen gestellt. Karl fummelte sein Portemonnaie aus der Tasche und legte das Geld auf die Theke. »Danke.«

Er griff nach dem Glas und nahm einen kräftigen Schluck. Das Bier war wunderbar frisch und gekühlt. Das brachte die Lebensgeister zurück.

Sollte er sich gleich noch mal in den Wagen setzen, bis nach Berlin weiterfahren und erst morgen früh nach Urquardt zurückkehren? Dann müssten Habich und seine Frau doch Zeit gefunden haben, sich zusammenzuraufen.

Aus dem Augenwinkel bemerkte Karl, dass eine der drei Gestalten vom Tisch in der Ecke aufgestanden war und zu ihm herüberkam. Er sah dem Mann entgegen und lächelte. Er wollte keinesfalls unfreundlich wirken.

»Gefällt's Ihnen bei uns?«, hatte sich der Mann als

Frage zurechtgelegt. Und bevor Karl antworten konnte, mit Blick zum Barmann: »Machste noch drei?«

»Ist 'n schöner Flecken«, antwortete Karl und steckte die Nase in sein Glas.

»Sie wohnen unten im Schloss, was?« Schon saß der andere auf dem Barhocker neben ihm.

Karl nickte. Man musste sich ja nicht gleich vor Freundlichkeit überschlagen. Erst recht nicht, wenn man wie er kein Bedürfnis nach einem Gespräch hatte.

»Nette Leute, die Habichs«, kam es jetzt von seinem Nebenmann, dabei stemmte er die beiden Fäuste in die Seiten. Karl schluckte. Irrte er sich, oder stank der Mann?

»Kann man wohl sagen.«

»Wie lange bleiben Sie denn noch dort?«

Karl zögerte. Das ging den Typen doch wirklich nix an. »Ma sehn.«

Der andere nickte, und Karl bemerkte, dass seine Freunde sie keine Sekunde lang aus den Augen gelassen hatten. Er überlegte schon, ob er so unfreundlich sein sollte, sich mit seinem Glas an einen der zahlreichen leeren Tische zu setzen.

Da sah er, dass der Mann, der zu ihm gekommen war, seinen Freunden in der Ecke unauffällig ein Zeichen mit dem Kopf gab. Prompt stand der Nächste auf, ein ziemlich großer Glatzkopf mit einem massigen Körper,



und schlenderte zu ihnen herüber.

»Kommen Sie denn aus Urquardt?« Karl sah zu seinem Nachbarn an der Theke. Er hatte beschlossen, die Flucht nach vorn anzutreten.

Der andere nickte, wollte offensichtlich aber mit der Fortsetzung des Gesprächs warten, bis sein Kollege bei ihnen sein würde. Der hatte seine kleinen, stechenden Augen, die unter seiner Glatze mit unsympathischer Lebhaftigkeit hervorlugten, unverwandt auf Karl geheftet. Er trat an den Tresen und ließ sich auf der anderen Seite des ungewohnten Besuchers nieder. Jetzt bestand überhaupt kein Zweifel mehr, dass es stank. Unwillkürlich musste Karl an die beiden Frauen denken, die er bei der Hinfahrt nach dem Weg gefragt hatte. War das ganze Dorf verblödet?

»Wie läuft's denn so im Schloss«, wandte sich jetzt der Dicke an ihn.

»Wie ... wie meinen Sie das?« Karl lächelte. Das wurde ja immer schöner.

»Na, mit Frau Habich und Ihnen.«

Karl starrte ihn an. Hatte er sich verhöhrt?

»Und ihm, mein ich«, sagte der andere. »Mit Frau Habich und ihm, dem Alten.« Sein Gesicht blieb undurchdringlich.

»Das müssen Sie die beiden schon selbst fragen«, entschlüpfte es Karl, und im gleichen Augenblick ärgerte

er sich auch schon, dass er auf die Frage überhaupt eingegangen war.

»Soll ich die Gläser an den Tisch bringen?« Der Barmann hatte fertig gezapft und sah den Dicken fragend an. Offenbar schien der Glatzkopf das Sagen zu haben, auch wenn der andere die Biere bestellt hatte. Nachlässig deutete der Dicke auf die Theke vor ihnen, ließ sich dadurch aber nicht von Karl ablenken.

»Nee, sagen Sie doch mal«, bohrte er nach und grinste. »Erzähl'n Sie doch ma. Wissen Sie«, und jetzt senkte er die Stimme, »wir – also ich und die anderen hier«, er ließ den Zeigefinger einmal vor seinem Gesicht kreisen, »wir leben jahraus, jahrein in dem Dorf, stimmt's? Ich zum Beispiel bin hier geboren. Aber glauben Sie, ich wäre einmal in meinem Leben im Schloss gewesen? Ich komme aus Urquardt – aber Schloss Urquardt? Hab ich noch nie betreten.«

Er machte eine Pause. Karl ließ sich die Worte durch den Kopf gehen.

»Sie hingegen – waren Sie schon mal hier, in dem Dorf, mein ich?« Der Dicke sah Karl neugierig an.

»Nein.«

»Aber jetzt gehen Sie dort aus und ein. Wie finden Sie das eigentlich?«

Karl wäre schon längst aufgestanden und gegangen, wenn er nicht irgendwo in seinem Innersten ein gewisses

Verständnis für das gehabt hätte, was der Dicke sagte.

»Hm.« Er überlegte. »Meinen Sie, dass wir das jetzt ändern sollten? Dass ich meinen Gastgeber fragen sollte, ob er Ihnen mal das Schloss zeigt?«

Der Dicke warf seinem Freund, der auf der anderen Seite von Karl saß, einen Blick zu. »Würdest du einen Fuß in das Schloss setzen, Bodo?«

Karl sah kurz zu Bodo herüber. Der blies die Wangen auf, griff nach einem der drei Biere, die der Barmann auf den Tresen gestellt hatte, nahm einen Schluck und schüttelte schließlich den Kopf.

»Ich auch nicht«, ergänzte der Dicke und schaute wieder zu Karl. »Hat Ihnen Habich mal den Tiefkeller gezeigt?«

»Tiefkeller? Ein Keller unterm Keller?«

Nicken.

Von der Grotte mit dem Kanal erzählte er vielleicht besser nichts, dachte Karl und schüttelte den Kopf. »Wieso, was ist denn damit?«

»Das mit dem Tiefkeller ist meine Lieblingsgeschichte aus Urquardt«, meinte der Dicke. »Den gab's schon vor über zweihundert Jahren. Als die Franzosen übers Land zogen. Damals wohnte in Urquardt ein Minister von Friedrich Wilhelm II., ein gewisser Rudolph von Kutzing, der angeblich Rosenkreuzer war. Wissen Sie, was das ist?«

»So 'ne Art Sekte.«

»Genau. Und bei diesem Mann quartierten sich die Franzosen ein. In dem großen Salon, den Sie jetzt ja kennen müssen, wurde gezecht ohne Ende. Bis einer der französischen Offiziere losging, um neuen Wein aus dem Keller zu holen. Dabei muss er sturzbesoffen gewesen sein, denn er hat sich in den Gängen da unten glatt verirrt. Seine Kameraden haben davon aber nichts bemerkt. Am nächsten Tag zogen sie Hals über Kopf weiter – und an den verschwundenen Offizier hat keiner mehr gedacht.« Er beugte sich vor und sah Karl in die Augen. »Jahre später wurde der Tiefkeller umgebaut. Und da wurde ein Skelett dort gefunden. Das trug die Uniform der französischen Kavallerie.«

Karl grinste. Nicht schlecht.

Aber sein Gegenüber blieb ernst. »Die Geschichte ist ja noch ganz lustig. Die Franzosen hatten bei uns nichts zu suchen – geschieht dem Mann also recht, würd ich mal sagen. Aber was heutzutage auf Urquardt passiert, das geht nicht mehr in Ordnung.«

»Kann man wohl sagen«, ließ sich jetzt sein Kumpan Bodo in Karls Rücken vernehmen.

»Wieso, was passiert denn?« Karl kniff die Augen zusammen und war durchaus bereit, Habich gegen diese Dörfler in Schutz zu nehmen.

Der Dicke machte dem Barmann ein Zeichen. »Mach

unserm Gast hier mal 'n Neues.« Er zeigte auf Karls fast leeres Bierglas. »Und drei Kurze.«

Ging das nicht ein bisschen weit? Aber bevor Karl sich entschieden hatte, ob er protestieren sollte oder nicht, redete der Dicke schon weiter. »Ich hab's erst auch nicht geglaubt, oder, Bodo?«

Karl brauchte sich nicht umzusehen, er wusste auch so, dass Bodo nicken würde.

»Meine Frau hat's als Erste gehört«, fuhr der Dicke fort. »So ein leises, trauriges Rufen.«

Das hab ich auch gehört, schoss es Karl durch den Kopf.

»Haben Sie das auch schon mal gehört?« Der Dicke starrte ihn an.

»Ein Rufen?« Karl ließ Luft durch die fast geschlossenen Lippen entweichen. »Nee, eigentlich nicht.«

Vor ihm auf dem Tresen hatte der Barmann inzwischen begonnen, drei Schnapsgläser aufzustellen und aufzufüllen.

»Wie gesagt, am Anfang ich auch nicht.« Der Dicke schnappte sich einen der Kurzen, setzte ihn an und kippte ihn runter. »Wollen Sie nicht?« Er nickte zum Schnaps. »Kommen Sie schon – auf Urquardt.« Er blickte zum Barmann. »Noch drei, Mann – und einer für dich.«

»Danke, Frank«, kam es vom Mann hinterm Tresen

zurück.

Karl griff nach einem der Schnäpse. Was soll der Geiz, dachte er.

Er kippte den Klaren und nickte dem Wirt anerkennend zu. »Der ist ganz gut.« Er stellte das Gläschen zurück auf den Tresen, auf dem der Wirt bereits drei neue Schnapsgläser füllte. Gleichzeitig registrierte Karl, dass der Dicke sein Gesicht dicht neben seinem Kopf plazierte hatte.

»Ich meine, das darf man doch nicht machen –«

»Was denn?«, unterbrach ihn Karl ungeduldig und sah zur Seite. Dem Gesicht des Mannes war langsam anzusehen, dass er schon einiges an Hochprozentigem hinter sich hatte.

»Sie haben doch den Janker getroffen, den Haushälter, oder?« Der Dicke starrte ihn an. »Silvan Janker. Und seine Frau Kirsten. Und ihr Kind. Basti. Oder?«

»Basti ist in Ordnung«, ließ Karl sich vernehmen und spülte mit seinem letzten Schluck Bier den Schnapsgeschmack runter.

»Klar ist er das.« Jetzt legte ihm der Dicke eine Hand auf den Arm. »Aber wissen Sie, woher das Rufen kommt, das man hier seit einiger Zeit hören kann?«

»Von Basti?« Beunruhigt sah Karl zu seinem Nachbarn. Und musste sich plötzlich fragen, ob das Tränen waren, die in dessen Augen glänzten.

Der Dicke schüttelte den Kopf. »Es gibt ein Gerücht, das sich hartnäckig hält. Ich will ja nichts Schlechtes erzählen, aber jedes Mal, wenn ich das Rufen höre, muss ich an das Gerücht denken.«

»Was für ein Gerücht?«

»Es heißt, die Jankers haben noch ein Kind. Keiner weiß, wie es heißt. Ein Mädchen.«

Er hatte ganz leise gesprochen. Aber Karl hatte jedes Wort genau gehört.

»Noch ein Kind?« Er spürte, wie ihm kalt wurde.

»Noch ein Kind.«

Karl riss sich zusammen. Dann hatten sie eben noch ein Kind. Was war daran so schlimm?

»Und?«

»Keiner weiß, wo es ist. Niemand hat es jemals gesehen.«

»Was soll das denn heißen?« Langsam wurde Karl ärgerlich. »Ist es im Heim, oder was?«

»Nee, im Heim ist die Kleine nicht.«

»Sondern?«

»Sie ist es, die ruft«, flüsterte der Dicke jetzt, und seine Stimme klang, als ob er einen fetten Kloß im Hals hätte.

Karl sah ihn fassungslos an.

Im Gastraum war kein Mucks zu hören.

»Haben Sie denn nicht die Polizei gerufen, wenn Sie

das so genau wissen?« Karl versuchte, einen klaren Kopf zu behalten, obwohl der Alkohol sich langsam bemerkbar machte.

»Haben wir«, flüsterte der Dicke. »Die haben ein bisschen rumgeguckt, nix gefunden und sind wieder abgezwitchert. Offiziell hat der Janker nur ein Kind. Den Basti. Und der war auch da. Sonst niemand. Also meinten die bei der Polizei, wir hätten versucht, Habich und seine Leute anzuschwärzen.«

In Karl arbeitete es. Einerseits konnte er sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass so etwas möglich war. Andererseits hatte er bei seiner Ankunft auf Urquardt, bevor Habich ihn begrüßt hatte, selbst den Eindruck gehabt, ein leises Rufen zu hören. Und Janker war ihm von Anfang an unheimlich gewesen.

»Es heißt, der Janker sei ein alter Schüler vom Habich«, sagte der Dicke, und seine Stimme hatte jetzt etwas Beschwörendes. »Habich und er – die stecken seit Jahren unter einer Decke. Frau Janker macht alles mit, was ihr Mann sagt. Die traut sich nicht aufzumucken. Aber Sie«, und damit legte er auch seine andere Pranke noch auf Karls Arm, so dass es ihm vorkam, als wollte ihn der Mann regelrecht festhalten, »können doch was machen!« Die Augen des Dicken verdüsterten sich. »Oder stecken Sie auch mit drin?«

Karl entschied, dass es jetzt doch das Beste war,



langsam zu gehen. Mit einer kurzen Bewegung schüttelte er die schlaffen Hände des Dicken ab und stand auf. »Ich kann mir das nicht vorstellen.« Er fischte einen Fünfeuroschein aus dem Portemonnaie, legte das Geld auf den Tresen und nickte dem Barmann zu. »Stimmt so.«

Der Dicke war auf seinem Barhocker mutlos sitzen geblieben. »Das müssen Sie sich mal vorstellen«, fast sprach er mehr zu sich selbst als zu Karl. »Die halten das kleine Mädchen in irgendeinem Loch dort gefangen. Die Kleine ist tagaus, tagein dort allein. Wer weiß, ob sie überhaupt jemals ans Tageslicht kommt. Niemand hat sie gesehen. Vielleicht war die noch nie an der Luft.«

Er hob den Blick, und jetzt sah Karl deutlich, dass seine Augen nass schimmerten. Dabei zeugten sein massiger Körper, seine Haltung, nicht zuletzt sein zerfurchtes Gesicht davon, dass er sich normalerweise nicht so schnell aus der Ruhe bringen ließ. »Die tut mir so leid, die Kleine. So darf man ein Kind doch nicht behandeln. Die hat doch niemandem was getan.« Und dann rannen ihm die Tränen über die Backen.

Betroffen sah Karl zu Bodo, der nur vor sich hinstarrte und den Kopf schüttelte.

Schwarz und kantig ragte die Fassade von Urquardt in den Nachthimmel, als Karl seinen Wagen hinter dem Haus parkte und ausstieg. Gedämpft waren die Geräusche der Nacht zu hören, das Rascheln der Blätter, ein entferntes Zirpen, hin und wieder ein Knacken und Knistern, wenn Äste, vom Wind bewegt, gegeneinanderrieben. Karl warf einen Blick auf die Uhr. Kurz vor halb zwölf. Nicht besonders spät, und doch war kein Fenster mehr in dem Haus erleuchtet. Vorsichtig, um in der Dunkelheit nicht zu stolpern, ging er um das Gebäude herum zum Vordereingang, für den Habich ihm inzwischen einen Schlüssel ausgehändigt hatte.

Auch vorne war kein Licht zu sehen. Karl steckte den Schlüssel ins Schloss und drehte ihn um. Knackend gab es nach, und das Eingangsportal schwenkte auf. Wie eine schwarze Höhle, deren Decke man nicht sehen konnte, tat sich die Halle vor ihm auf. Karl schlüpfte in das Haus und schloss die Tür hinter sich. Der hohe Raum wurde nur spärlich durch die langgezogenen Fenster erhellt, hinter denen sich der Nachthimmel abzeichnete. Da er nicht wusste, ob er auch oben einen Schalter finden

würde, um das Licht wieder zu löschen, beschloss Karl, im Dunkeln an der Skulptur der verhüllten Frau vorbei die große Treppe zu nehmen. Janker versteckt ein zweites Kind?, fragte er sich, blieb mitten auf der Treppe stehen und spitzte die Ohren. Das dumpfe Summen, das ein Haus auch nachts erfüllt, wenn Maschinen laufen, Wasserleitungen knacken, Menschen darin atmen, wurde nur durch das Ticken der Gründerzeit-Standuhr unterbrochen, die in der Bibliothek aufgestellt war und deren Mechanik man bis in die Eingangshalle hinein hören konnte. Von dem Rufen, das Karl bei seiner Ankunft auf Urquardt vernommen hatte, jedoch keine Spur. Schon wollte er weiter treppauf – da spaltete plötzlich ein durchdringender Schrei die friedliche Ruhe.

»Nein, Leo, nicht!«

Lara!

Zwei Stufen auf einmal nehmend, stürmte Karl die Treppe hinauf. Die Stimme der jungen Frau gellte erneut auf, aber das waren keine Worte mehr – nur ein spitzer Aufschrei, der abrupt von einem schweren Poltern abgeschnitten wurde. Ein heftiges Schnaufen folgte, wie das Keuchen eines Tieres, das sich in einen Feind verbissen hat und um sein Leben ringt.

Als Karl die Galerie am Ende der Treppe erreicht hatte, zitterten seine Hände. Panisch tastete er die Wände

auf der Suche nach einem Lichtschalter ab.

Im selben Augenblick durchschlug ein Lichtschein das Dunkel. Karl wirbelte herum – das Licht kam aus dem Flur, der in der Galerie mündete – und starrte den Korridor hinunter. Mitten im Gang stand Habich, ihm zu Füßen kauerte Lara, die Hände hochgerissen, wie um ihr Gesicht zu schützen.

»Habich!«, brüllte Karl, aber da sauste die Faust des alten Mannes schon herab und traf Lara hart ins Gesicht. Sie stöhnte auf, ihr nach oben gebäumter Leib knickte ein, schwer schlug ihr Kopf aufs Parkett.

»Lass sie los, Mann!« Außer sich rannte Karl auf Habich zu, der zugleich den Kopf hochriss und in seine Richtung starrte.

Es traf Karl wie ein Schlag. Habichs Gesicht hatte sich in den wenigen Stunden, seitdem Karl ihn zum letzten Mal gesehen hatte, tiefgreifend verändert. Er wirkte, als hätte er eine schwere Krankheit überstanden, oder vielmehr: Als hätte sie ihn noch immer in ihren Zangenhänden. Die Wangen waren eingefallen, die Haut schien zum Zerreißen gespannt. Gebückt starrte er Karl an, jeder Muskel in seinem Körper war angespannt, die Sehnen am Hals hervorgetreten, die Finger unnatürlich verkrampft. Eine Erscheinung zusammengeballter Angst und Wut zugleich, mit Augen, die tief hineingesunken waren in dunkelgraue Höhlen, Lidern, die sich

zurückgeschoben hatten, so dass die Augäpfel darunter rot eingefasst glänzten, und Pupillen, die beinahe das ganze Weiß des Augapfels eingenommen zu haben schienen.

»Professor ...« Entsetzt verlangsamte Karl seine Schritte, die Arme vorgestreckt, bereit zur Abwehr, angesichts eines Mannes, der wie besessen wirkte.

»Bleib stehen!«, fauchte Habich ihn heiser an.

»Was ist mit Ihrer Frau?« Karl zeigte, ohne Habich aus den Augen zu lassen, auf Lara, die noch immer am Boden lag und sich langsam von ihrem Mann weg in das Zimmer schob, an dessen Tür sie von Karl überrascht worden waren.

Aber Habich antwortete ihm nicht, starrte ihm nur ins Gesicht. Schon machte Karl einen weiteren Schritt nach vorn, beugte sich zu Lara hinunter. Da brüllte der Alte auf, trat nach Karl, verfehlte ihn, wandte sich mit einer entschlossenen Bewegung zur Wand, riss einen hinter Glas gerahmten Stich vom Nagel und schlug mit aller Kraft damit nach Karl. Der warf sich zurück. Mit lautem Knall zersplitterte das Bild an der Holztäfelung, Glasstückchen sausten durch die Luft, prasselten zu Boden. Karl riss den Ellbogen vors Gesicht, um die Augen zu schützen. Als er ihn wieder herunternahm, sah er, dass Habich sich zu den Scherben gebückt hatte, die größte davon bereits umklammert hielt. Wie ein Messer

schnitt ihm das zersprungene Glas zwischen Daumen und Zeigefinger ins nackte Fleisch, das Blut floss über den Handrücken. Er richtete sich auf und ließ die Scherbe durch die Luft sausen. Aschfahl im Gesicht, den Glassplitter krampfhaft vor sich hingestreckt, den Triumph des Bewaffneten in den Zügen.

»Fass mich nicht an«, zischte er, die Augen starr auf Karl gerichtet, als spürte er nicht, wie sich das Glas in seinen Körper bohrte. Dann wich er langsam und mit erhobener Waffe in den Flur zurück.

*Aus: »Das vierte Paradigma. Fakten, Protagonisten, Hintergründe«, Berlin 2014, S. 88 f.*

»Lara Kronstedt hat es gesehen. Karl Borchert. Habich, natürlich. Wer noch? Der Leiter der Untersuchungskommission? Der Schutzpolizist, der in der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober als Erster zur Stelle war? Der Kriminalbeamte, der die Ermittlungen geführt hat? Sicherlich. Ebenso der Rechtsmediziner, ebenso die Spurensicherung. Aber wer noch? Rabinowitz? Bachmann? Wahrscheinlich nicht, auch wenn es in dieser Sache viele unterschiedliche Meinungen gibt. Dennoch gilt als gesichert, dass

mindestens ein halbes Dutzend Menschen das Labor betreten haben. Nicht zu vergessen diejenigen, die es in den Keller des Hauses eingebaut haben, wobei es sich höchstwahrscheinlich um Fachleute aus Holland und Belgien gehandelt hat.

Offizielle Ausführungen darüber, was sich in dem Labor befunden hat, gibt es nicht. Alles, was wir über das Labor wissen, weist jedoch darauf hin, dass sich dort lediglich Equipment befunden hat, das auch in jedem beliebigen Kreiskrankenhaus zu finden ist. Offensichtlich hat Habich nur deshalb Fachleute aus dem Ausland mit dem Einbau beauftragt, weil er die Nachfragen der Behörden umgehen wollte.

Herzstück der Anlage war mit Sicherheit die Magnetspule für die transkranielle Stimulation. Hinzu kam ein Arztstuhl, der flexibel genug war, um den Probanden einfach bewegen zu können, eine Computeranlage zur Steuerung der Elektrik, eine Videoanlage zur Überwachung der Sitzungen. Und – wie hartnäckig behauptet wird – eine Auskleidung des Raumes mit Spiegeln an Wänden, Boden und Decke. Mehr nicht.

Immer wieder werden deshalb Stimmen laut, die behaupten, dass mit einer solchen Ausstattung die Ereignisse des 12. Oktobers nicht zu erklären wären.

Ihnen kann an dieser Stelle jedoch einmal mehr entgegengehalten werden, dass das, was passiert ist, ja nicht allein aufgrund des Laborequipments geschehen ist. Sondern aufgrund der sorgfältigen Vorbereitung, die Habich getroffen hatte.«

Karls Blick schnellte zu Lara. Sie hatte den Kopf auf das Parkett gelegt, die Augen weit offen, schwer atmend. Im nächsten Moment kniete er bei ihr.

»Er weiß nicht, was er tut«, flüsterte Lara und griff nach Karls Hand. Ihre war fiebrig heiß. »Wir müssen ihm helfen.«

Karl riss sein Handy aus der Tasche seines Jacketts. »Sie brauchen einen Arzt, Lara, er hat Sie voll erwischt.« Doch bevor er eine Nummer eintippen konnte, legte sie ihre Hand auf das Gerät.

»Was soll das?«, platzte es aus Karl hervor. »Wollen Sie, dass er Sie grün und blau prügelt? Der Mann steht völlig neben sich. Wir müssen die Polizei alarmieren. Und den Notarzt. Oder beide!«

»Ja, vielleicht haben Sie recht. Nur —«

Sie brach ab.

»Was?«

»Glauben Sie wirklich, dass Leo das überlebt, wenn er



jetzt in eine Klinik gebracht wird?«

Karl starrte sie an. »Natürlich überlebt er das! Sind denn jetzt alle übergeshnapp? Der Arzt gibt ihm 'ne Spritze, und er kommt wieder runter. Das ist das einzig Vernünftige, was wir tun können.«

Lara setzte sich auf und strich sich das Haar, das ihr ins Gesicht gefallen war, hinters Ohr. »Ich halte das für keine gute Idee.«

Sie war blass, aber dass Habich sie geschlagen hatte, war ihr kaum anzusehen. Sie musste in letzter Sekunde den Kopf zur Seite gerissen haben.

»Und wieso nicht?« Unschlüssig, was er tun sollte, hielt Karl sein Handy in der Hand.

»Weil er bereits zu tief drinsteckt«, erwiderte Lara, stützte sich an der Wand ab und stand auf.

Mit unsicheren Schritten, aber entschlossen begann sie, den Flur in die Richtung hinunterzulaufen, in der Habich verschwunden war.

Karl blieb keine Wahl. Wenn er sie nicht allein lassen wollte, musste er hinterher. Rasch erhob er sich ebenfalls, folgte ihr durch den Flur und holte sie ein. »Was reden Sie denn da? Was soll das denn heißen, dass er zu tief drinsteckt?«

Lara blieb stehen. Es kam Karl so vor, als würden ihre Augen ein wenig zucken, aber ihre Stimme war fest. »Hören Sie, Karl, ich habe versucht, es Ihnen zu

erklären. Ich war mit ihm bei den Ärzten. Sie konnten ihm nicht helfen. Ich denke nicht daran, Leo zwangseinweisen zu lassen, wenn es das ist, was Sie meinen. Er braucht meine Hilfe. Und ich werde ihn nicht im Stich lassen.«

Und damit stieß sie die Tür auf, vor der sie stehen geblieben war, und verschwand dahinter.

In Karls Kopf raste es. Warum war es nicht richtig, Habich den Ärzten zu überlassen? Allein würden sie mit ihm und dem, was ihn zu beherrschen schien, doch niemals fertig werden!

Karl drückte gegen die Tür, die hinter Lara wieder zugefallen war, und bemerkte, dass sich dahinter das kleine Badezimmer befand, durch das er gekommen war, als er auf das gepolsterte Zimmer gestoßen war. Gerade noch konnte er sehen, wie Lara durch die Schiebetür, die sich auf der anderen Seite des alten Bades befand, in die Diele trat.

»Lara!«

Karl durchquerte das Bad und holte sie ein, als Lara bereits an die Tür klopfte, die in der Diele neben dem Eingang lag, der ins Polsterzimmer führte.

»Leo. Ich bin's. Mach auf!« Sie hatte die Hand auf die Tür gelegt und sah zu Karl.

Der trat neben sie und drückte die Klinke der Tür herunter. Sie war verschlossen. Wie das erste Mal, als er

versucht hatte, das Zimmer dahinter zu betreten.

Karl lauschte. Aus dem Zimmer war nichts zu hören.

Er sah zu Lara. »Was ist hinter der Tür?«

Lara hatte die Hände auf beide Seiten ihrer Nase gelegt und sah Karl darüber hinweg an.

»Sein Arbeitszimmer«, sagte sie.

Karl warf sich gegen die schwere Eichentür. Das Holz ächzte, gab aber nicht nach. Dagegen getreten hatte er auch schon, alles ohne Erfolg. Die Tür musste innen verstärkt sein.

»Wir brauchen ein Beil, so was müssen Sie doch im Haus haben!« Er hielt sich die schmerzende Schulter und blickte fragend zu Lara. »Wo sind die Werkzeuge?«

Doch sie schüttelte den Kopf. »Wahrscheinlich ist er gar nicht mehr in dem Zimmer. An der Rückseite führt ein Fahrstuhlschacht in den Keller. Kommen Sie.«

Bevor Karl etwas erwidern konnte, eilte Lara bereits durch den Korridor zum hinteren Treppenhaus. Karl folgte ihr hinunter ins Erdgeschoss und über den unteren Flur an der Küche vorbei zu einer Fahrstuhltür, die ihm bisher noch gar nicht aufgefallen war.

Lara drückte den Knopf, der neben der Fahrstuhltür auf einem Bedienfeld in der Wand eingelassen war. Ein feines Sirren kündigte an, dass die Kabine kam – und zwar von unten.

»Er ist ins Labor gefahren«, sagte Lara und warf Karl einen Blick zu. »Da kommen wir nur über den Fahrstuhl

rein. Ein Glück, dass er die Türen nicht blockiert hat.«

»Was für ein Labor?« Überrascht sah Karl sie an.

Aber im selben Moment wusste er die Antwort auch schon selbst. Hinter der Stahltür, auf die er im Keller gestoßen war, war keine Heizungsanlage. Es war eine Tür ins Labor.

*Aus: »Den Spieß umdrehen«, Autobiographie Lara Kronstedt, Berlin 2016, S. 63*

»Ich war insgesamt nicht öfter als sechs oder acht Mal im Labor. Ich weiß nicht, was es war – aber die paar Male, die ich es betreten habe, hatte ich nur einen Wunsch: so schnell wie möglich dort wieder herauszukommen. Vielleicht lag es daran, dass es ein Raum ohne Fenster war, acht Meter unter der Erde. Vielleicht lag es an dem feinen Schweißgeruch, den ich immer glaubte darin wahrzunehmen, wenn ich es betrat. Ein Geruch von Angst. Und es gab nur einen, von dem der Geruch stammen konnte. Von Leo. Es war, als würde man in dem Labor einer Seite von ihm begegnen, mit der man lieber keine Bekanntschaft schloss. Eine Seite, die einen unweigerlich abstieß. Als wäre alle Wärme, alles Menschliche von ihm aus diesem Aspekt seiner

Persönlichkeit verbannt.«

Die Türen der Fahrstuhlkabine fuhren zurück. Und vor Karls Augen öffnete sich – in gleißendes Neonlicht getaucht – ein vollkommen verspiegelter Raum.

Von Habich keine Spur.

Karl folgte Lara aus der Kabine heraus in das Spiegelzimmer. Flüchtig nahm er einen Arztstuhl wahr und einen Rechner – vor allem aber die großflächigen Spiegel, die an allen sechs Seiten des würfelförmigen Kastens angebracht waren. Ein irritierender Effekt, durch den sich die gegenüberliegenden Seiten des Raumes bis in die Unendlichkeit hinein reflektierten.

Nur einer der Spiegel warf die übrigen Spiegel in einem anderen Winkel zurück. Es war eine Tür – und sie stand halb offen. Lara war bereits dahinter verschwunden.

Karl trat an die Tür, zog sie ganz auf und sah hindurch. Der Kontrast hätte nicht größer sein können. Hinter der Spiegeltür gähnte ihn das düstere Kellergewölbe an, in dem die Steinskulpturen lagerten. Das weiße Neonlicht des Labors schnitt ein Vieleck aus Helligkeit hinein, in dessen gleißendem Schein Staubpartikel tanzten.

Lara, die bereits ein paar Schritte in den Keller hineingelaufen war, blieb stehen und sah sich zu Karl um. »Kommen Sie.«

Er nickte und folgte ihr in die feuchte, erdige Luft des Untergeschosses.

Das Gewölbe mit den Steinskulpturen hatte Habich Lara ebenso gezeigt wie den unterirdischen Kanal. Doch weder in dem Keller noch am Wasser fanden sie ihn. Das Boot jedoch, das Karl noch vor wenigen Stunden an der Steintreppe angepflockt gesehen hatte, war fort.

Über den Geheimgang, durch den Basti Karl in den Keller des Schlosses geführt hatte, gelangten sie auf dem kürzesten Wege nach draußen.

»Er könnte überall sein. Wie sollen wir ihn jetzt finden?«, sagte Lara, während sie sich einen Weg durch das Gestrüpp bahnten, das den Eingang zu dem Tunnel verbarg. »Ich geh Janker holen – er soll uns helfen.«

Janker?

Karl fuhr herum. »Nicht Janker!«, stieß er hervor.

»Warum denn nicht? Wir brauchen jemanden, der sich auf dem Grundstück auskennt. Leo kann sonst wo sein!«

Karl wusste, dass er es ihr nicht erklären konnte. »Okay, ich seh mich schon mal beim Ausgang des Kanals am Seeufer um.«

Sie nickte und hastete die Anhöhe hoch zum Schloss,



hinter dem die Unterkunft der Jankers lag.

Es dauerte nur ein paar Minuten, dann hatte Karl den Ausgang des unterirdischen Kanals am See gefunden: Ein sorgfältig gemauerter, gedrungener Schlund, der halb im Schilf versteckt in das Wasser hinausragte. Das flache Boot lag nur wenige Meter davon entfernt, zur Hälfte auf den Sand gezogen, am Ufer. Als Karl an es herantrat, bemerkte er, dass umgeknickte Schilfhalme ihm einen Hinweis auf die Richtung gaben, in die Habich gelaufen war, nachdem er das Boot verlassen hatte.

Der kalte Nachtwind ließ Karl frösteln, als er die gleiche Richtung einschlug. Er spürte, dass er die letzten vier Nächte nur wenig und schlecht geschlafen hatte. Seine Sinne waren überwach, zugleich fühlte er sich, als wandelte er auf dünnem Eis. Aber es war nicht nur der Schlafmangel, den er für dieses unterschwellige und doch aufdringliche Unsicherheitsgefühl verantwortlich machte. Es war auch das Bewusstsein, in den wenigen Tagen, die er bisher auf Urquardt verbracht hatte, mit Ereignissen konfrontiert worden zu sein, deren Zusammenhang er noch immer nicht begriff. Es war die uneingestandene Furcht davor, dass dann, wenn er endlich erkannt haben würde, was Habich umtrieb, nichts mehr so sein würde wie zuvor.

War er dazu bereit?, fragte sich Karl, während er durch den nächtlichen Park stolperte. Sollte er sich nicht lieber zurückziehen, bevor es zu spät war? Wollte er wirklich alles aufgeben, was seinem Denken und Urteilen einen Rahmen und Sicherheit gegeben hatte – vorangehetzt von dem Wunsch, Habichs Entdeckung zu teilen?

In dem Moment sah er ihn. Habich lag mit dem Gesicht nach unten etwa achthundert Meter weit vom Ausgang des Kanals entfernt auf dem Boden. Karl lief zu ihm, kniete sich nieder und drehte den reglosen Körper um. Habichs Kopf sackte in den Nacken – seine Augen flackerten.

Karl riss sein Handy aus der Tasche. Warum hatte er nicht sofort einen Notarzt gerufen?

Nachdem Karl den Beamten seine Position durchgegeben und das Handy weggesteckt hatte, zog er seine Jacke aus und legte sie Habich unter den Kopf. Erschüttert bemerkte er, wie rapide sich der Gesichtsausdruck und die Haltung des Mannes veränderten. Die von der Glasscherbe schwerverletzte Hand hielt Habich steif abgewinkelt. Auf Karls Zureden reagierte er nicht. Nur die Augen flimmerten.

»Zehn Minuten, vielleicht fünfzehn«, flüsterte Karl dem alten Mann zu und kauerte sich neben ihn. »Das

schaffst du, Leo.«

Aber da hatte Habich bereits begonnen, nur noch stoßweise zu atmen. Karl konnte buchstäblich mit ansehen, wie die Augen, die im Haus noch tiefes Entsetzen gespiegelt hatten, jetzt den gebrochenen Blick eines Mannes in sich aufnahmen, der sich außerstande sieht, dem, was ihn übermannt, etwas entgegenzusetzen. Noch war er nicht weggetreten, so dass er nicht gewusst hätte, was ihm bevorstand.

Karl griff nach der Hand des Sterbenden, spürte die Finger, die kalt waren und hart wie Stöcke. Als er sie zusammendrückte, erwiderte Habich mit einem Händedruck, der nur noch die Kraft eines Vögelchens zu haben schien. Dann wurden seine Atemzüge länger, die Lider schoben sich weiter und weiter über die Augäpfel zurück. In seiner Brust begann es zu rasseln, die Hand, mit der er Karl festhielt, lockerte ihren ohnehin nur noch zarten Griff, rutschte ab und fiel auf den Laubboden.

Karl beugte sich nach vorn, hob Habich hoch und bettete ihn auf seinen Schoß. Er nahm den grauen Kopf des Alten in den Arm, als wollte er seinen schwachen Atem an der Wange spüren, solange es noch möglich war.

Da hörte er es. Es klang fast, als käme die Stimme von einem Wesen, das sich tief drinnen in Habichs Körper befand, das durch die Mundhöhle des Sterbenden

hindurch ihm etwas zurief.

»Du, Karl, kannst es schaffen«, flüsterte Habich – die Augen schon ohne Glanz.

Was denn? Was kann ich schaffen, das du nicht erreicht hast?, wollte Karl fragen, aber da sackte Habichs Körper in sich zusammen, die Lider rutschten gänzlich nach oben.

»Verzeih mir«, hauchte er, den Blick jetzt starr.

»Was soll ich dir verzeihen?«, flüsterte Karl, die Augen nass, so dass er sie abwischte, aber die Tränen liefen ihm übers Gesicht. »Was denn, Leo, du hast mir doch nichts getan.«

Und er schüttelte den Körper, den er auf seinem Schoß hielt, umarmte den Mann, der unter seinen Händen jetzt starb, wollte ihn mit seiner Umarmung halten, konnte ihn doch jetzt nicht gehen lassen – und fühlte zugleich, wie der letzte Atemstoß aus Habichs Brust entwich. Ein heißer, gasiger Schwall, der Karl ins Gesicht traf, modrig und abgestanden – durch und durch gesättigt vom sauren Geruch des Todes.

Es war der Morgen des 7. Oktober 2012. Am Himmel über Karl brach ein erster blauer Schimmer durch das Schwarz der Nacht.

Er hatte noch sechs Tage zu leben.

## Zweiter Teil

**K***knack knack knack knack knack ...*

Karls rechter Mundwinkel wurde nach oben gezogen, geriet ins Zucken, vibrierte, das darüberliegende Auge schloss sich, das Lid zitterte, sein ganzes Gesicht schien sich durch eine geheimnisvolle Kraft nach rechts zu verschieben, als hätte jemand die Haut fest im Griff und würde sie um den Schädel herumziehen ...

Drei Tage waren seit Habichs Tod vergangen. Der Notarzt hatte darauf bestanden, dass der Leichnam obduziert werden müsste. Lara hatte allem zugestimmt, sie hätte es ohnehin nicht verhindern können. Es war offensichtlich, dass sie kein Interesse daran hatte, sich querzustellen. Sie hatte Karl gesagt, dass sie wissen wollte, woran ihr Mann gestorben war – auch wenn sie sein Tod nicht wirklich überrascht hatte. Habich hatte in den letzten Tagen und Wochen zusehends an Lebenswillen verloren. Lara hatte Karl ja bereits bei ihrem ersten Gespräch anvertraut, dass sie sich Sorgen machte. Es war abzusehen gewesen, dass es zu einer Katastrophe kommen würde. Nur so schnell? Damit hatte

auch sie nicht gerechnet.

Als Lara zusammen mit Silvan Janker bei Karl eingetroffen war, war Habich bereits tot gewesen. Sie hatte sich nicht mehr von ihm verabschieden können. Das Letzte, was sie zusammen erlebt hatten, war, dass er sie niedergeschlagen hatte. Etwas, das Lara – wie sie Karl unter Tränen gestanden hatte, als sie zusammen bei dem Leichnam auf den Notarzt warteten – zutiefst betroffen machte.

*Aus: »Abschlussbericht der Urquardt-Kommission«, Anlage R: Aussage von Tamara Hildebrandt, S. 873 f.*

»*Vorsitzender:* Haben Sie nicht versucht, ihn zu erreichen?

*Hildebrandt:* Doch. Aber es ging nur die Mailbox ran. Und Karl rief nicht zurück. Dabei hatte es nie einen Streit gegeben, verstehen Sie? Das letzte Mal, dass wir miteinander geredet hatten, war am Tag vor seiner Abfahrt gewesen. Tagelang hatte ich danach nichts mehr von ihm gehört. Bis zu dem Morgen, nachdem Herr Habich gestorben ist, da habe ich noch mal mit ihm gesprochen.

*Vorsitzender:* Haben Sie Herrn Borchert angerufen –

oder er Sie?

*Hildebrandt:* Er mich. Es war sechs Uhr in der Früh, und mein Handy klingelte. Karl war dran. Er klang vollkommen verwirrt. Sprach mit schwerer Zunge, erst dachte ich, er sei betrunken. Er sagte etwas von einem Toten, ich verstand gar nicht, worauf er hinauswollte. Dann stellte sich heraus, dass er noch ein paar Tage länger als geplant dort auf Urquardt bleiben wollte. Ausdrücklich gesagt hat er es nicht – ich kann mich jedenfalls nicht daran erinnern. Aber irgendwie bekam ich den Eindruck, als habe ihn die Witwe, die Frau von Habich, gebeten, noch zu bleiben. Eigentlich haben Karl und ich uns immer gut verstanden. Aber, wie soll ich sagen, es stimmt schon, irgendetwas muss faul gewesen sein, sonst ... ich meine, sonst hätte er sich doch mal bei mir gemeldet. Jedenfalls hab ich ihn danach nicht mehr gesprochen. Ich ... ich hab's versucht, aber sein Handy war immer abgeschaltet.«

*Knack knack knack knack knack knack knack ...*

Das Geräusch war laut und durchdringend – aber nicht wirklich unangenehm. Schmerz empfand Karl keinen, nur dieses seltsame Ziehen an seinen Gesichtsmuskeln. Lara hatte es ihm erklärt: Die Spule,



die sie vorsichtig über seinen Kopf bewegte, erzeugte ein Magnetfeld, das die Zellen in seinem Gehirn zu bestimmten Entladungen aktivierte. Aber er spürte nichts. Nur eine diffuse Benommenheit, die er auf das harte Knackgeräusch zurückführte, das von der Magnetspule ausging.

*Aus: »Abschlussbericht der Urquardt-Kommission«, Anlage V: Aussage von Dr. Gebhardt Bentheim, Facharzt für Neurologie an der Charité Berlin, S. 233 f.*

*»Vorsitzender:* Was ist die sogenannte ›transkranielle Stimulation‹ für ein Verfahren?

*Bentheim:* Das ist wirklich harmlos. Das Verfahren wird zunehmend genutzt und kann mit sehr geringem Aufwand betrieben werden. Alles, was der untersuchende Arzt dafür braucht, ist die Magnetspule. Sie müssen sich vorstellen, dass die Spulen-Modelle, die heutzutage auf dem Markt sind, aussehen wie große Achten, ihre äußere Form erinnert an überdimensionale Brezeln. Darin wird ein Wechselstromfluss erzeugt, der seinerseits ein Magnetfeld aufbaut, das Sie über den Kopf des Patienten hinwegbewegen. Dies verursacht ein lautes Knacken, das vielleicht ein wenig unangenehm

sein kann, gegen das man aber problemlos Ohrstöpsel tragen kann. Das Magnetfeld wirkt auf die Gehirnzellen des Patienten und stimuliert ihr Feuern. Wie Sie wissen, bewirkt das Feuern bestimmter Zellen, dass andere gehemmt werden. Sie manipulieren also durch das Magnetfeld den Zustand des Gehirns Ihres Patienten, indem Sie das Feuern der Zellen beeinflussen. Das ist alles. Deshalb *transkranielle Magnetstimulation*, oder kurz: TMS. ›Transkraniell‹, weil Sie die Schädeldecke, also den Cranium, selbst gar nicht berühren. ›Magnet‹, weil die Wirkung auf dem magnetischen Feld beruht. Und ›Stimulation‹, nun, weil Sie das Gehirn des Patienten stimulieren.

*Vorsitzender:* Wie empfindet der Patient die Stimulation?

*Bentheim:* Unterschiedlich. Es kommt natürlich darauf an, *wo* Sie stimulieren. Mir sind jedoch keine Berichte darüber bekannt, dass jemand es als wirklich unangenehm empfunden hätte. Das zeigt, dass das Verfahren nicht nur non-invasiv ist, sondern auch eine sehr sanfte Methode der Stimulation. Ich weiß, Sie können mir die Aufzeichnungen, die Leonard Habich und Karl Borchert angefertigt haben, nicht zur Verfügung stellen. Ich kann mich also nur auf das beziehen, was in der Zeitung gestanden hat, beziehungsweise in den einschlägigen Foren im Internet, wo ja wilde Gerüchte im Umlauf sind. Aber das steht

fest: Mit einer normalen TMS können Sie subjektive Erfahrungen, die so weit über unsere normalen Erlebnisse hinausgehen, wie man es den Eindrücken Borcherts nachsagt, *niemals* auslösen. Verstehen Sie? *Niemals!* Nach allem, was ich über die TMS weiß, und ich wende das Verfahren immerhin seit fast zehn Jahren an, ist das einfach nicht möglich. Es muss also noch ein anderer Faktor auf den Patienten eingewirkt haben.«

Am Tag nach Habichs Tod hatte Karl Lara gefragt, ob er sich einmal in Habichs Arbeitszimmer umsehen dürfte. Die beiden Male, die er versucht hatte, hineinzugelangen, war es verschlossen gewesen, und Karl hoffte, in dem Zimmer mehr über das zu erfahren, was Habich umgetrieben hatte.

Da Lara nichts dagegen gehabt hatte, jedoch keinen Schlüssel zu dem Zimmer besaß, und auch an Habichs Leiche keiner gefunden worden war, war Karl schließlich in den Raum gelangt, indem er den Fahrstuhl vom Labor aus benutzt hatte.

Nur einen Schreibtisch, der aus einer schlichten aufgebockten Holzplatte bestand, und ein Regal, in dem sich Tausende von Papieren stapelten, hatte er vorgefunden, darunter handschriftliche Protokolle, in

denen Habich seine Selbstversuche, die er in dem Labor durchgeführt hatte, minutiös beschrieben hatte.

Mehrere hundert Stunden musste er unter der Spule verbracht haben, um eine solche Masse von Protokollen anfertigen zu können. Haargenau hatte Habich darin aufgezeichnet, welche Assoziationen und Eindrücke, Einfälle und Vorstellungen unter dem Einfluss der Magnetspule durch seinen Kopf gezogen waren. Eine Beschreibung des Bewusstseinsstroms unter magnetischer Stimulation. Offensichtlich hatte er den Wunsch gehabt, zu verstehen, wie sich die Position des Magneten auf seine Einfälle auswirkte. Wie besessen hatte er dieselben Hirnregionen stimuliert und immer neue Assoziationsketten dazu ablaufen lassen, in der Hoffnung, durch andere Ketten bei gleicher Stimulation womöglich Aufschluss darüber zu erhalten, wie er seine inneren Eindrücke von außen steuern konnte.

Immer wieder war Karl bei der Durchsicht der Aufzeichnungen auf eine überreizte Begeisterung gestoßen, mit der Habich notiert hatte, endlich am Ziel angekommen zu sein – nur um wenige Zeilen später entnervt festzuhalten, dass er erneut einer flüchtigen Täuschung aufgesessen war und auch diesmal wieder nichts Brauchbares bei seinen Bemühungen herausgekommen war. Immer fahriger war die Handschrift des Protokollanten im Laufe der Tage

geworden, immer schräger waren die Zeilen, die er aufs Papier geworfen hatte, nach oben gestiegen, immer einförmiger hatten sich die Worte, die Wendungen, die er verwendet hatte, wiederholt – bis Habich nicht mehr anders gekonnt und begonnen hatte, seiner Enttäuschung über das permanente, repetierte Fehlschlagen all seiner Versuche in den Berichten selbst Ausdruck zu verleihen, so dass die Verwünschungen und Wutausbrüche über die Sinnlosigkeit seines Vorgehens schließlich das Protokollieren der Innenschau selbst regelrecht überwuchert hatten.

Dabei war Karl, als er die Notizen überflogen hatte, nur zu klar geworden, was Habich sich unter einem Erfolg vorgestellt, worauf er bei seinen Selbstversuchen abgezielt hatte: Es war ihm darum gegangen, eine Korrelation zwischen der externen Position der Spule und den internen Wahrnehmungen feststellen zu können, um dann, sozusagen in einem zweiten Schritt, die internen Wahrnehmungen bis hin zu dem vorantreiben zu können, was ihm immer schon als Durchbruch vorgeschwebt hatte. Wiederholt hatte Habich Karl, Lara und seinen Freunden gegenüber ja deutlich gemacht, dass er diesen Durchbruch zum Greifen nah wähnte – dass es ihm bisher nur noch nicht gelungen sei, ihn auch wirklich zu realisieren.

Was genau sich Habich jedoch darunter vorgestellt hatte, welche *Tatsache* es war, die er gehofft hatte, dank des Durchbruchs entdecken zu können, darüber hatte er sich immer ausgeschwiegen, und es hatte sich Karl auch aus der Lektüre der Protokolle nicht erschlossen. So war Karl, nachdem er die Durchsicht der Protokolle des Arbeitszimmers abgeschlossen hatte, klar gewesen, dass es nur einen Weg gab, mehr über Habichs Vorstellung von einem Durchbruch zu erfahren: Er, Karl, musste sich selbst im Labor gerade so einem Selbstversuch unterziehen, wie Habich ihn seit Monaten unternommen hatte.

Am nächsten Morgen hatte Karl Lara darum gebeten, ihn bei seinem Vorhaben zu unterstützen. Zuerst hatte Lara eingewendet, dass es doch keinen Grund geben würde, die Dinge zu überstürzen. Als Karl jedoch geltend gemacht hatte, dass es auch keinen Grund geben würde, sein Vorhaben auf unbestimmte Zeit zu verschieben, hatte sie schließlich eingewilligt und sich bereit erklärt, ihm bei der Überwachung des Experiments ebenso behilflich zu sein, wie sie Habich die ersten Male – bevor er begonnen hatte, die Versuche ohne sie durchzuführen – behilflich gewesen war.

*Knack knack knack knack knack knack knack ...*

Das Zucken in seinem Mundwinkel und Augenlid war etwas schwächer geworden, nahm aber noch immer Karls ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Er hob die Hand und fasste an sein Gesicht, spürte, wie sich unter seinen Fingerspitzen die Muskeln zusammenzogen und entspannten, dann wieder zusammenzogen. Verunsichert sah er zu Lara, die vor ihm stand und auf dem Monitor des angeschlossenen Rechners den Verlauf der Stimulation überprüfte.

Der Anblick ihres Gesichts beruhigte ihn. Auch wenn sie nicht zu ihm hinüberblickte, waren es vor allem Laras Augen, die Karl fesselten, ihre sanft nach oben gebogenen Katzenaugen, die alles um ihn herum wie in einem Nebel versinken ließen. Zum ersten Mal wurde ihm bewusst, dass ihm ihr Gesicht nicht nur gefiel, sondern dass er regelrecht süchtig danach war. Ein Gedanke, den er wie ein Kribbeln spürte, das langsam über seine Schultern zu seinen Achseln wanderte und über den Brustkorb bis zum Bauchnabel und darüber hinausgekrochen wäre, wenn nicht ...

*WAMM!*

... es plötzlich losgegangen wäre.

Es war, als würde eine Augenbinde fortgerissen. Zahllose Eindrücke strömten schlagartig und gleichzeitig auf Karl ein. Aber sie kamen nicht von außen, sondern von innen.

Eindrücke aus einer geistigen Welt, die Karl zwar kannte, die er jetzt jedoch zum ersten Mal regelrecht *sah* – denn die Augenbinde, oder was auch immer es gewesen war, das diese Welt bis vor wenigen Augenblicken noch vor ihm verborgen hatte, war fort.

Es war wie ein unendliches Labyrinth, was sich da vor ihm auftat, scharf, moduliert und fest bis in die äußerste Ferne hinein. Hatte Karl sich früher an das Gesicht eines Bekannten zu erinnern versucht, so war es ihm unter hochkonzentrierter Anstrengung vielleicht gelungen, das Antlitz flüchtig, vorüberfliegend und merkwürdig durchsichtig vor seinem geistigen Auge entstehen zu lassen. Jetzt aber stand die Erinnerung – und zwar in ihrer Vollständigkeit! – glasklar, deutlich und plastisch vor ihm. Das war nicht nur *ein* verwischtes Gesicht, was er da vor sich sah, das war das Labyrinth buchstäblich *aller* Erinnerungen, die er besaß, also aller Erfahrungen, Erlebnisse, Wahrnehmungen, die er jemals gemacht oder gehabt hatte. Gleichzeitig aber sahen seine Augen noch immer in das Labor, eine Gleichzeitigkeit, ein Überlagern von äußerer und innerer Wahrnehmung, wie er sie noch nie erlebt hatte. Es war wie ein Schock, ein Gefühl des Stürzens, Rutschens, Tauchens, bei dem er sich an Lara festhalten wollte, doch seine Arme gehorchten ihm nicht.



... *Knack knack knack knack knack knack knack* ...

Hilflos suchte er ihren Blick, sah, wie sich ihre Lippen bewegten, hörte das Geräusch, das sie machte. Es klang wie ein kehliges Kratzen ...

Aber ... wieso verstand er sie nicht?

Wie in einem Strudel aus Schrecken und Verunsicherung riss Karl die Lippen auseinander, um ihr entgegenzurufen, dass sie doch deutlicher sprechen sollte, dass er sie doch verstehen wollte, ja musste, dass sie ihn in dieser Wirrnis nicht ersaufen lassen durfte – aber es kam kein Wort zwischen seinen Lippen hervor, nur ein *Argh* und ein *Rrrgh*, ein Krächzen und Keuchen. Er krümmte sich zusammen, es war, als presste eine Faust aus Eis sein Herz zusammen – Luft entwich seinen Lippen, ein Säuseln und Wispern, aber kein Wort ... das waren nur verstümmelte Laute, als –

*WAMM!*

Es war, als würde eine weitere Augenbinde fortgerissen, als stürzte er gleichsam in sein Bewusstsein hinab, als sei sein Ich nicht in seinem Bewusstsein realisiert, sondern als trete er in sich zurück, als blickte er durch seine Augen wie durch ein Fenster in das Labor, als sähe er sich von innen sehen, als könnte er sich zuschauen bei der Wahrnehmung des Augenblicks, sie als Synthese unzähliger Einzelerlebnisse begreifen, deren Zusammengesetztheit er sich nie zuvor klargemacht

hatte.

*WAMM!*

Er fiel ein weiteres Stockwerk in sich hinab, hinunter, weiter weg von den Wahrnehmungen, von den Eindrücken der Außenwelt hin zu dem Bereich, in dem sie mit seinen Erinnerungen verschmolzen, um reifen zu lassen, woraufhin er schon immer zu fallen schien: den Entschluss, der bewirken würde, dass er handelte.

*Moment*, schrie es in ihm, wie kann das sein? Wie kann ich erwägen, ob ich das Experiment abbrechen will? Wer ist das Ich, das beobachtet, wer das Ich, in das ich hineinfalle, wer das Ich, das entscheidet?

*WAMM!*

Er stürzte weiter und sah, wie sich die Formen, die er beobachtete, unendlich verkomplizierten, weil ihm klarwurde, dass er doch nicht zugleich sein Erleben selbst sein konnte und dessen Betrachter. Ein Eindruck, der sich noch einmal verkomplizierte, als er begriff, dass das zu begreifen Teil des Erlebens war, dem er doch zuschaute – bis ...

*WAMM!*

... er spürte, dass das nur die Spitze des Eisbergs gewesen war, dass unter dem sich auftürmenden höherstufigen Erkennen das Erfühlen des eigenen Körpergewichts lauerte. Dass er heraus Schälen konnte, wie sein Fleisch in sein Fleisch drückte, während er auf

dem Arztsessel saß, dass er seine Haare erspüren konnte, die sich Stück für Stück aus seiner Kopfhaut herausschoben und zugleich ihre Farbe veränderten, dass er die Bewegung seines Herzens empfinden konnte, das als gewaltiger Muskel in seiner Brusthöhle stampfte, ein in elektrischen Entladungen zuckendes Pumpwerk, dessen dumpfer Schlag seinen Körper durchdröhnte. Schon horchte er in es hinein, um jeden Winkel zu erspüren und zu erfühlen, wie es sich ballte und entlud, die rhythmische Bewegung verlangsamend, um sie genauer noch und präziser erfassen zu können, gierig danach, es für einen Augenblick nur in seinem blinden Vorwärtsklopfen zu bremsen – um im fortgesetzten, entfesselten Weiterpumpen dann nur umso stärker den Rausch der Bewegung, der Berührung zu genießen – als ...

*WAMM!*

... es in ihm schrie: *Was tust du?* Was hast du in deinem Herzen zu suchen?

Er lag auf dem Arztstuhl im Labor. Die Augen geschlossen. Erschöpft. Ausgebrannt. Jemand wischte mit einem kühlen, feuchten Tuch über sein Gesicht.

Karl öffnete die Augen. Lara sah ihn an.

»Was ist passiert?«

»Du bist ohnmächtig geworden.«

Seit der Nacht, in der Habich gestorben war, duzten sie sich.

Karl nickte.

»Soll ich einen Arzt rufen?«

Er schüttelte matt den Kopf. Geht schon wieder, dachte er, aber er war zu schwach, um etwas zu sagen. Und schloss die Augen.

Als er Stunden später wieder erwachte, war es draußen bereits dunkel. Er lag unter einer Wolldecke, noch immer auf dem Arztstuhl. Lara musste die Rückenlehne des Stuhls heruntergelassen und ihn auf den Rollen über den Fahrstuhl aus dem Labor geschafft haben.

Karl sah sich um. Rings um ihn herum standen die Regale der Bibliothek. Draußen vor den Fenstern lag der

dunkelblaue Park. Lara hatte sich auf das Sofa an den niedrigen Tisch vor dem Kamin gesetzt. Eine dampfende Tasse Tee stand vor ihr, sie schaute gedankenverloren ins Feuer. Es waren erst drei Tage seit Habichs Tod vergangen, und Karl sah ihr an, wie sehr der Verlust ihres Mannes sie mitgenommen hatte.

»Hallo«, sagte er und lächelte. Er spürte, dass er eine gewaltige Strapaze hinter sich hatte. Er konnte sich nicht erinnern, sich oft so verletzlich, kraftlos, hilflos gefühlt zu haben.

Lara wandte den Kopf. »Na?« Sie stand auf und trat zu ihm. »Geht's wieder?«

Er nickte. »Viel besser.« Vielleicht hab ich wirklich alles ein bisschen überstürzt, dachte er.

Sie sah ihn besorgt an. »Ich hätte niemals zulassen dürfen, dass du einen Versuch machst.«

Karl lächelte. »Ach was. Du hast dich ja bemüht, es mir auszureden. Dich trifft keine Schuld. Außerdem: Es ist doch nichts passiert. Mir geht's gut.« Und wie um das zu beweisen, wollte er aufstehen, kam jedoch über eine leichte Krümmung des Oberkörpers nicht hinaus. Mit einem Ächzen ließ er sich wieder zurück auf die Pritsche sinken.

»Alles klar«, sagte Lara lakonisch.

»Aber Habich hat's doch auch gemacht«, ärgerte sich Karl und zog die Decke zurecht.

»Was ist denn überhaupt los gewesen?«, fragte Lara.  
»Leo war danach auch immer ein wenig erschöpft – aber nicht so.«

Nachdem Karl ihr erzählt hatte, was er erlebt hatte, hingen sie eine Zeitlang ihren Gedanken nach.

»Leo hat sich zuletzt manchmal tagelang in dem Labor eingeschlossen«, brach Lara schließlich das Schweigen. »Aber das, was du erlebt hast – von so etwas hat er mir nie was erzählt. Und das hätte er. Er war versessen darauf, durch die Stimulation in Bereiche vorzustoßen, die ihm sonst unerreichbar waren. Aber es ist ihm nicht gelungen.«

Karl stützte seinen Kopf auf. »Transkranielle Stimulation – das ist doch kein Zaubertrank! Ich bin zwar kein Experte, aber soweit ich weiß, ist die Technologie mittlerweile so etwas wie ein Standardverfahren, das in den meisten Krankenhäusern praktiziert wird. Wenn es möglich ist, damit so eine Wirkung zu erzielen wie die, die ich vorhin erlebt habe, warum ist das nicht allgemein bekannt? Oder hast du von derartigen Berichten schon einmal etwas gehört?«

Lara schüttelte den Kopf. »Eine Art Tagtraum, sagst du, wie eine Halluzination?«

»Obwohl es sich ungewöhnlich real angefühlt hat. Als würde ich mir das nicht nur einbilden, als würde ich

tatsächlich durch meinen Kopf und meinen Körper fliegen. Verstehst du?«

Sie sah ihn an. »Nicht wirklich.«

»Wie konnte Leo hoffen, durch ein so herkömmliches Verfahren eine außergewöhnliche Erfahrung zu machen?«, fing Karl wieder an. »Oder ist in dem Labor nicht nur eine Magnetspule untergebracht? Weiß du, was hinter den Spiegeln ist? Vielleicht ist dort erst die richtige Spule angeschraubt, eine Höllenmaschine, die jeden auf eine Irrsinnreise schickt.«

»Und wieso ist es dann dir passiert, ihm aber nicht?«

Karl atmete aus. »Ist mir egal«, sagte er nach einer Weile. »Ich will wissen, was genau er da unten aufgebaut hat. Wir müssen die Spiegel mal abnehmen –«

Er unterbrach sich. »Oder gibt es irgendwo Baupläne von dem Labor hier im Haus? Was ist mit der Firma, die es eingerichtet hat?«

Lara lächelte. »Keine Ahnung, das hat Leo alles selbst organisiert. Aber du kannst ja gleich mal runterlaufen und an den Spiegeln ein bisschen rumschrauben.« Sie wandte sich von der Pritsche ab, an der sie stehen geblieben war, ging zu dem Kamin, hockte sich hin und machte sich an dem Feuer zu schaffen.

»Ja.« So zerschlagen, wie er sich fühlte, kam er ja noch nicht mal von der Pritsche runter, dachte Karl. Oder?

Er richtete seinen Oberkörper auf und schwenkte die Beine über den Rand der Liegefläche. Dann ließ er sich langsam heruntergleiten, bis seine Füße den Boden berührten. Mit unsicheren Schritten wankte er bis zu dem Sofa, auf dem er sich wieder hinsetzte. Das sollte als Spaziergang erst mal genügen.

Während Lara mit dem Kaminbesteck ein paar frische Holzscheite auf das bereits durchgeglühte Brennholz schichtete, kehrten Karls Gedanken zu dem zurück, was er im Labor erlebt hatte. Hatten die Philosophen davon nicht immer geträumt? Dass man seinen Geist wie ein Besucher betreten und sich darin umsehen könnte? Dass man nicht nur die Aufmerksamkeit nach innen richten, sondern regelrecht in sich herumlaufen könnte? Kein Wunder, dass es das gewesen war, was Habich als Durchbruch vorgeschwebt hatte. Aber was hatte das mit den Gedankenexperimenten zu tun? Mit den skeptischen Fragen von Platon, Descartes und Wittgenstein, dem, was Habich so liebevoll die »paradigmenstiftenden Verschwörungstheorien« in seinen Aufzeichnungen genannt hatte?

Karl lehnte sich auf dem Sofa zurück. Er war bei seinem Selbstversuch einen entscheidenden Schritt weitergekommen, weiter vielleicht, als Habich selbst jemals gelangt war – aber er begriff die Zusammenhänge



nicht. Er wusste nicht, wieso Habich diesen Flug durch die Innenwelt hatte erreichen wollen, ja geradezu besessen davon gewesen war. Wieso war dieser Flug ausgerechnet bei ihm ausgelöst worden? Worin bestand die Tatsache, die Habich dabei hatte entdecken wollen? Je länger Karl darüber nachdachte, desto mehr Fragen taten sich vor ihm auf, ohne dass er auch nur eine Antwort auf eine von ihnen gefunden hätte. Was hatte es mit den angeblichen Toden der Philosophen auf sich, von denen Lara ihm erzählt hatte? Ein Geheimwissen? Davon hatte er doch bei dem, was er im Labor erlebt hatte, nichts erfahren. Was er erlebt hatte, war, dass er sein Herz manipulieren konnte. Das war vielleicht nur eine Illusion gewesen, aber er hatte das nur zu deutliche Gefühl gehabt, dass er sich dabei um ein Haar selbst umgebracht hätte.

Karl bemerkte, dass Lara sich vor dem Kamin umgedreht hatte und ihn ansah.

»Und? Was denkst du?«, fragte sie.

Ich denke, dass du schön bist, hörte Karl etwas in sich sagen, aber das behielt er lieber für sich.

»Nichts weiter«, sagte er und lächelte sie an.

Lara stand auf und kam auf ihn zu. »Komm schon, Karl.« Sie setzte sich zu ihm aufs Sofa und legte einen Arm auf die Rückenlehne hinter ihm. Ihre Nähe nahm ihm fast den Atem.

*Aus: »Den Spieß umdrehen«, Autobiographie von Lara Kronstedt, Berlin 2016, S. 254*

»Als Karl davon anfang, dass es ihm in irgendeiner Form gelungen sein musste, seinen Herzmuskel ›ins Bewusstsein zu heben«, musste ich sofort daran denken, was Leos Obduktion ergeben hatte. Am zweiten Tag nach seinem Tod war die Nachricht aus der Rechtsmedizin gekommen. Todesursache: Herzstillstand, in der Folge eines Infarkts. So aufgeregt, wie Leo unmittelbar vor seinem Tod gewesen war, hatte mich dieses Obduktionsergebnis nicht besonders überrascht. Als ich jedoch hörte, dass Karl meinte, er hätte seinen Herzschlag manipulieren können, wurde mir klar, dass er auf keinen Fall ein zweites Mal in das Labor durfte. Es war ja nicht zu übersehen, dass er sich zunehmend in Leos Gedankengänge hineinsteigerte. Er wusste, dass Leo an dem gearbeitet hatte, was er den ›Durchbruch« nannte, er verbrachte Stunden in Leos Arbeitszimmer damit, dessen Aufzeichnungen durchzugehen. Es war nicht zu übersehen, dass Karl alles daransetzte, um den Durchbruch, der Leo verwehrt geblieben war, zu realisieren. Dass er dafür – wenn nötig – auch seine

Gesundheit aufs Spiel setzen würde. Es schien mir deshalb nicht ausgeschlossen, dass er sozusagen bis in den Tod hinein Leo nacheifern würde.

Für keinen Moment jedoch ist mir dabei in den Sinn gekommen, dass sich hinter der Ursache von Leos Tod und hinter den Eindrücken, von denen Karl mir erzählt hatte, mehr verbergen könnte als nur eine übersteigerte Empfindlichkeit, eine Übernervosität, eine lebensgefährliche Überspanntheit. Dass sich dahinter ein anderer Willen verborgen haben könnte als der von ihnen selbst.«

***K**nock knack knack knack knack knack knack ...*

So ähnlich hatte er sich das immer vorgestellt, wenn gesagt wurde, dass man im Augenblick des Todes sein Leben noch einmal an sich vorüberziehen sehen würde. Nur dass das, wo hindurch Karl gerade gespült wurde, keine sauber chronologisch geordnete Blitzkette von Eindrücken war, die wohl mit dem Tod zusammenfallen würde, wenn er erst einmal bei seiner Geburt angelangt war, sondern eher so etwas wie ein Tunnel wild gemixter Erinnerungsflashes. Gemixt, weil alles, was ihm darin entgegenflog, zwar seiner Erinnerung entstammte, jedoch aus einzelnen Elementen zusammengesetzt war, die zum Teil nicht richtig zusammengehörten. Sie passten zusammen, aber dieses Mädchen hatte er nie zusammen mit diesem Geruch erlebt, dessen war er sich sicher. Nie hatte er es gesehen und gleichzeitig diese Kaskade von Tönen gehört – und doch wurde ihm ihr Antlitz gerade mit ebendiesem Hintergrundgeräusch entgegengetragen.

Die Nacht über hatte Karl wie ein Stein im Gästezimmer geschlafen, nach dem Aufstehen jedoch rasch

festgestellt, wie entkräftet er noch immer war. So hatte er zugestimmt, als Lara nach dem Frühstück vorgeschlagen hatte, einen der Liegestühle auf die Terrasse zu stellen, damit Karl sich darauf unter ein paar Decken an der frischen Luft erholen könne.

Eine Zeitlang hatte er dort gelegen, die ungewöhnlich warme Sonne sowie den Anblick von der Anhöhe hinab auf den See genossen, und darüber nachgedacht, ob er nicht eigentlich ein paar tiefgreifende Entscheidungen treffen müsste. Seine Beziehung mit Tamara war am Ende, somit hatte er im Grunde genommen auch keine Wohnung mehr in Berlin. Seine Stelle am Institut lief in den nächsten Monaten aus, und er hatte keine konkrete Perspektive, was er als Nächstes anfangen sollte. Ja, selbst der Auftrag, Habichs Vorlass zu ordnen, hatte sich mit dessen Tod von einem Tag auf den anderen in Luft aufgelöst. Wenn er es recht betrachtete, stand er vor dem Nichts – und es war höchste Zeit, dass er entschied, wie es weitergehen sollte.

Doch dann hatte ein anderer Gedanke all diese Überlegungen wie ein Bulldozer zur Seite geschoben: Wenn das, was er gestern Abend erlebt hatte, wirklich das gewesen war, was Habich immer als seinen Durchbruch bezeichnet hatte, konnte er, Karl, dann nicht versuchen, die Tatsache zu finden, die Habich gesucht hatte? Musste er sie dann nicht innerhalb seines Geistes

ausfindig machen können? Aber war das überhaupt sinnvoll? Eine Tatsache in seinem Geiste ausfindig machen? Waren Tatsachen nicht geradezu dadurch definiert, dass sie *außerhalb* unseres Geistes lagen? Was genau war es bloß gewesen, das Habich in sich gesucht hatte?

Und im selben Moment hatte Karl gewusst, dass er sich noch einmal auf den Weg machen musste – auf den Weg in sich selbst.

Ohne Lara Bescheid zu geben, die sich in die Bibliothek zurückgezogen hatte, um – wie sie meinte – tausend Sachen zu erledigen, die seit Habichs Tod angefallen waren, hatte Karl die Liege auf der Terrasse vor dem Haus verlassen und war mit dem Fahrstuhl hinunter ins Labor gefahren. Er hatte den Computer eingeschaltet, sich durch das einfache Programm geklickt, um die Magnetspule zu aktivieren, und begonnen, das Gerät über seinen Kopf hinweg zu bewegen. Wenig später hatte der Sturz in die unendlich flüchtigen, unendlich stofflosen Schattierungen seiner Innenwelt mit der gleichen Vehemenz eingesetzt wie beim ersten Mal.

Eben noch hatte er sich über die Kombinationen gewundert, in denen ihm seine Erinnerungen diesmal entgegenströmten, als es ihn wie ein Stromschlag

durchfuhr, und er begriff, dass die Kombinationen nicht *willkürlich* auf diese Weise zusammengesetzt worden waren, sondern dass *er* es doch sein musste, der sie vor seinem geistigen Auge immer schon schuf und erfand. Wie ein Träumer, der sich plötzlich bewusst wird, dass er den Traum nicht nur *erlebt*, sondern auch *erschafft*, schwamm Karl beglückt durch den Strom.

Es war die Erinnerung an den Garten, in dem er als Kind mit seinem Bruder gespielt hatte, die an ihm vorüberflog und in die er im vollen Bewusstsein seiner gottgleichen Schöpferkraft hineingriff. Er vertiefte das Grün des Rasens, verstärkte das Plätschern der künstlichen Quelle am Teich, ergänzte das Blätterkleid der Baums in der Mitte und verlängerte seine Äste, als würde der Baum im Zeitraffer wachsen. Schon ragte die Pflanze weit über das Haus hinaus, doch Karl hielt nicht inne, sondern trieb nun auch den Stamm in die Höhe, imaginierte Äste so dick wie Rohre, ließ die Krone des Baumes sich über den ganzen Garten hinweg und darüber hinaus noch über die Gärten der Nachbarn, die Straße, die Häuser gegenüber erstrecken, eine Krone, die schon an die vierzig, fünfzig Meter hoch aufragte und immer noch wuchs und wuchs, bis der Stamm des Baumes allein schon die gesamte Fläche des Grundstücks einnahm. Ein Baum, wie es ihn nie gegeben hatte, hinaufgereckt in hügelähnliche,

bergähnliche Höhen, bald groß wie ein Dorf, ein Städtchen, aufragend jetzt in dünnere Luftschichten – schier berstend vor Gesundheit und Kraft und unaufhörlichem Wachstum.

Da nahm Karl zu der expandierenden Pflanze plötzlich eine Musik wahr, deren Klavierklänge das sich Vorschieben der Äste zu dirigieren schien – ein Stück, das ihm zuerst bekannt vorkam, sich alsbald aber schon änderte und zu einer Klangwelt mutierte, die nie auf einem Notenblatt niedergeschrieben worden sein konnte, die die Prinzipien und Harmonien, die in dem ursprünglichen Stück angelegt waren, aber überspitzte, pointierte, variierte ...

Bis Karl mit einem Mal klarwurde, dass *er* es war, der diese Klangwelt in dem Moment erfand und erkundete, in dem er sie hörte. Eine gewaltige Musik, die sich nach und nach aufschwang zu einer Erhabenheit, die dem mächtigen Baum zu ähneln begann, der noch immer nicht aufgehört hatte zu wachsen und dessen Bewegung sich für Karl jetzt als eine komplexe Geometrie zeigte. Die Zahlen und Verhältnisse ergaben das Regelwerk, das der begleitenden Komposition ihre Gestalt verlieh. Ein Regelwerk, das sich nun, wo Karl es näher zu betrachten begann, als ein Zweig einer unendlichen, nur zu einem Bruchteil bekannten Rechenwelt entpuppte, die Karl begierig in den Blick zu nehmen begann und die er



sogleich als Spielart einer unendlichen Gruppe von Rechenwelten erkannte.

Und doch kam seine Schöpfung auch jetzt nicht zum Stillstand, vielmehr schien sie noch einmal Fahrt aufzunehmen, denn in dem Moment, in dem er den Wald von Rechenwelten vor sich sah, begriff er, dass er das Geschehen bisher von einem immer gleichen Punkt aus betrachtet hatte – und schwang sich zu einem Flug durch die ineinander verschlungenen Kronen der gewaltigen Pflanzen empor, die noch immer nicht aufgehört hatten zu wachsen. Vor seinen Augen entfalteten sich nun zwei rasante Bewegungen gleichzeitig, die Bewegung des wachsenden Waldes und die seines vollkommen befreiten Fluges. Bis er die Musik wieder heranbranden hörte, die das visuelle Spektakel in Tönen wiedergab, ein Rauschen, ein jauchzendes Orchester, dessen Spieler nicht zwei, sondern fünf, zwanzig, zweihundert Hände gleichzeitig zu haben schienen, ein Orchester aberwitziger Instrumente, das sich verdoppelte in dem Moment, in dem Karl bewusst wurde, dass es eines war, und dessen realisierter Zwilling sich ebenso wie es selbst noch einmal duplizierte, kaum dass die erste Verdopplung begonnen hatte. So waren es bald die Töne von vier, acht, zigtausend Orchestern, die Karl umtobten und die einen Sturm entfachten, den er niemals auszuhalten imstande gewesen wäre, wenn er nicht jeden

einzelnen Ton herausgehört hätte und ihm nicht selbstverständlich gewesen wäre, wo jeder Ton lag, warum er so lag und welche Rolle er in der schier unendlichen Symphonie spielte – einer Symphonie, deren Grundidee sein Bewusstsein als Nächstes wie ein mehrdimensionaler Blitz erhellte.

Im selben Augenblick jedoch schrie er auf, denn dieser Blitz stach wie eine Nadel in sein Innerstes, und er realisierte, dass *außen*, im Labor, in das sein glasiger Blick ja noch immer gerichtet war, sich etwas bewegte.

Die Konturen der Gestalt verfestigten sich, das durchdringende, knackende Geräusch des Magneten brach ab.

»Du blutest ja!«, hörte er noch Laras Stimme, dann versank er hilflos im Schwarz der Bewusstlosigkeit.

*Aus: »Das vierte Paradigma. Fakten, Protagonisten, Hintergründe«, Berlin 2014, S. 224 f.*

»Fest steht, dass Borchert am 9. Oktober um 19.25 Uhr im Kreiskrankenhaus Neuruppin eingeliefert worden ist. Lara Kronstedt tauchte mit ihm in der Notaufnahme auf. Borchert blutete am Kopf, konnte jedoch laufen. Der aufnehmende Notarzt stellte eine gewisse Verwirrung bei ihm fest, so konnte Borchert einfachste Fragen, wie die nach seinem Namen oder seiner Adresse, zwar beantworten, jedoch keine Angaben darüber machen, wie es zu der Verletzung gekommen war. Über Schmerzen oder Unwohlsein klagte er nicht, aber es war ganz offensichtlich, dass er aufgrund der Wunde an seinem Kopf äußerst beunruhigt war. Wiederholt fragte er danach, ob er operiert und wie tief ihm dabei in den Kopf geschnitten werden müsste.

Fest steht ferner, dass der aufnehmende Arzt entschied, Borchert umgehend röntgen zu lassen, und dass er Frau Kronstedt über diese Absicht in Kenntnis gesetzt hat. Weder ist jedoch bekannt, ob der Arzt im Laufe der

Behandlung Borcherts einen Kollegen konsultiert hat, noch ist es gelungen, den Arzt selbst oder die Radiologieassistentin zu befragen, die die Röntgenaufnahme durchgeführt hat. Mehrere Journalisten, die über das ›Vierte Paradigma‹ recherchiert haben, haben versucht, an die Krankenhausakten heranzukommen, in denen Einzelheiten über die Untersuchung festgehalten worden sein müssten. Die entsprechenden Akten sind wenige Stunden, nachdem die Behörden über die Ereignisse vom 12. Oktober informiert worden sind, aus dem Krankenhausarchiv entfernt worden. Und es gibt guten Grund zu der Annahme, dass die Urquardt-Kommission das Material beschlagnahmt hat.

Worüber wieder Klarheit besteht, ist, dass Karl Borchert und Lara Kronstedt die Klinik um 22.53 Uhr verlassen haben. Und zwar ordnungsgemäß nach Abmeldung und durch den Haupteingang. Borchert lief am Arm von Frau Kronstedt, die Wunde an seinem Kopf war versorgt. Er machte auf den wachhabenden Pförtner zwar einen geschwächten und angeschlagenen Eindruck, war zugleich jedoch geistesgegenwärtig genug, um den Angestellten zum Abschied zu grüßen.

Es besteht also kein Zweifel daran, dass das medizinische Personal über Borcherts Verlassen der Klinik informiert war. Für das, was davor, nach der Röntgenaufnahme und

bei Borcherts Gespräch mit dem behandelnden Arzt passiert ist, gibt es im Grunde genommen somit nur eine plausible Vermutung: Borchert muss darauf bestanden haben, noch am selben Abend aus dem Krankenhaus entlassen zu werden. Ob diese Vermutung auch wirklich zutrifft, konnte bislang jedoch nicht geklärt werden. Die Kommission hat sich trotz wiederholter Anfragen hartnäckig geweigert, dazu Stellung zu nehmen, bis die Ereignisse vom 6. und 12. Oktober nicht vollständig geklärt worden seien.«

Karl lag auf dem Sofa in der Bibliothek. Lara hatte eine Decke aus dem Schlafzimmer geholt und über ihn ausgebreitet. Sein Kopf war vom Kissen heruntergerutscht und tief in den Nacken gekippt. Sein Mund stand ein wenig offen, schwer strömte der Atem zwischen den Lippen hervor. Kurz nachdem er sich auf das Sofa gelegt hatte, war er eingeschlafen. Seinem Gesicht war anzusehen, wie sehr ihn die Ereignisse der vergangenen Stunden mitgenommen hatten. Die Haut hatte sich straff über die Schädelknochen gespannt, Wangenknochen, Augenhöhlen, auch die Stirn traten deutlich hervor.

Lara hatte sich auf dem Sessel, der neben dem Sofa stand, eingerollt. Auf den Boden vor ihr waren mehrere Kartons gestapelt, die zum Teil offen standen. In ihnen befanden sich Bündel von Briefen, die sie auch auf dem Tisch und den Armlehnen des Sessels ausgebreitet hatte. Beinahe zwei Stunden lang hatte Lara gebraucht, bis sie unter den teils handschriftlichen, teils maschinengeschriebenen Seiten auf das gestoßen war, was sie gesucht hatte, nachdem Karl aufgewühlt und in

unzusammenhängenden Sätzen auf der Rückfahrt vom Krankenhaus nach Urquardt auf sie eingeredet hatte: die Korrespondenz zwischen Habich und Borchert – Christian Borchert, Karls Vater.

»Es ist der pure Wahnsinn. Wir können das nicht machen, Leo«, las sie. Es war ein Schreiben von Karls Vater Christian an Habich aus dem Jahr 1989. »Du weißt, ich schrecke nicht gern vor einer Idee zurück, wenn ich davon überzeugt bin, dass sie funktionieren kann.« Laras Blick flog über die Zeilen. »In diesem Fall bleibt uns jedoch nichts anderes übrig, als abzuwägen. Ist nicht die Aussicht, dass unser Projekt von Erfolg gekrönt sein könnte, extrem unwahrscheinlich? Müsste nicht längst jemand vor uns auf ein vergleichbares Vorhaben gekommen sein und es durchgeführt haben, wenn es wirklich erfolgversprechend sein würde? Oder ist es nur deshalb bisher nicht gemacht worden, weil jeder, der möglicherweise in dieser Richtung gedacht hat, vor den abstoßenden Entscheidungen zurückgeschreckt ist, die gefällt werden müssen, bevor sich ein Erfolg abzeichnen kann? Ist es dann aber nicht auch so, dass wir nur deshalb die Ersten wären, die in diese Bereiche vorstoßen, weil wir skrupelloser sind als alle anderen? Was für ein zweifelhafter Verdienst jedoch wäre das?

Nun, ich höre Dich förmlich sagen: ›Was schert mich,

was die anderen machen? Wenn ich darauf Rücksicht genommen hätte, wäre ich nirgendwo hingekommen, geschweige denn an die Schwelle zu einer solchen Entscheidung!«

Gut, meinethalben kann ich Dir darin recht geben. Lass uns davon absehen, was andere für Entscheidungen gefällt haben, lass uns behaupten, wir sind souverän genug, die Verantwortung selbst zu tragen. *Will* ich aber diese Verantwortung wirklich schultern?

Das ist eine Frage, über die ich in den vergangenen Nächten viel nachgedacht habe. Ich habe mir noch einmal durch den Kopf gehen lassen, was es bedeuten würde, wenn wir mit unserer Vermutung recht haben würden und es uns gelingen würde, in einer Entdeckung zu beweisen, dass unsere Hypothese wahr ist. Dann wäre in der Tat richtig, was Du sagst: Die Entdeckung käme einer Art kopernikanischer Revolution gleich. Das also ist der Gewinn, den wir erzielen könnten.

Was aber sind die Kosten? Haben wir eine Vorstellung von den Schmerzen, die wir zufügen müssen, um unsere Hypothese zu überprüfen? Haben wir eine Vorstellung davon, welche Auswirkungen ein solcher Eingriff auf die Person haben muss, die das Pech haben würde, uns sozusagen zum Opfer zu fallen? Wir haben nicht die geringste Vorstellung davon!

Wieder höre ich Dich: Das mag zwar bedauerlich



sein, und Dir täte auch leid, wer nun einmal diese Dinge zu ertragen hätte. Aber auch in diesem Punkte dürften wir uns von unserem Weg nicht abschrecken lassen. An genau diesem Punkt aber trennen sich unsere Wege, Leo, fürchte ich. Denn auch wenn ich mich noch überwinden könnte, die Augen gleichsam vor der Untat zu verschließen und sie dennoch zu begehen – allein die Vorstellung, für den Rest meines Lebens mit dem Gefühl herumlaufen zu müssen, diese Schuld auf mich geladen zu haben, schreckt mich ab.

Wie Du siehst, wähle ich als Argument, das mein Handeln schließlich bestimmt, ein rein egoistisches: Ich will das Schuldgefühl vermeiden. Ich könnte auch anders argumentieren, aber ich wähle diesen Grund, um mir von Dir nicht anhören zu müssen, dass ich zu jenen beklagenswerten Versagern gehöre, die vor einer großen Tat nur deshalb zurückschrecken, weil sie nicht die Größe besitzen, von *anderen* Menschen dafür Opfer zu verlangen. Lass es dahingestellt sein, wie recht Du mit dieser Einschätzung haben magst, beziehungsweise mit der Einstellung, Größe daran messen zu wollen, wie viele Opfer man von anderen verlangt. Was mich dazu bringt, mich letztlich gegen unser Projekt zu entscheiden, ist nicht das Mitleid mit anderen: Es ist das Mitleid *mit mir selbst* – beziehungsweise mit meinem zukünftigen Selbst, zu dem ich mich unweigerlich entwickeln müsste,

wenn wir auf dem Weg, den uns unser Projekt vorschreibt, weiter voranschreiten würden.«

Damit endete der Brief. Nachdenklich legte Lara das Blatt zurück auf einen Stapel älterer Schreiben und suchte Habichs Replik darauf heraus. Habich hatte nicht nur die Briefe, die er erhalten hatte, in den Kartons gesammelt, sondern auch seine eigenen Schreiben als Kopien jeweils dazugelegt. Es dauerte nicht lange, bis sie seine Antwort auf Borcherts Brief in den Händen hielt.

Lara überflog die Zeilen. Wider Erwarten quittierte Habich den Rückzieher des Freundes nicht mit einer Tirade voller Verachtung und Geringschätzung, sondern zeigte sich verständnisvoll und sprach Borchert gut zu. Offenbar war ihm daran gelegen, den anderen als Kompagnon in der gemeinsamen Sache nicht zu verlieren, auch wenn dem Arzt das Vorhaben deutlich zu weit zu gehen schien.

Lara sah die Schreiben der beiden Männer weiter durch. Es folgten mehrere Briefe aus den Wintermonaten '89/'90, in denen sie sich über Nebensächlichkeiten ausgetauscht hatten. Dann aber stieß Lara auf ein Schreiben Borcherts, das das Datum vom 25. Juli 1990 trug und bereits in den ersten Worten die Aufregung des Arztes verriet.

»Gestern Nacht, kurz vor dem Eingriff, haben wir telefoniert«, las sie. »Leo, ich weiß nicht, ob ich das Richtige getan habe. Ich wage nicht, daran zu denken. Manchmal kommt es mir so vor, als hätte ich nicht nur das Recht dazu gehabt, sondern die Pflicht! Als wäre es falsch gewesen, diese Gelegenheit ungenutzt verstreichen zu lassen, die so unverhofft und so plötzlich über mich hereingebrochen ist. Dann wieder peinigt mich die Vorstellung, dass die Nebenwirkungen schlimmere Ausmaße annehmen könnten, als ich es jemals für möglich gehalten habe. Wie soll ich ihm erklären, was ich getan habe? Wann? Und *was* soll ich sagen? Soll ich erst durch lange Erziehung in ihm ein Bewusstsein für die Schönheit der Forschung wecken? Jenen anscheinend unstillbaren Durst nach Fortschritt? Die Sucht nach dem Respekt und dem wohligen Schaudern, die sich einstellen können, wenn man Neuland betritt? Nach einem Gefühl, das die Seefahrer des achtzehnten Jahrhunderts bei der Entdeckung neuer Länder erlebt haben, das ihm aber bei der Entdeckung einer ganz neuen, sozusagen vom Kopf auf die Füße gestellten Welt zuteilwerden müsste?

Natürlich werde ich versuchen, die Sehnsucht nach diesem berauschenden Gefühl in ihm zu wecken. Nicht zuletzt auch das Bedürfnis nach dem Ruhm, den man – wenn man Glück hat – mit einer solchen, einmaligen Entdeckung einstreichen kann. Aber wird das

ausreichen? Wird es ausreichen, um ihm verständlich zu machen, was ich ihm angetan habe? Wenn alles gutgeht, wird es vielleicht keinen Widerstand, keinen Hass geben. Aber was, wenn nicht?

Keine Bange: Die Operation ist hervorragend geglückt. Nie in meinem Leben ist mir eine OP besser von der Hand gegangen. Aber wer weiß, wie lange der stabile Zustand anhält? Wird er sich auf unvorhersehbare Weise in den nächsten Tagen verschlechtern? In den nächsten Wochen? Oder bleibt das aus – alles verheilt –, in dem Moment aber, in dem ich das Implantat *anschießen* will, ergeben sich neue Komplikationen, die ich nicht zu steuern vermag? Dann wieder frage ich mich: Darf ich darauf verzichten, die Anlage jemals in Betrieb zu nehmen, nachdem ich sie jetzt doch implantiert habe?

Entschuldige, dass ich Dich mit diesen verwirrten, nutzlosen Fragen überschütte. In meinem Kopf dreht sich alles, wie Mühlsteine beinahe, im Kreis. Womöglich ist eine gewisse Übermüdung schuld daran, ich habe die halbe Nacht operiert, am Morgen jedoch, gequält von diesen Fragen, nicht einschlafen können.

Dass die Assistenzärzte etwas bemerkt haben können, glaube ich nicht. Es herrschte ein ziemliches Durcheinander im OP, keiner hatte damit gerechnet, dass ich mit ihm eintreffen würde. Sie ließen sich überreden,

mich operieren zu lassen, und waren durch dieses Abweichen vom normalen Plan derartig verwirrt, dass es keine Schwierigkeiten bereitet hat, im entscheidenden Moment den Einzigen, der hätte überschauen können, was ich tat, mit einer vordergründigen Bitte abzulenken. Das Implantat selbst hatte ich gerade noch rechtzeitig aus meinem Arbeitszimmer holen können, während er für die OP vorbereitet wurde – ebenso wie den kleinen Fotoapparat für die Aufnahmen, die ich beilege.

Jetzt also ist es eingepflanzt. Gott möge meiner Seele gnädig sein, möchte ich fast sagen. Oder seiner Seele? Wird es ihn in schreckliche Qualen stürzen? Wann soll ich beginnen, das Implantat in Betrieb zu nehmen? Noch während des Wachstums? Erst wenn es abgeschlossen ist? Letzteres würde ich meinen – aber ich hoffe, dass Du mir in diesen Fragen jetzt beistehen wirst. Denn, mein lieber Leo, das kann ich Dir nicht ersparen, ohne Dich hätte ich diesen Schritt niemals vollzogen.«

Lara wollte das Schreiben schon zurück in das Kuvert schieben, als sie bemerkte, dass sich in dem Umschlag auch einige Fotos befanden. Sie zog die Aufnahmen heraus. Es waren Farbbilder aus den achtziger Jahren, ein wenig ausgebleichen schon und doch eindeutig Abbildungen eines Operationssaals. Türkise, sterile Abdeckplanen waren darauf zu erkennen, chirurgische

Instrumente, im Hintergrund Überwachungsmonitore. Anstelle eines Operationstischs stand ein neurochirurgischer Operationsstuhl inmitten des Raumes, darauf saß ein Junge, der bereits für die OP vorbereitet worden war. Lara schätzte, dass er elf oder zwölf Jahre alt sein musste, auch wenn sein Gesicht nicht zu sehen war. Stattdessen war im Vordergrund sein Hinterkopf zu erkennen, in dem sich eine winzige Öffnung befand, die bis tief auf eine blutige Masse hinabreichte. An der Seite, von dem Weitwinkel verzerrt und angeschnitten, ragte das Gesicht eines Arztes in die Aufnahme hinein, der mit einer Hand vorsichtig eine kleine, in durchsichtiges Gummi gefasste Drahtspitze in die Schädelöffnung des Jungen einführte.

Lara blätterte weiter. Weitere Fotos des gleichen Vorgangs. Herangezoomt an den Schädel des Jungen. Das Drähtchen, das der Arzt in die Öffnung fädelt. Und schließlich, auf einer Aufnahme, auf der zu erkennen war, dass die Operation unmittelbar vorher abgeschlossen worden sein musste, das Gesicht des Jungen – eingefallen, müde, erschöpft und betäubt.

Das Gesicht eines Elfjährigen – aber unverkennbar: Karl.

*Aus: »Abschlussbericht der Urquardt-Kommission«, Anlage C: Briefwechsel zwischen Christian Borchert und Leonard Habich, Schreiben vom 26. Juli 1990, Borchert an Habich, S. 309*

»Ich habe den Anschluss der Elektrode so konzipiert, dass er in den nächsten Monaten komplett von der nachwachsenden Kopfhaut verdeckt werden wird. Wenn wir die Versuchsreihe mit ihm beginnen, wird es kein Problem sein, sie unter Narkose wieder zu öffnen und den Anschluss freizulegen.

Wir mussten seinen Radunfall als Chance ergreifen. Wann sonst hätte sich eine Gelegenheit ergeben, an das entscheidende Areal heranzukommen, ohne jemanden eigens dafür zu verletzen?

Wie soll ich es meinem Jungen erklären? Und wenn er sich weigert mitzumachen? Und wenn die Wirkung unerträglich ist?«

*Habich an Borchert, 4. August 1990*

»Das wird sie nicht sein. Wir können die Impulse doch nach Belieben steuern. Wir brauchen nichts zu überstürzen, Christian. Natürlich soll ihm kein Schaden aus der Sache entstehen. Wenn mich nicht alles täuscht, geht es ihm doch gut, oder? Ich bin sicher, er wird von Stolz erfüllt sein, wenn er erfährt, was Du getan hast.«

Karl schlug die Augen auf. Sein Blick fiel auf Lara, die im Schneidersitz auf einem Sessel neben dem Sofa saß, auf dem er eingeschlafen war. Sie war in einen Stapel Aufzeichnungen vertieft, den sie auf ihrem Schoß balancierte. Rings um sie herum waren weitere Blätter und Papiere ausgebreitet. Ihr Gesicht verriet die Konzentration, mit der sie sich in die Unterlagen vertieft hatte.

Karls Augen wanderten an ihr vorbei zu den großen Fenstern der Bibliothek. Davor begann langsam der Tag anzubrechen. In den Scheiben spiegelten sich noch die Bücherreihen und das Feuer, das im Kamin brannte. Er spürte ein leichtes Summen am Hinterkopf, dort wo der Verband an seinen Haaren ziepte. Doch er widerstand der Versuchung, nach dem Pflaster zu greifen. Es war sicher



das Beste, wenn er die Wunde in Ruhe ließ.

»Hallo.«

Er blickte zurück zu Lara. Sie hatte bemerkt, dass er aufgewacht war, und sah ihn an.

»Hallo.« Seine Stimme hörte sich rauh und brüchig an.

Einen Moment lang ruhte ihr Blick auf ihm. »Eigentlich hätten sie dich dabehalten wollen«, sagte sie schließlich, »vielleicht war es ein Fehler, auf der Entlassung zu bestehen.«

Karl winkelte einen Arm an und stützte sich auf den Ellbogen, um sich etwas hochzustemmen. »Nach dem, was passiert ist?« Es war zu anstrengend, er ließ sich wieder zurück auf das Sofa sinken, sprach aber weiter. »Als der Arzt mich fragte, ob ich mal am Kopf operiert worden bin –« Er brach ab, starrte an die Decke.

Lara stand auf, kam zu ihm ans Sofa und setzte sich neben ihn.

»Ja, ich bin mal am Kopf operiert worden«, sagte Karl und legte den Kopf auf die Seite, um sie besser sehen zu können.

Lara legte die Hand auf die Decke, mit der sie ihn zugedeckt hatte. »Ich weiß«, sagte sie leise. »Du hast es im Krankenhaus erwähnt, und du hast die ganze Fahrt hierher davon gesprochen.« Sie sah zum Feuer. »Es hat mich darauf gebracht, in Habichs Unterlagen nach einer

Korrespondenz mit deinem Vater zu suchen.«

Karl spürte, wie seine Lippe zitterte, aber er zwang sich, das Selbstmitleid herunterzuschlucken. Auch wenn er noch so geschwächt war, er würde sich diese Blöße nicht geben.

»Habich wusste Bescheid?« Er starrte sie an. Seit der Arzt im Krankenhaus ihn nach dem Implantat in seinem Kopf gefragt hatte, hatte er es geahnt. Aber er hatte es nicht für möglich gehalten. Es war alles zu viel auf einmal gewesen. Er hatte bis zu diesem Moment ja noch nicht einmal gewusst, dass er überhaupt ein Implantat im Kopf hatte! Alles, was er gewusst hatte, war, dass er nur einmal am Kopf operiert worden war. Nach seinem Fahrradunfall – und von seinem Vater. Wenn es also ein Implantat in seinem Kopf gab, dann konnte es nur bei dieser Operation hineingekommen sein.

Lara nickte, ohne zu antworten.

»Warum«, fragte er schließlich, »haben sie das gemacht? Warum haben sie mir diese verdammte Nadel ins Hirn gejagt?«

Lara antwortete nicht.

»Steht dazu nichts in den Briefen?«, stieß Karl hervor. Sie sah ihn an.

»Was?«, entfuhr es ihm. »Red endlich mit mir, Lara!« Gleichzeitig war ihm, als würde der Schmerz seinen Schädel durchstechen. Er stöhnte auf.

»Ich lass dir die Papiere hier.« Lara stand auf. »Es sind zum Teil Unterlagen, die in Habichs Schließfach waren.«

»In was für einem Schließfach?«

»Ich habe erst gestern davon erfahren, als ich begonnen habe, seine Bankangelegenheiten zu ordnen. Er wollte die Briefe wohl nicht im Haus haben, solange du da warst.«

Karl versuchte, in ihre Augen zu sehen, aber sie hatte sich zu den Fenstern gewandt.

»Am besten, du siehst dir die Aufzeichnungen selbst einmal an«, sagte sie leise. »Draußen wird es langsam hell. Ich muss dringend ins Bett. Ich habe die ganze Nacht hier gesessen.«

Karl blieb allein zurück. Er vertiefte sich in die Unterlagen, die Lara ihm dagelassen hatte. Seiten und Seiten und Seiten, bedeckt mit Habichs zierlicher, gestochen scharfer Handschrift sowie der Maschinenschrift seines Vaters. Erst verstand Karl nicht, was er las. Die Sätze machten für ihn keinen Sinn – ja einen Moment lang erwog er sogar die Möglichkeit, dass Habich und sein Vater einen bestimmten Code verwendet haben könnten, durch den die Texte an der Oberfläche zwar wirkten, als wären sie aus einfachen deutschen Sätzen gebildet, durch den ihr wahrer Sinn aber erst

decodiert werden musste, indem man den richtigen Interpretationsschlüssel dafür verwendete. Doch je länger Karl las, desto klarer wurde ihm, dass es einen solchen Interpretationsschlüssel nicht geben konnte, dass Habich und sein Vater nichts anderes gemeint haben konnten, als was in den Briefen stand. Und dann begriff er die ungeheuerliche Vermutung, die Habich aufgestellt und in diesen Papieren mit Borchert erörtert hatte.

Es war nicht die Vermutung, wir würden wie Gefangene in einer Höhle leben. Nicht die, ein Dämon würde uns täuschen. Nicht die, wir könnten unsere eigene Sprache missverstehen. Es war der nächste Schritt. Das vierte Gedankenexperiment, die vierte Verschwörungstheorie. Eine Theorie, die besagte, dass eine bestimmte Tatsache der Fall war – schon immer der Fall gewesen war, aber bisher noch von niemandem begriffen.

Die Tatsache, dass die Sprache keine Fähigkeit des Menschen ist, die er beherrscht – sondern ein eigenständiges Wesen, das ihn beherrscht.

*Aus: »Skeptizismus als Motor der Philosophie – Habich, Borchert, Janker und der Paradigmenwechsel zu Beginn des 21. Jahrhunderts«, Synthese 189, Sommer 2019, S. 346 f.*

»Leonard Habich war nicht der Erste, der sich über die Autonomie der Sprache Gedanken gemacht hat. Die Idee hatte bereits in den achtziger Jahren, als er mit ihr zu spielen begann, eine lange Tradition hinter sich. Der Erste, der in dieser Richtung gedacht hatte, war Friedrich Schlegel, der 1808 in einem Aufsatz die Sprache als ›lebendiges Gewebe‹ bezeichnet hatte. Eine Vorstellung, die von den Romantikern begeistert aufgenommen wurde und Wilhelm von Humboldt darauf brachte, den Begriff vom ›Organismus der Sprache‹ zu prägen. August Schleicher formulierte den Gedanken dann so: ›Die Sprachen sind Naturorganismen, die, ohne vom Willen des Menschen bestimmbar zu sein, entstanden, nach bestimmten Gesetzen wuchsen und sich entwickelten und wiederum altern und absterben; auch ihnen ist jene Reihe von Erscheinungen eigen, die man unter dem Namen

›Leben‹ zu verstehen pflegt.‹ Ganz ähnlich war Novalis von der Sprache als Lebewesen, als Organismus, als selbständiges Tier fasziniert: ›Gerade das Eigenthümliche der Sprache, daß sie sich bloß um sich selbst bekümmert, weiß keiner. Darum ist sie ein so wunderbares und fruchtbares Geheimniß (...) wer ein feines Gefühl ihrer Applicatur, ihres Takts, ihres musikalischen Geistes hat, wer in sich das zarte Wirken ihrer innern Natur vernimmt, und danach seine Zunge oder seine Hand bewegt, der wird ein Prophet sein (...) Wie, wenn ich aber reden müßte? und dieser Sprachtrieb zu sprechen das Kennzeichen der Eingebung der Sprache, der Wirksamkeit der Sprache in mir wäre?‹

Was Novalis in seiner dunklen, lyrischen Sprache nur anreißt, wird Heidegger später in seinem ›Satz vom Grund‹ dann so formulieren: ›Die Sprache spricht, nicht der Mensch. Der Mensch spricht nur, indem er geschickt der Sprache entspricht.‹

Doch was soll das heißen? Wie können wir uns das vorstellen – wenn es eben keine Metapher sein soll – sondern eine Tatsachenaussage?«

»Linguistik als Teil der Biologie«, las Karl vor.

Er und Lara hatten auf der Wiese unten am See eine

Decke in der Herbstsonne ausgebreitet und darauf Platz genommen. Karl hatte eines von Habichs Notizheften, die außer den Briefen in dem Schließfach gewesen waren, mitgenommen und begonnen, ihr ein wenig daraus vorzulesen.

»Das ist nichts Neues«, ließ sich Lara vernehmen.

Karl hatte fast sechzehn Stunden hintereinander geschlafen und fühlte sich deutlich erholt. Als ihm klargeworden war, was sein Vater ihm angetan hatte, dass er ihm während der Operation nach dem Radunfall eine Elektrode eingepflanzt hatte, die er mit Habich zu einem späteren Zeitpunkt an eine Steuerungseinheit anschließen wollte, hatte Karl das Gefühl gehabt, sich regelrecht übergeben zu müssen. Er hatte auf dem Sofa in der Bibliothek gelegen und kaum mehr gewagt, Luft zu holen. Dann jedoch hatte langsam der Trotz in ihm die Oberhand gewonnen. Habich war tot. Sein Vater ebenfalls. Er aber, Karl, hatte sie beide überlebt. Sie hatten mit ihm gemacht, was sie wollten, sie hatten ihn nicht um Erlaubnis gefragt. Sein Vater mochte sich noch so sehr Vorwürfe gemacht haben, in dem entscheidenden Moment war er nicht davor zurückgeschreckt und hatte Karl das Implantat eingesetzt. Jetzt aber waren sie tot, und er war derjenige, der Einzige, der zu Ende bringen konnte, was sie angefangen hatten. Er würde es sein, der

zu dem vordrang, zu dem durchdrang, was sie so besessen hatte, dass sie nicht davor zurückgeschreckt waren, ihn dafür zu operieren.

Als ihm das klargeworden war, war Karl aufgestanden und in sein Gästezimmer gegangen. Sein Kopf hatte ein wenig geschmerzt, aber der Arzt im Krankenhaus hatte ihm versichert, dass er im Prinzip durch das Implantat keinerlei Beschwerden haben dürfte, da er auch bisher beschwerdefrei damit gelebt habe. Bei Gelegenheit könnte man darüber nachdenken, es zu entfernen, aber es gäbe keinen Grund, das gleich jetzt zu tun.

Also hatte sich Karl ins Bett gelegt und war in einen tiefen und traumlosen Schlaf gesunken, aus dem er erst am nächsten Morgen erwacht war. Er war aufgestanden, hatte Lara im Frühstücksraum getroffen und ihr eröffnet, dass er in seinem Leben noch genug Zeit haben würde, um über das, was ihr Mann und sein Vater mit ihm angestellt hatten, nachzudenken. Jetzt aber würde ihm etwas anderes wichtiger sein: der Hypothese, der die beiden nachgejagt waren, auf den Grund zu gehen.

»Wir müssen uns die Sprache als Parasiten vorstellen«, las Karl aus Habichs Notizheft weiter vor. »Das wirft die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem parasitären



Organismus und seinem Wirt auf. Profitieren beide von der Beziehung? Schadet der Parasit dem Menschen? Nutzt er ihm? Ist es in Wahrheit keine parasitäre Beziehung, sondern eine Symbiose? Ist die Sprache ein Symbiont, also ein für die Menschen vorteilhafter Parasit?«

Er sah zu Lara. Sie hatte einen Grashalm ausgerissen und kaute darauf herum, die Augen auf den See gerichtet.

Karl schaute zurück ins Notizbuch. »Wenden wir das Begriffs-Instrumentarium der Parasitenforschung auf unsere Intuition an«, las er, »so kommen wir zu folgendem Ergebnis: Der Sprachparasit ist ein Ektoparasit, er lebt im Inneren seines Wirtes. Er ist zudem ein monoxener Parasit, es gibt ihn nur auf einer Art von Wirt. Und es ist ein obligater Parasitismus, denn er kann ohne den Wirt nicht leben. Außerdem ist es ein stationärer Parasitismus – der Parasit lebt sein gesamtes Leben im Wirt.« Er blätterte um und las weiter. »Ist die Sprache ohne den Menschen lebensfähig? Nein. Ist der Mensch ohne die Sprache lebensfähig? Ja. Profitiert der Mensch von der Sprache? Schwer zu sagen.«

Karl ließ das Büchlein sinken. »Profitiert der Mensch von der Sprache?«

Lara hatte sich auf den Rücken gelegt und schaute nachdenklich in den Himmel.

Karl überflog die nächsten Zeilen. »Ist der Mensch auch ohne Sprache *Mensch*? Schwer zu sagen. Sollten wir uns die Beziehung zwischen Mensch und Sprache lieber als die zwischen einem Sprachparasiten und seinem humanoiden Wirt vorstellen? Den Menschen, so wie wir ihn kennen, also als Ergebnis einer Koevolution von Sprachparasit und Wirt? Aber was ist mit den berühmten Findlingskindern wie Kaspar Hauser oder Nell, die ohne Sprache aufgewachsen sind? Sind sie keine Menschen? Oder aber müssen wir annehmen, dass die Koevolution bereits seit Jahrtausenden andauert, dass der Sprachparasit sozusagen fest in die Hardware des Menschen eingebaut ist – und somit auch in den Findlingskindern mit drinsteckt?«

Wieder schaute er zu Lara. Sie hatte die Arme hinter dem Kopf verschränkt und hörte ihm zu.

»Egal, wie wir die Beziehung beschreiben«, las Karl weiter, »*wenn* wir von einem Parasiten ausgehen, steht fest, dass der *Sprachursprung* der Befall des Menschen mit dem Parasiten war. Fraglich ist nur, was mit dem *Spracherwerb* ist. Wird jeder Mensch beim Spracherwerb von dem Parasiten befallen – oder ist der Parasit immer schon in ihm drin?«

Karl langte nach einer Wasserflasche, die Lara mitgebracht hatte, und trank einen Schluck, bevor er sich wieder in das Büchlein vertiefte. »Angenommen, es ist

eine symbiotische Beziehung, also eine, von der beide, die Sprache und ihr Wirt, profitieren. Dass die Sprache die Überlebenschancen des Menschen verbessert, ist klar. Was aber gibt der Mensch der Sprache? Ohne ihn würde sie nicht existieren? Siehe Kortlandt und die Leiden theory of language evolution, wo argumentiert wird, dass Sprechen und Hören die männlichen beziehungsweise weiblichen Sexualorgane des Sprachparasiten sind.«

Karl atmete hörbar durch die Nase aus. »Wow.«

Lara drehte ihm den Kopf zu. »Wie soll ich das verstehen? Also wenn du etwas sagst, dann – was?«

»Dann, ja ... also dann schläft mein Sprachparasit mit dir, oder?« Karl sah sie mit undurchdringlichem Gesicht an.

»Mit mir? Mit meinem Sprachparasiten, meinst du«, entgegnete sie.

»Mit deinem Sprachparasiten, richtig. Oder mit deinem Sprachsymbionten, je nachdem. Noch ist ja offen, ob es eine parasitäre oder eine symbiotische Beziehung ist, also ob der Parasit dem Wirt schadet oder nicht.«

»Okay.« Lara runzelte die Stirn. »Also: Wenn ich zum Beispiel sage, ›Heute ist ein schöner Tag‹ – was passiert dann genau? Will ich, dass du glaubst, dass ich glaube, dass heute ein schöner Tag ist? Nein. Mein Sprachparasit will, dass dein Sprachparasit etwas glaubt.

Das kann nicht sein, oder? Dann müsste er ja selbst über einen Sprachparasiten verfügen. Also was? Will er mit deinem Sprachparasiten schlafen? Ist das gemeint, wenn es heißt, dass er sich mit deinem Sprachparasiten fortpflanzt, wenn ich dir was sage?»

»Ich weiß nicht.« Karl sah sie an. »Und was macht meiner, wenn ich das sage? Also wenn ich ›Ich weiß nicht?‹ sage.«

»Er pflanzt sich mit meinem fort«, entgegnete sie und hielt seinem Blick stand.

»Sagst du das – oder dein Parasit?«

»Mein Parasit, natürlich.«

»Während wir reden, treiben sie es die ganze Zeit miteinander.«

»Ja. Spürst du es nicht?« Ihre Augen blinkten ihn an.

Karl musste regelrecht Luft holen, um nicht auf der Decke über sie herzufallen.

Eine Zeitlang lagen sie nebeneinander und starrten zum See. Karl brach als Erster das Schweigen. »Kennst du diese Urban Legend von der Frau, die in den Dschungel reist?«

Lara zog fragend die Augenbrauen hoch.

»Die Frau schläft auf einer Lichtung im Dschungel ein«, sagte Karl, »direkt neben einem schönen, kleinen Teich. Als sie aufwacht, spürt sie ein leises Krabbeln an

ihrer Wange, wischt dorthin – und siehe da, eine Spinne klettert an ihrem Hals herunter und verschwindet im Gras. Na ja, die Frau ist nicht gerade spinnenlieb und hat sich ein wenig erschrocken – aber es ist ja nichts weiter passiert.«

»Gott sei Dank.«

»Eben. Ein paar Tage später fährt sie wieder zurück nach Deutschland, alles bestens. Bis sie eine Woche darauf Kopfschmerzen bekommt, die sich auch mit den stärksten Mitteln nicht bekämpfen lassen und immer schlimmer werden.«

»Mmh.«

»Sie geht zum Arzt, es werden Tests gemacht, aber die Experten sind ratlos. Dabei wird es für die Frau immer schlimmer. Sie hat Probleme beim Sehen, der Schmerz im Kopf ist zu einem rasenden Hämmern angeschwollen. Schließlich wird sie geröntgt, und man stellt einen dunklen Fleck in ihrem Gehirn fest. Ein Tumor scheint es nicht zu sein. Keiner kann sich erklären, was es ist. Da es der Frau rapide schlechter geht, entschließt man sich zu einer Notoperation. Die Frau wird betäubt, ihr Schädel wird an der Stelle über dem Schatten aufgebohrt – und in dem Moment, in dem die Schädeldecke durchbohrt ist ... krabbeln Hunderte kleine, weiße Spinnen aus dem Loch hervor.« Karl stülpte die Lippen nach innen. »Mama Spinne war durch

das Ohr der Frau gekrochen und hatte ein paar Eier in ihrem Gehirn abgelegt.«

»Sehr schön.« Lara winkelte die Beine an und schlug sie übereinander. »Der Sprachparasit wäre also eine Art Spinne im Kopf.«

»Sieht so aus, oder? Wobei das Tolle daran ist, dass jeder von uns so ein Monster im Hirn sitzen hat – wenn man Habich Glauben schenken kann.«

»Und warum hat man es noch auf keiner Röntgenaufnahme gesehen?«

Da hatte sie natürlich recht. »Vielleicht weil wir gar kein menschliches Hirn *ohne* Parasiten kennen. Beziehungsweise doch – es gibt ja Aphasiker, die nicht sprechen können –«

»Aber deren Hirn sieht auch echt anders aus«, unterbrach Lara ihn.

Karl überlegte. »Bei uns Menschen eingezogen ist er also im Augenblick des Sprachursprungs. Und wir nehmen ihn nicht wahr, weil wir uns ein Gehirn ohne Sprachparasiten nicht richtig vorstellen können.«

»Wir könnten ohne ihn gar nicht denken.«

»Kann man nur sprachlich denken? Das habe ich mich schon öfter gefragt. Aber ich glaube, so stimmt das auch wieder nicht.« Karl ballte die Hand zur Faust und streckte den Daumen. »Erstens: Tiere können doch denken, oder? Ich meine, es sind schon mentale Abläufe

im Kopf der Katze, die sie befähigen, einer Maus so hinterherzulaufen, dass sie sie erlegen kann. Auch wenn die Katze keine Sprache spricht.« Er streckte den Zeigefinger neben den Daumen. »Zweitens: Wenn wir zum Beispiel Billard spielen. Das sind doch auch mentale Abläufe, wenn wir überlegen, wo wir die Kugel treffen müssen. Aber es ist nichts Sprachliches, was da in unserem Kopf abläuft.«

»Na schön«, sagte Lara, rollte sich auf die Seite und sah zu ihm. »Es sitzt also diese Spinne in unser aller Köpfe – und macht was? Steuert, was wir denken? Flüstert uns ein, was wir sagen? Sie ist es, die auch jetzt gerade durch uns spricht?«

»Hm.« Karl ließ die Hand sinken und schaute auf den See, um sich von Laras Anblick nicht ablenken zu lassen. »Also noch mal von vorne. Wir verschaffen uns sprachlich über uns selbst Klarheit – aber gerade die Sprache soll nun ein von uns zu unterscheidendes Wesen sein. Das ist natürlich eine ziemliche Verrenkung – aber wenn es nicht so wäre, wären die Leute vielleicht schon viel früher darauf gekommen. Jedenfalls lassen sich einige Phänomene tatsächlich ganz gut erklären, wenn wir so ein Sprachwesen annehmen.«

»So, findest du.« Lara lächelte.

»Nimm zum Beispiel das Gefühl, dass uns die Sprache nicht gehorcht«, erwiderte Karl. »Wir können

nicht sagen, was wir wollen. Wir müssen uns den Regeln der Sprache beugen, wenn wir uns verständlich machen wollen. Geht man weiter, kann man sagen: Wir gehorchen der Sprache. Unser ganzes Leben ist determiniert von sprachlich vermittelten Zwängen. Das ist ja eine Intuition, die relativ weitverbreitet ist. Was noch? Dann gibt es noch die innere Stimme. Man muss doch nicht schizophren sein, um eine solche Stimme in sich wahrzunehmen. Am deutlichsten tritt sie zutage, wenn man versucht, sie zum Verstummen zu bringen – was ja das Ziel einer ganzen Reihe von Meditationstechniken ist.«

Er sah sie an.

Lara presste übertrieben bemüht die Lippen aufeinander. Was für eine bezaubernde Frau, dachte Karl – und im selben Moment: Das war sie, die Stimme! »Ich sollte es auch versuchen«, hörte er sich zu sich selbst sagen. »Nichts zu denken – die Stimme zum Schweigen zu bringen.«

Für einen Augenblick vernahm er so etwas wie ein dumpfes Rauschen – dann meldete sich die Stimme schon wieder: »Ich muss noch das Notizbüchlein zu Ende lesen.« Er schnaufte. »Wie lange hatte ich eigentlich keinen Sex? Ich will nichts denken! Wie soll das gehen – nichts denken? Also das ist der Sprachparasit. Hallo Parasit, schön, Sie kennenzulernen.



Na, wie geht es Ihnen da oben denn so? Haben Sie sich schön bei mir eingenistet? Sagen Sie mal, können Sie nicht mal den Mund halten? Hä? Na also. Es geht doch – aber jetzt reden Sie ja *schon* wieder!«

Karl hörte, wie Lara laut neben ihm ausatmete. »Das Reden nimmt ja gar kein Ende«, sagte sie.

Karl sah zu ihr, froh, dass die Worte wieder von außen kamen. Lara hatte sich auf den Bauch gelegt und ihr Kinn in die Hände gestützt. »Was ist? Glaubst du, an Leos Idee ist etwas dran? Und dieses Wesen existiert wirklich?«

Karl überlegte kurz, bevor er antwortete. »Lass uns die Frage, ob es wirklich existiert, doch mal zurückstellen. Und stattdessen fragen, ob wir es uns überhaupt kohärent *vorstellen* können.«

»Als Spinne im Kopf?«

»Die Spinne ist natürlich nur eine Metapher, um dem Wesen einen Körper zu geben. Weiter vorne im Notizheft bin ich auf eine andere Metapher gestoßen. Habich erwähnt die Leiden Sprachtheorie und dass sie die Sprache mit einem Ameisenvolk vergleicht. Er selbst spricht von einem Heuschreckenschwarm.«

»Im Kopf?«

»Nimm zum Beispiel die Idee von der Existenz eines Sprachwesens. Einmal gehört, geht sie einem nicht mehr aus dem Kopf. Habichs Heuschreckenschwarm hat in

unserem Kopf die Heuschrecke ›Es gibt ein Sprachwesen im Kopf‹ gezeugt.«

»Womit wir wieder bei den Sex-Organen wären.«

»Genau. Oder ›abgelegt‹, das ist vielleicht passender. Wenn ich also jemandem erzähle, ›das Sprachwesen ähnelt einem Heuschreckenschwarm‹, dann legt mein Heuschreckenschwarm eine einzelne Heuschrecke, die Idee vom Sprachwesen als Heuschreckenschwarm, in seinem Kopf ab.«

Lara stöhnte auf und griff sich ins Haar. »Langsam fängt mein Kopf an zu kribbeln.«

Karl grinste. »Spürt man richtig, oder?, wenn man mal drauf achtet, wie die Heuschrecken einem durchs Gehirn krabbeln. Wobei man aber nicht glauben soll, dass das ganze Gehirn sozusagen der Heuschreckenschwarm ist. Nein, dieser Parasit hat es *befallen*, und das Geräusch, das man auch hören kann, wenn sich ein Heuschreckenschwarm nähert, dieses Rascheln, Knistern – das ist die innere Stimme. Oder? So gesehen ist die Stimme des Sprachparasiten das Geräusch, das alle Heuschrecken gemeinsam erzeugen.«

»Also kann man nicht mit ihm reden.«

Karl sah sie an. »Wohl nicht, oder? Dafür müsste ich – als der Teil von mir, den er befallen hat – ja *auch* sprechen können – also auch *ohne* ihn sprechen können. Das wäre ein Widerspruch.«

Lara lauschte in sich hinein. »Mein Denken ist also so etwas wie das Geraschel eines heuschreckenschwarmartigen Sprachparasiten. Das sage ich mir – scheint es. In Wahrheit aber ist es der Sprachparasit, der es mir sagt!«

Karl lachte. »Er kann einem ganz schön zusetzen, was?« Und plötzlich fiel ihm etwas ein, von dem er spürte, dass es ihn beunruhigte, auch wenn er noch nicht genau wusste, weshalb. »Was glaubst du? Ist es Zufall, dass Habich gestorben ist, ausgerechnet jetzt, wo er gehofft hat, kurz davorzustehen, seine Theorie endlich beweisen zu können?«

»Vielleicht.«

Karl setzte sich auf. Langsam nahm Gestalt an, was zuerst nur ein diffuser Einfall gewesen war. »Ist es nicht sehr viel wahrscheinlicher, dass ihm diese Vorstellung von einem Sprachwesen, die uns jetzt gerade mal einen Tag lang beschäftigt, mit der er sich aber seit was weiß ich wie vielen Jahren schon herumgeschlagen hat, dass sie ihm regelrecht über den Kopf gewachsen ist?«

»Du meinst, die *Vorstellung* hat ihn getötet?« Lara setzte sich ebenfalls auf und sah ihn ungläubig an.

»Sie hat ihn verrückt gemacht«, sagte Karl. »Das wäre die eine Erklärung.«

»Und die andere?«

»Dass sich der Parasit gewehrt hat. Gewehrt dagegen,

entdeckt zu werden.«

**R**ings um ihn herum herrschte Dunkelheit. Karl lag in seinem Bett im Gästezimmer. Er war noch immer nicht ganz wiederhergestellt. Ab und zu musste er daran denken, dass die Elektrode nach wie vor in seinem Kopf saß. Aber das war es nicht, was ihm zu schaffen machte.

Vier Tage waren vergangen, seitdem er in Habichs Unterlagen zum ersten Mal geblättert hatte. Vier Tage, in denen Habichs Ideen und Vorstellungen seinen Kopf wie ein dumpfes Brausen erfüllt hatten. Wie ein Heuschreckenschwarm?

Er konnte nicht schlafen. »Ich muss aufpassen, dass sich meine Gedanken nicht verwirren«, sagte er sich.

Sagte ich mir gerade, dass ich mir das sagte?, hörte er sich sprechen.

Er krümmte sich ein wenig unter der Decke zusammen. Hörte er das? Sagte er das?

Oder sprach es *mit* ihm?

Für einen Augenblick flammte in ihm der Wunsch auf, sie aus sich herauszuschneiden, die Stimme, die immer lauter, immer durchdringender zu werden schien.

Rausschneiden. *Rausschneiden.*

Als ob er sich verbrannt hätte, fuhr er hoch. Es regte sich in ihm. Das war der Parasit! Das war keine Redensart, kein Hilfsbild – das war ein Tier. Er sprach zu ihm. Mit ihm. In ihm.

In ihm, zu ihm.

Als hörte er ihn lachen.

Es war wie ein Strudel, in den Karl stürzte. Mit einem Mal fühlte er sich, als würde eine fremde Macht an unsichtbaren, unbegreiflichen Fäden seine Gedanken ziehen und zappeln lassen, Gedanken, die er stets für etwas gehalten hatte, das ihm zu seiner Verfügung stand.

Wenn er sich auch nur ein bisschen darauf konzentrierte, war dann nicht offensichtlich, dass dem nicht so war? Dass er nicht Herr seiner Gedanken war? Konnte er denn denken, was er wollte? Konnte er jetzt an Tamara denken?

---

Er konnte sich vielleicht einen Augenblick lang zwingen, an sie zu denken, und gegen das stemmen, was sozusagen in ihm denken wollte, in ihm gedacht werden wollte. Aber dann war es, als schlugen die Wogen der fremden Macht wieder über ihm zusammen, und die anderen Gedanken strömten unaufhaltsam auf ihn zu.

Hatte Habich ihm das nicht gezeigt? Dass es eine Illusion war, zu glauben, man könnte entscheiden, was man denken will? Machte das nicht erst Sinn, wenn man

begriff, dass die Sprache ihren *eigenen* Willen hatte, was sie als eigenständiges Wesen ja gerade auszeichnete? Waren Spracherwerb und Sprachursprung nicht plötzlich glasklar verständlich, wenn man die Sprache als Wesen begriff – mit eigenem Willen, eigenem Leben, eigenem Körper?

Karl versuchte, sich aufzurichten. Er *musste* sie zum Verstummen bringen, die innere Stimme, aber je mehr er sich anstrengte, desto kräftiger schien sie zu werden.

Er wollte mit mir die Existenz des Wesens nachweisen, sagte sie ...

»Mit mir?«, fauchte Karl. »Wer ist das ›mir‹ in dem Fall? Du, ich?«

Gleichzeitig durchfuhr ihn das Bewusstsein, dass er ja auch *das* nicht gesagt haben konnte, wenn sein Sprechen nicht von *ihm*, sondern die Sprache ein eigenständiges Wesen war. Er spürte, wie er innerlich gleichsam ins Rutschen kam, als liefen seine Gedanken, die ihm nicht länger gehörten, auf Schienen im Kreis.

»Ahhhh!«, schrie er, als könnte er so den Strudel in seinem Kopf anhalten, riss die Hände zu den Schläfen und presste sie zusammen.

Den Tag über hatte er gescherzt, aber jetzt war ihm, als würde sie ihn übermannen, als hätte sie ihn an der Gurgel: die Vorstellung von dem Parasiten – der Parasit

selbst. Er glaubte zu spüren, wie er ihm die Kraft aus dem Körper saugte, wie er ihn überwucherte, wie er Spaß daran zu haben schien, ihm, dem Restmenschen, dem humanoiden Wirt, zu beweisen, dass *er*, der Parasit, der Herr im Haus war.



Weißt du, ich will es nicht ewig wiederholen. Aber ich kann mir nicht ernsthaft vorstellen, dass es ein solches Wesen wirklich gibt. Wenn ich auch nur einen Moment lang versuche, klar zu denken, schreit alles in mir, dass das Unsinn ist. Eine verquere, ja unnütze Vorstellung, die nichts anderes bringt als endlose, zähe Verwirrung. Und doch: Wenn ich sozusagen die Zügel ein wenig locker lasse, nicht ganz so bedacht darauf bin, jeden meiner gedanklichen Schritte zu überwachen, dann ertappe ich mich bei der Feststellung, dass die Idee mich intuitiv durchaus anspricht.«

Karl schaute Lara an. Er hatte den ganzen Tag lang über Habichs Notizen gebrütet. Inzwischen war es Abend geworden, und sie saßen vor dem Feuer in der Bibliothek.

»Ist es nicht so, dass unser Denken geprägt ist von den Begriffsschemata, die ihm zugrunde liegen?«, meinte er. »Andere Kulturen verfügen über andere Begriffsschemata, ja andere Sprachen deuten bereits auf andere Begriffsschemata hin.«

»Ja, so sagt man«, sagte Lara und schloss beide Hände

um eine durchsichtige Teetasse, die ruhig vor sich hindampfte.

»Ein Begriffsschema ist also eine Art Fassung, in der unser Denken ruht, richtig?«, fuhr Karl fort. »Im Fall einer westlichen Prägung handelt es sich vielleicht um ein materialistisches, liberales, aufgeklärtes Weltbild, et cetera, darüber will ich jetzt gar nicht sprechen. Worum es mir geht, ist, dass dieses Begriffsschema ja nicht von Anfang an in einem Menschen implementiert ist. Er wächst vielmehr in es hinein, es wird ihm durch Umfeld, Erziehung und so weiter vermittelt. Je nachdem, wo er aufwächst, hat er ein anderes Begriffsschema. Siehe Eskimos versus – was weiß ich – Menschen in einem afrikanischen Urwalddorf.«

»Okay. Weiter.« In Laras Stimme schwang eine Spur Ungeduld.

»Das alles ist natürlich trivial«, beeilte sich Karl zu sagen. »Der Punkt ist, dass so ein Begriffsschema durch und durch sprachlich realisiert ist. Und wenn wir unser Begriffsschema betrachten, stellen wir fest, dass die Vorstellung, die Sprache könnte ein von uns unabhängiger, selbständiger Parasit sein, darin keinen Platz hat.« Er machte eine Pause.

Lara sah ihn an. »Und was sagt uns das über das Wesen, um das es uns geht, wenn es denn existiert?«

»Es sagt uns, dass es sich perfekt hinter dem

Begriffsschema *versteckt*, das es in uns aufgezogen hat«, lancierte Karl seine Pointe. »Natürlich hätte die Sprache uns auch ein Begriffsschema vermitteln können, in dem sie ihren Platz als eigenständiges Wesen gehabt hätte. Stattdessen aber hat sie uns eines vermittelt, in dem das so etwas wie ein Skandalon, ein Ding der Unmöglichkeit ist.« Er holte Luft. »Was aber kann es für einen besseren Hinweis darauf geben, dass es ein *Kampf* ist zwischen uns und ihr, als dass sie mit hinterhältigen Tricks arbeitet, denen wir hilflos, oder beinahe hilflos ausgeliefert sind.«

Er sah, wie Lara sich die Sache durch den Kopf gehen ließ, während sie an ihrem Tee nippte.

»Habt ihr ›Alice im Wunderland‹ hier?« Karl sah zu den Regalen und ließ den Blick über die Buchrücken wandern.

Lara stellte die Tasse auf den Tisch, stand auf und ging zu dem Bücherbord, in dem die Klassiker des 19. und 20. Jahrhunderts untergebracht waren. Nach ein wenig Suchen zog sie ein kleines, zerfleddertes Taschenbuch daraus hervor, kehrte damit zum Tisch zurück und reichte es Karl.

»Hier.«

»Danke.« Karl blätterte zu der Stelle, die er gesucht hatte. »Pass auf. ›When I use a word‹, Humpty Dumpty said, in a rather scornful tone«, las er vor, »›it means just

what I choose it to mean, neither more nor less.< ›The question is<, said Alice, ›whether you can make words mean so many different things.< ›The question is<, said Humpty Dumpty, ›which is to be master – that’s all.<<

Karl blickte auf. »›The question is: which is to be master!< Darum geht’s.<<

Lara hatte sich wieder hingesetzt und lächelte ihn an. »Hast du jetzt schon den Kampf mit dem Parasiten aufgenommen, oder was?<<

Karl bemerkte, dass er tatsächlich ganz aufgeregt war. »Du machst dich darüber lustig, aber es stimmt doch. Die Frage ist, wer sozusagen am Steuerknüppel des Bewusstseins sitzt. Ich? Oder die Sprache? Intuitiv würde man sagen: Ich als sprachliches Wesen. Und genau darin zeigt sich ja, dass hier *zwei* Kapitäne an Bord sind. Zum einen die Sprache – und dass sie zumindest teilweise meiner Macht entzogen ist, daran besteht ja gar kein Zweifel. Und zum anderen eben ich. Wenn man es aber so sieht<<, seine Augen funkelten, »bekommt die Frage, ob sie ein Symbiont ist, also ein kooperativer, helfender Mitbewohner, oder ein Parasit, noch eine ganz andere Dimension – wird sozusagen zu einer taktischen, ja im Prinzip militärischen Frage.<<

Lara lehnte sich auf dem Sofa zurück und lachte. »Zu einer militärischen Frage? Bist du dir sicher?<<

Karl warf das Taschenbuch auf den Tisch neben die

Teetasse. »Ich bin mir sicher, dass Habich den Kampf gegen die Sprache aufgenommen hatte – auch wenn es vielleicht der reine Wahnsinn war. Sonst hätten er und mein Vater mir doch niemals die Elektrode ins Hirn gepflanzt. Sie träumten nicht nur davon, es zu entdecken, sondern auch davon, die Herrschaftsverhältnisse umzudrehen, verstehst du? Das war ja gerade der Sinn des Implantats: Die elektrischen Impulse sollten dem Wesen zusetzen, es in seiner Herrschaft über den Wirt einschränken. Nachdem mein Vater jedoch verunglückt war, musste Habich den Kampf allein weiterführen. Und er beschloss, ihn sozusagen in sich selbst auszufechten. Kann sein, dass ihn dieser Kampf in den Tod getrieben hat, weil es einfach ein so selbstzerstörerisches Unterfangen ist, dass es in den Tod führt. Kann aber auch sein, dass sich die Sprache dagegen gewehrt hat, hinter dem Begriffsschema, hinter dem sie sich verschanzt und verbarrikadiert hat, *hervorgezogen* zu werden. So gesehen ist es ja immer eins: Die *Entdeckung* des Sprachwesens ist immer zugleich auch ein *Kampf* dagegen.« Karls Stimme wurde immer eindringlicher. »Deshalb hat es sich dagegen gewehrt, von Habich entblößt zu werden, verstehst du? Entblößt als das, was uns knechtet. Hat die Sprache womöglich also ihren Entdecker auf dem Gewissen – indem sie ihn verführt hat, indem sie dafür gesorgt hat, dass er sein Herz zum

Stillstand gebracht hat?«

Lara stand auf, um sich aus der Teekanne, die auf dem Beistelltisch stand, nachzuschicken. »Moment, nicht so schnell, Karl. Verführt? Wieso denn verführt?«

Karl spürte, wie ihm die eigene Aufregung zusetzte, aber er achtete nicht darauf. »Als ich – ich weiß, du kannst dir das nur schwer vorstellen, aber hör erst mal zu ... Als ich bei meinem ersten Selbstversuch sozusagen zu meinem Herzen gelangt bin, wie kann das denn passiert sein?«

Lara stellte die Teekanne zurück und sah ihn ratlos an.

»Ich muss mir mein Herz vorgestellt haben, richtig? So wie du dir dein Herz vorstellen kannst. Du kannst daran denken, dich in Gedanken sozusagen in es hineinversetzen.«

»Ja, und?«

»Damit du es dir vorstellen kannst, musst du die Vorstellung aber *aufrufen*. Du musst das Wort als Ruf benutzen, um es dir vorstellen zu können. Muss es also nicht die Sprache gewesen sein, die mich geführt hat, als ich in mein Herz sozusagen hineingetaucht bin?«

Lara kniff die Augen zusammen.

Aber Karl wollte ihren skeptischen Gesichtsausdruck nicht wahrhaben. »Noch mal: Im Grunde genommen, kann ich mir den Parasiten auch nicht vorstellen. Oder besser gesagt: Ich kann nicht wirklich glauben, dass es

ihn gibt, *vorstellen* kann ich ihn mir sehr wohl. Und zwar so plastisch, dass die Vorstellung mit jedem Mal, dass ich zu ihr zurückfinde, an Plastizität gewinnt.« Er senkte die Stimme, wohl merkend, wie ihm das, was er sagte, immer flüssiger, immer drängender aus dem Mund kam – so, schoss es ihm durch den Kopf, als würde es in ihm sprechen. »Es ist die Vorstellung von einem Feind, der Gestalt annimmt – einem Feind, der in uns steckt, der wie ein Meister mich, den Hampelmann, an Strippen zieht, der mir immer im Nacken hockt, so dass ich ihn nie sehen kann, so oft, schnell und heftig ich mich auch umdrehe.«

Er sprang auf, wie um sich als Lenker seiner Gedanken zu behaupten, machte einen Satz auf Lara zu und ergriff ihre Hand. »Muss es nicht der Sprachdämon sein, der mir auch jetzt das Wort führt?«

Sie drückte, von Karls plötzlicher heftiger Bewegung überrascht, seine Hand, wollte etwas sagen, aber er ließ sie nicht zu Wort kommen.

»Was ist es diesmal, was ihn antreibt? Wieso drängt er mich, zu überlegen, wie man ihm beikommen kann? Müsste er sich nicht davor *schützen*, wenn stimmt, was ich gesagt habe? Müsste es nicht einem Eigentor gleichkommen, wenn er sich auf die Schliche kommt? Oder ist auch das nur wieder ein neuer, ein teuflischer Trick, den er im Schilde führt?«

Karl sog Laras Duft ein, spürte zugleich, wie ihre Nähe seine Gedanken nur noch mehr verwirrte, so dass er kaum mehr mitbekam, wie er auch ihre andere Hand ergriff und hervorstieß: »Hilf mir, Lara, das Vieh auszurotten, bevor es mich mit sich gerissen hat.«



*Aus: »Abschlussbericht der Urquardt-Kommission«, Anlage F, Aussage von Professor Dr. Jörn Forkenbeck, S. 108 ff.*

*»Vorsitzender:* Sie waren als Student, das haben Sie mehrfach bestätigt, mit Leonard Habich und Christian Borchert befreundet –

*Forkenbeck:* Aber das waren Rabinowitz und Bachmann auch, Habich und Borchert waren ein faszinierendes Gespann.

*Vorsitzender:* Das glaube ich gern, Herr Forkenbeck, das glaube ich gern. Was wir jedoch nicht nur glauben, sondern wissen müssen, ist, inwieweit Ihnen bekannt war, was Habich und Borchert senior Ende der achtziger Jahre –

*Forkenbeck:* Da waren wir schon längst keine Studenten mehr.

*Vorsitzender:* Was Habich und Borchert zu diesem Zeitpunkt für eine Theorie entwickelt –

*Forkenbeck:* Hören Sie, ich habe keine Ahnung, was die beiden damals vorhatten. Müssen Sie das auf Video

aufnehmen?

*Vorsitzender:* Ja, das müssen wir.

*Forkenbeck:* Können Sie nicht – oh, gut, machen Sie doch, was Sie für richtig halten. Ich kann Ihnen nur so viel sagen: Dass Borchert seinem Sohn das Implantat eingesetzt hat, ist etwas, was ich niemals begreifen werde. Aber es passt zu der Stimmung, in der sich Habich und Borchert immer befunden haben. Das war ja auch das Faszinierende an ihnen. Sie waren nicht nur selbst davon überzeugt, an etwas Großem dran zu sein – sie strahlten das auch aus. Man nahm es ihnen ab. Ohne dass sie viel darüber hätten reden müssen. Ich weiß nicht, woran es lag, vielleicht an Christian, er war ja später auch ein Arzt, dem man sich bedingungslos anvertraute.

*Vorsitzender:* Sie wussten also nicht, was die beiden vorhatten?

*Forkenbeck:* Nein, herrje! Die Theorie vom Sprachwesen? Gestern Nacht, als ich die Papiere durchgesehen habe, die Sie, Herr Vorsitzender, mir nach unserem ersten Gespräch überlassen haben, habe ich zum ersten Mal davon erfahren. Aber es ergibt Sinn! Vieles von dem, was mir bisher unklar war – Habichs Verhalten, Andeutungen, die er gemacht hat –, wird dadurch verständlich. Ich bin sicher, dass *er* derjenige war, der die Theorie entwickelt hat. Habich. Aber er wollte ihr auch auf den Grund gehen – und dafür

brauchte er Christian, den Arzt. Uns anderen hat er nie etwas davon erzählt. Wozu auch – er brauchte uns ja nicht dafür!

*Vorsitzender:* Andeutungen, was für Andeutungen?

*Forkenbeck:* Wovon Habich sprach, war das, was er den Durchbruch nannte – und damit kann er nur den Moment gemeint haben, an dem es ihm gelingen würde, diese Theorie zu *belegen*. Genau deshalb kam Borchert ins Spiel, also Christian, der *alte* Borchert. Er war als Arzt dazu in der Lage, dorthin vorzustößen, wo sich das Wesen ja aufhalten musste, im Kopf. Das stand ja von Anfang an fest: Wenn es wirklich ein Sprachwesen gab, konnte es nur – auf welche Weise auch immer – im Gehirn lokalisiert sein. Um also die Existenz des Parasiten nachzuweisen, musste er im Gehirn aufgespürt werden.

*Vorsitzender:* Aber was hatte das mit Borchert junior, mit Karl zu tun?

*Forkenbeck:* Nun, liegt das nicht auf der Hand? Natürlich konnten Leo und Christian nicht einfach einen Kopf aufbohren und das Sprachwesen herausholen. Die Verschränkung des Parasiten mit seinem Wirt musste grundlegender sein. Sie konnten auch keinen Toten sezieren, denn das war schon oft geschehen, ohne dass jemals ein Sprachwesen dabei herauspräpariert worden wäre. Nein, es gab keinen anderen Weg, als dort

anzugreifen, wo sich psychologisches Erleben und physikalisches Geschehen berühren. Dass sie das dann über den Einsatz einer Elektrode versucht haben, verwundert mich nicht, denn zu diesem Zeitpunkt, Ende der Achtziger, war man, soviel ich weiß, durchaus schon dabei, erste Erfahrungen mit Implantaten zu sammeln.

*Vorsitzender:* Sie meinen also, dass Christian Borchert seinem Sohn Karl das Implantat eingesetzt hat, weil er und Habich hofften, auf diese Weise, dem ... nun ja, dem Sprachwesen näher kommen zu können.

*Forkenbeck:* Sie wollten seiner habhaft werden – und es letztlich auch besiegen, das ist doch sonnenklar! Typisch Habich, würde ich sagen. Da kannte er nichts. Wie genau sie sich das vorgestellt haben, lässt sich auf die Schnelle nicht so ohne weiteres aus ihren Aufzeichnungen herauslesen. Aber es ging ihnen um die Korrelation von Gehirnzustand und subjektivem Eindruck. Sie mussten einerseits von außen mit der Elektrode dem Sprachwesen sozusagen auf den Pelz rücken – und andererseits von innen, durch die korrelierte subjektive Wahrnehmung des Probanden, dessen Wesen sie attackierten, gesagt bekommen, was sich dabei änderte – also ob es ihnen gelang, die Sprache zu beeinträchtigen, der Sprache beizukommen, mit einem Wort: die Herrschaft des Wesens über den Wirt einzuschränken.

*Vorsitzender:* Die physische Manipulation des

Probanden sollte diesen in die Lage versetzen, etwas zu erkennen, das selbst wiederum kein rein psychisches, sondern ein physisches Phänomen ist – verstehe ich Sie da richtig?

*Forkenbeck:* Dadurch ergeben sich ja all die terminologischen Schwierigkeiten, denen man begegnet, wenn man Habichs Aufzeichnungen durchsieht, und mit denen er zu kämpfen hatte! Er vermutete, dass der Sprachparasit ein eigenständiges Wesen ist. Dass jeder von uns seinen eigenen Parasiten im Kopf hat. Diese Hypothese hat Habich dann zu einer regelrechten Theorie ausgebaut, sich das Sprachwesen als Heuschreckenschwarm vorgestellt und so weiter. Die begriffliche Schwierigkeit, mit der er zu kämpfen hatte, bestand aber darin, dass diese Tatsache – der Sprachparasit beherrscht uns – *nur* subjektiv entdeckt werden kann. Nur intern, verstehen Sie?

*Vorsitzender:* Nein, das verstehe ich nicht. Wenn es eine Tatsache ist, muss sie doch empirisch wahrgenommen werden können.

*Forkenbeck:* Irgendwann mal, ja. Aber zunächst wird das deshalb nicht gehen, weil wir viel zu lange schon von dem Parasiten sprachlich geprägt worden sind. Von außen betrachtet sieht *für uns* ein menschliches Gehirn wie eine Einheit aus, wir können darin keinen Sprachparasiten erkennen. Erst wenn wir durch eine

entsprechende Stimulation des Gehirns eines Probanden die Herrschaft des Sprachparasiten über diesen Probanden *einschränken*, befreien wir sein Denken so, dass er den Parasiten *intern* erkennen kann. Würden wir das Gehirn des Probanden dabei von außen, empirisch beobachten, würden wir nichts Besonderes bemerken. Der Proband aber kann jetzt, bei entsprechender Stimulation, *intern* das Sprachwesen erkennen – weil die Stimulation die Macht des Sprachwesens einschränkt. Diesen Moment hat Habich als ›Durchbruch‹ bezeichnet. Der Moment, in dem es gelingen würde, den Willen des Sprachparasiten zu besiegen. Und dieser Durchbruch sollte dann die visuelle Entdeckung der Tatsache, dass der Sprachparasit ein wirklich existierendes Wesen ist, ermöglichen. Er sollte den Probanden, kurz gesagt, dazu bringen, seinen Parasiten intern zu *sehen*.

*Vorsitzender:* Das Sprachwesen *außen*, sozusagen im Hirn des Probanden sitzen zu sehen, würde also niemals möglich sein?

*Forkenbeck:* Nun, das ist natürlich sehr spekulativ, aber Habich meinte schon, dass auch das einmal möglich sein könnte, allerdings erst in ferner Zukunft. Ist das Sprachwesen erst einmal intern erkannt – so stellte er sich das vor –, könnte sich durchaus nach und nach eine ideale Sprache herausbilden, in der wir nicht länger vom Parasiten beherrscht wären, sondern in der wir die

Oberhand hätten. So hoffte er, dass es irgendwann möglich sein würde, den Parasiten nicht mehr nur subjektiv, sondern objektiv zu erkennen, also nicht als Teil unseres Empfindens und Denkens, sondern als Teil der physischen Welt, in der wir leben. Als Tier. Als Parasiten eben. Dazu müsste allerdings unsere uralte Prägung durch den Parasiten erst einmal zurückgebaut worden sein, und das – darüber machte sich Habich keinerlei Illusionen – würde einige Zeit dauern. Der erste Schritt *auf dem Weg zum neuen Begriffsschema* aber würde der gewesen sein, das Sprachwesen überhaupt erst einmal *benannt und als eigenständiges Wesen begriffen zu haben*. Langsam, aber sicher würden wir uns mit dieser Vorstellung vertraut machen, und je selbstverständlicher sie uns werden würde, desto mehr könnten wir dem Wesen beikommen. Diese Entwicklung war das, was Habich die Epoche des ›Vierten Paradigmas‹ genannt hat.

*Vorsitzender:* Noch mal zurück zu dem Probanden, von dem Sie vorhin sprachen. Das war Karl Borchert.

*Forkenbeck:* Ganz genau. Dass Habich den Ansatz, den Durchbruch mit Karl zu realisieren, auch dann nicht aufgeben wollte, nachdem Karls Vater Christian tödlich verunglückt war, passt ebenfalls ins Bild. Christian ist nach dem Eingriff an seinem Sohn wohl mit seinem Gewissen nicht fertig geworden. Anders kann ich es mir

nicht erklären, dass dieser Mann, den ich als absolut besonnen und ruhig kennengelernt habe, bei einem Autounfall zu Tode gekommen ist, in den kein anderes Fahrzeug verwickelt war. Er ist einfach in voller Fahrt gegen einen Brückenpfeiler gerast. Damals haben wir uns gewundert, wie das möglich war. Heute wundert mich das kein bisschen mehr.

*Vorsitzender:* Sie bleiben somit dabei, Professor Forkenbeck, dass *Sie* von der Operation Karl Borcherts nichts wussten?

*Forkenbeck:* Nein, natürlich nicht! Habich wusste davon, ich aber nicht. Habich wusste, dass Karl Borchert das Implantat in sich trug. Deshalb hat er sich ja auch Jahre später noch für ihn interessiert.

*Vorsitzender:* Hat Habich dafür gesorgt, dass Borcherts Antrag auf Förderung von der Forschungsgemeinschaft abgelehnt wurde, um ihn besser nach Urquardt holen zu können? Welche Rolle haben Sie dabei gespielt, Herr Forkenbeck, wenn Sie, wie Sie sagen, nichts von dem Implantat wussten.

*Forkenbeck:* Wenn er es gekonnt hätte, hätte er es wahrscheinlich getan. Aber soweit ich weiß, reichte Leos Einfluss dafür nicht aus. Nein, ich denke, die Ablehnung hatte andere Gründe. Karls Projekt war der Forschungsgemeinschaft zu aufwendig, zu unorthodox, zu abwegig. Seinem Projekt lag eine gute Idee zugrunde,



Borchert hätte das sicher prima durchgezogen – doch sie wollten es nicht. Ich hatte Habich hin und wieder von Karl erzählt, er hatte mich auch mehrfach nach ihm, nach dem Sohn unseres alten gemeinsamen Freundes Christian, gefragt. Ich dachte, Leo würde sich einfach so dafür interessieren, was der junge Borchert macht, aber dann, als Leo hörte, dass sie Karls Antrag abgelehnt hatten, wurde er plötzlich hellhörig und meinte, dass ich unbedingt versuchen sollte, den Jungen dazu zu überreden, bei ihm zu arbeiten. Ich sollte es jedoch so aussehen lassen, als wäre das nicht seine, Habichs, sondern *meine* Idee gewesen. Warum ich das tun sollte und was er in Wahrheit mit Karl vorhatte, dass er in Wahrheit hoffte, dort weitermachen zu können, wo er nach Christians Tod hatte aufhören müssen – das hat Habich mir natürlich nicht anvertraut.

*Vorsitzender:* Und das haben Sie sich gefallen lassen?

*Forkenbeck:* Ja, Sie haben ja recht. Aber wissen Sie, Habich kann sehr charmant sein und auch überzeugend. Erst recht, wenn ihm etwas wichtig ist. Und das war Karl ihm – auch wenn ich erst heute weiß, warum: Er war seine letzte Hoffnung.

*Vorsitzender:* Inwiefern?

*Forkenbeck:* Das geht ja ganz klar aus den Aufzeichnungen hervor, die Sie mir zur Einsicht überlassen haben. Alle Bemühungen Habichs, dem

Wesen in einer Reihe von Selbstversuchen auf eigene Faust auf die Spur zu kommen, waren fehlgeschlagen. Seine letzte Hoffnung war, dass er das Implantat, das Christian seinem Sohn eingepflanzt hatte, noch nutzen könnte, obwohl es nicht mehr, wie ursprünglich geplant, an die Geräte angeschlossen werden konnte, die Christian dafür vorgesehen hatte. Nach Christians Tod hatte sich Habich ja nicht um diese Geräte gekümmert, er wusste nicht, wo sie waren, hätte sie auch niemals bedienen können. Aber er wusste, dass das Implantat wie eine Antenne wirken musste, wenn der Junge einer magnetischen Stimulation ausgesetzt werden würde. Die Frage war: Konnte diese Eigenschaft der Elektrode genutzt werden, um dem Sprachwesen sozusagen gerade so zu Leibe zu rücken, wie er das gemeinsam mit Christian ursprünglich geplant hatte? Für Habich war das die letzte Hoffnung, den Durchbruch, von dem er seit Jahrzehnten träumte, doch noch zu realisieren, doch noch die Kontrolle über das Sprachwesen zu erlangen, von dem er sich ja zunehmend kontrolliert fühlte – auch wenn es erst mal das Sprachwesen Karls sein würde. *Das* war es, was er hoffte, mit Karl hinzubekommen.

*Vorsitzender:* So weit, dass er Karl Borchert gewaltsam einer Stimulation unterzogen hätte, ist er jedoch nicht gegangen.

*Forkenbeck:* Nein, das stimmt. Vielleicht hätte Leo das

getan, wenn ihm mehr Zeit geblieben wäre. Ich nehme an, er spekulierte darauf, Karl langsam vorbereiten und zu einem freiwilligen Versuch überreden zu können. Zugleich aber war er so verängstigt von der Vorstellung, dass Borchert einfach gehen könnte, wenn er ihm reinen Wein einschenkte, dass er es nicht wagte, ihm zu sagen, was er eigentlich mit ihm vorhatte. Dabei muss Habich im Hinterkopf schon seit langem mit dem Gedanken gespielt haben, Karl einmal für seine Zwecke zu gebrauchen.

*Vorsitzender:* Ach ja?

*Forkenbeck:* Aber sicher. Als er erfuhr, dass Christians Sohn an meiner Universität studieren würde, überredete er mich, dem Jungen erst einmal *nicht* zu erzählen, dass ich mit seinem Vater befreundet war. Seine Begründung: Karl würde bestimmt lieber als er selbst geschätzt werden – nicht als Sohn Christians. Und ich hatte ihm auch noch recht gegeben!

*Vorsitzender:* Gut, kommen wir jetzt noch einmal auf Ihre Beziehung –

*Forkenbeck:* Nein, warten Sie, bei allem Respekt Herr Vorsitzender, aber wer in welcher Beziehung zu wem stand, ist doch – entschuldigen Sie meine Wortwahl – scheißeegal, angesichts einer ganz anderen Frage.

*Vorsitzender:* Und welcher?

*Forkenbeck:* Der Frage, ob Leo nur einem Scheinwesen

nachgejagt ist – oder ob wirklich etwas dran ist. Ob das Sprachwesen wirklich existiert. *Das* ist doch die entscheidende Frage!

*Vorsitzender:* Ja –

*Forkenbeck:* Die kann aber nicht *ich Ihnen* beantworten, die müssen *Sie mir* beantworten!«

Ich lüge«, sagte Lara und trat absichtlich mitten auf einen trockenen Zweig, der vom Sturm abgerissen worden war und auf dem Weg lag.

Die ganze Nacht über hatte der Wind um das Haus gefegt. Am Morgen waren die heftigen Böen immer noch stoßweise in die Kronen der Bäume gefahren, aber der Höhepunkt des Unwetters war überschritten gewesen. Karl und Lara hatten sich warm angezogen und beschlossen, einen kleinen Spaziergang zu machen, um einmal herauszukommen aus dem Haus, in dem jedes Zimmer, jeder Winkel von Habichs vergangener Anwesenheit durchtränkt zu sein schien. Ihr Weg hatte sie auf einen kleinen Trampelpfad geführt, der zwischen Schilf, Bäumen und hin und wieder auch einem kleinen Stückchen Sandstrand rund um den See verlief. Wenn sich Sträucher und Äste lichteten, konnten sie auf der gegenüberliegenden Seite des Gewässers die Anhöhe sehen, auf der Haus Urquardt lag, dessen breite Fensterfronten von Bibliothek und Speisesaal im Licht blinkten.

»Ich lüge?« Karl warf Lara einen fragenden Blick zu.

»Leo war ganz erfüllt von der paradoxen Semantik dieses Satzes«, fuhr sie fort. Lara hatte ihre Haare zu einem dicken Pferdeschwanz zusammengebunden, aber der Wind wirbelte sie ihr immer wieder ins Gesicht. »Es war das Letzte, was ihn – soweit ich weiß – noch wirklich beschäftigt hat. Nachdem du ins Dorf gefahren bist, an dem Tag, an dem er gestorben ist, habe ich ihn zum ersten Mal davon sprechen gehört. Wie bemerkenswert es doch sei, dass sich nicht verstehen ließe, ob der Satz ›Ich lüge‹ wahr oder falsch ist.«

Karl blieb stehen. »Wenn es wahr ist, wenn ich also lüge – ist es gelogen, also falsch, oder? Bei diesen Paradoxien wird mir immer gleich schwindelig.«

»Wenn der Satz wahr ist, wenn es also wahr ist, dass ich lüge, muss es gelogen sein, wenn ich sage ›Ich lüge‹.« Lara war ebenfalls stehen geblieben und spitzte die Lippen. Es war ihr anzusehen, dass sie aufpassen musste, sich nicht in den Fangstricken der Paradoxie zu verheddern. »Ergo lüge ich *nicht*. Ergo ist ›Ich lüge‹ eben gerade nicht wahr, sondern falsch.« Sie grinste. »Schrecklich, oder?«

Karl nickte. »Andersherum ist es genauso. Wenn der Satz ›Ich lüge‹ falsch ist, wenn es also nicht wahr ist, dass ich lüge, ist es gelogen, wenn ich sage ›Ich lüge‹. Widerspruch! Denn wenn es gelogen ist, wenn ich sage ›Ich lüge‹, ist zu sagen ›Ich lüge‹ ja gerade NICHT

gelogen. Sondern wahr. Und nicht falsch.« Er schnaufte. »Wie heißt das so schön? Das Lügner-Paradox? Was hat Habich daran interessiert?«

»Ich hab, ehrlich gesagt, überhaupt nicht verstanden, worum es ihm ging. Was er sagte, ergab für mich keinen Sinn. Ich hatte ja auch keine Ahnung, welche Idee dahintersteckte. Wenn es aber stimmt, dass er sozusagen den Kampf mit einem vorgestellten Sprachwesen aufnehmen wollte, bekommt man eine ungefähre Vorstellung davon, worauf sein Interesse für das Lügner-Paradox abzielte, finde ich.« Sie setzte sich wieder in Bewegung.

Karl folgte ihr. »So?«

»Für mich sieht es so aus, als wollte er sozusagen die Sprache besoffen machen.« Lara warf ihm einen Blick zu und lächelte.

»Besoffen.« Karl steckte die Hände in die Hosentaschen. Die frische Herbstluft tat ihm gut. Er hatte das Gefühl, regelrecht zu spüren, wie er langsam wieder zu Kräften kam.

»Ich glaube, so etwas Ähnliches hat er auch angedeutet – nur verstanden hatte ich das nicht«, fuhr Lara fort. »Er sprach von einer Peter-Bichsel-Geschichte, in der ein Enkel von seinem Großvater erzählt, der nach und nach alle Wörter durch eine Form des Namens Jodok ersetzt. Statt zu sagen, ›Onkel Jodok ging zum See‹, sagt

der Großvater: »Jodok Jodok jodokte zum Jodok.« Das, so Leo, würde die Sprache sicher auch ins Schwitzen bringen.«

»Besoffen, schwitzen – unser Parasit macht ja einiges durch.« Karl kickte einen Stein aus dem Weg.

Aber Lara ließ sich von ihrem Gedankengang nicht abbringen. »Ich sage ja, ich verstand erst auch nicht, worauf er hinauswollte. Er spürte das und sprach davon, dass er unbedingt mit Rabinowitz darüber telefonieren müsste – sie hätte über das Lügner-Paradox und ähnliche Selbstwidersprüche vor vielen Jahren mal einen längeren Aufsatz geschrieben.«

»Hast du Rabinowitz' Nummer?« Karl blickte in die Baumwipfel hoch, die im Wind schwankten. »Vielleicht sollten wir versuchen, sie zu erreichen. Wenn es stimmt, dass er hoffte, über das Lügner-Paradox an die Sprache heranzukommen, würde ich gern mehr darüber wissen.« Außerdem sollten sie vielleicht nicht allzu lange bei dem Wetter hier draußen herumtigern, dachte er.

Lara grinste. »An die Sprache herankommen ... Wie das klingt. Bist du sicher, dass sie dich nicht schon völlig verwirrt hat?«

»Das war an dem Tag, an dem er gestorben ist«, ertönte die klare und ein wenig durchdringende Stimme von Ursula Rabinowitz aus dem Telefonlautsprecher durch



die Bibliothek. Nachdem sie ins Schloss zurückgekehrt waren, hatte Lara Habichs alte Kollegin angerufen und den Anruf auf den Lautsprecher gelegt. »Habich war ganz aufgelöst am Telefon, er redete auf mich ein, dass ich das Gefühl hatte, seine Gedanken würden das, was er sagte, ständig überholen, verstehen Sie?«

»Er hat Sie also an dem Abend noch erreicht.« Lara hatte sich zu dem Telefon vorgebeugt, damit Rabinowitz am anderen Ende der Leitung sie gut verstand. »Er hatte mir gesagt, dass er Sie noch anrufen wollte.«

»Wir hatten bereits am Vormittag telefoniert. Ich hatte jedoch einen Prüfungstermin und musste das Gespräch vorzeitig abbrechen. Deshalb wollte Leo mich am Abend noch einmal anrufen. Aber dazu ist es dann nicht mehr gekommen.«

»Worum ging es denn?«, mischte sich Karl ein. »Können Sie uns das sagen?«

»Es ging ihm um das Lügner-Paradox«, knarzte Rabinowitz' Stimme. »Wenn ich mich in einem Satz wie ›Ich lüge‹ auf mich selbst beziehe, fragte er, meine ich dann mich, oder meine ich die Sprache?«

Sie machte eine Pause. Lara und Karl starrten auf das Telefon, unschlüssig, was sie sagen sollten.

»Erst verstand ich überhaupt nicht, worauf er hinauswollte, bis ich begriff, dass er Heideggers Spätphilosophie ernst genommen hatte. Mitte der

Siebziger, als ich mich eine Zeitlang mit Philosophie beschäftigt habe, hatten Leo und ich in Bayreuth gemeinsam ein Symposium über Heidegger veranstaltet und uns noch über das Geraune des Meisterexistenzialisten amüsiert. Erst bei unserem Telefongespräch dann wurde mir klar, dass ihm die ganze Sache nie mehr aus dem Kopf gegangen war. Jetzt nahm er Heideggers Ideen also tatsächlich wörtlich? Das hat mich schon überrascht, muss ich sagen.«

Karl wollte etwas erwidern, aber Rabinowitz war nicht zu bremsen. »Natürlich habe ich mich über ihn lustig gemacht. Aber es war ihm furchtbar ernst. Ob ich mich an Heideggers Aufsatz mit dem Titel ›Der Weg zur Sprache‹ erinnern würde, wollte er wissen. Allein der Titel, ›Weg zur Sprache‹ – da läge doch schon alles drin! ›Wir sprechen nicht nur die Sprache, wir sprechen aus ihr‹, zitierte er mir Heidegger wortwörtlich aus dem Kopf. ›Dies vermögen wir einzig dadurch, dass wir je schon auf die Sprache gehört haben. Was hören wir da? Das Sprechen der Sprache. Aber spricht denn die Sprache selbst? Wie soll sie das bewerkstelligen, wo sie doch nicht mit Sprechwerkzeugen ausgestattet ist? Indes die Sprache spricht.‹ Die Sprechwerkzeuge der Sprache? Ich hatte plötzlich das Gefühl, in einem mittelalterlichen Folterkeller aufgewacht zu sein.«

»Haben Sie ihm das gesagt?« Lara warf Karl einen

Blick zu.

»Ich habe versucht, mit ihm vernünftig zu reden«, war Rabinowitz' Stimme zu vernehmen. »Die Sprechwerkzeuge der Sprache, der Weg zur Sprache – als ob man zu ihr wie zu einem Lebewesen, einem vor uns liegenden Tierchen hingehen könnte. Das seien doch nur Metaphern, redete ich ihm gut zu, er könne dieses mystische Gestammel doch nicht allen Ernstes mit einer konkreten Wegbeschreibung verwechseln! Aber da hätten Sie ihn hören sollen. ›Eben nicht!‹, tobte er. Es seien eben keine Metaphern. Heidegger hätte dabei vielmehr in einer Vision, die alle seine anderen Schriften weit in den Schatten stellen würde, etwas beschrieben, was bisher nur noch niemand richtig verstanden habe. Dabei hätte Heidegger seine Vision ja gar nicht verklausuliert. Wir hätten es nur versäumt, darauf zu hören. Aber würde sich nicht gerade darin, dass wir es nicht verstanden haben, obwohl es doch längst formuliert worden sei, würde sich nicht gerade darin am allerdeutlichsten zeigen, dass es doch *die Sprache selbst* sein muss, die uns immer wieder die Augen mutwillig verschleiert? ›Kann es nicht sein‹, meinte er, ›dass die Sprache selbst sozusagen ein Wörtchen mitzureden hat, wenn es darum geht, ob wir den Durchgang zu ihr finden oder nicht?‹«

»Frau Rabinowitz«, unterbrach Lara sie vorsichtig.

»Wir haben in den vergangenen Tagen ein wenig versucht, Leos Unterlagen zu sichten, um einen ersten Überblick über seinen Nachlass zu bekommen, und ... ja, diese Vorstellung sozusagen eines Sprachwesens, darauf sind wir auch gestoßen. Nur: Was hat ihn in diesem Zusammenhang am Lügner-Paradox interessiert? Haben Sie darüber mit ihm gesprochen?«

»In dem Punkt war er bei aller sonstigen Verwirrung klar. Heidegger habe diejenigen, die ihm folgen wollten, beschworen, dass sie auf das Sprechen der Sprache hören sollten. Aber da war Leo aus anderem Holz geschnitzt. *Hören* kam für ihn nicht in Frage. Er wollte sich gerade *nicht* von der Sprache an der Hand nehmen lassen. Er vergötterte sie nicht als transzendente Sage, der man sich öffnen sollte – oder wie auch immer man diese esoterischen Vorstellungen wiedergeben will. Leo setzte stattdessen auf Konfrontation. Dagegenhalten. Er wollte, kurz gesagt, den Kampf gegen die Sprache aufnehmen.«

Den Kampf aufnehmen. Karl schenkte sich aus der Weinflasche, die sie am Vormittag gemeinsam im Weinkeller ausgesucht und nach dem Spaziergang geöffnet hatten, noch einmal sein Glas voll. Das hieß aber doch: Zurückfinden in einen Zustand, in dem man sich von dem Sprachwesen befreit haben würde. Man selbst geworden sein würde. Unbeherrscht von einem Parasiten. Eine berückende Vorstellung, wie Karl fand.

»Aber«, hörte er Rabinowitz weitersprechen, »wenn ich ihn richtig verstanden habe, ging es Leo auch nicht darum, die Sprache sozusagen aus dem Körper des Menschen zu vertreiben. Kein Exorzismus – sagte er mir bei unserem Gespräch. Der Mensch sei ohne Sprache ja nicht länger Mensch. Der Kampf gegen die Sprache bestünde vielmehr darin, die Machtverhältnisse umzukehren. Nicht die Sprache sollte den Menschen knechten – sondern der Mensch die Sprache! Hatte Heidegger noch davon gesprochen, dass die Sprache den Menschen gebrauchen würde, so wollte Habich den Spieß umdrehen und als Mensch derjenige sein, der die Sprache gebrauchen würde. ›Was hat sie denn verdammt noch mal mit uns vor?‹, schrie er ins Telefon. Und als ich ihn so hörte – das muss ich schon sagen –, habe ich mir ehrlich Sorgen gemacht. ›Wo will sie uns hinhaben, damit wir ihr womöglich noch besser dienen können?‹ Er war vollkommen außer sich. ›Nein!‹, raste er weiter. ›Which is to be master – das ist die Frage. Ich denke nicht daran aufzugeben!‹«

»Which is to be master.« Da war es wieder. Habich hatte natürlich auch an Humpty Dumpty gedacht. Karl warf Lara einen Blick zu, aber sie schien sich ganz auf Rabinowitz' Stimme zu konzentrieren. Für einen Moment ruhte sein Blick auf dem grauen Wollkleid, das sie anhatte und unter dem sich ihr katzenhafter Körper

abzeichnete. Dann zwang er sich, wieder auf Rabinowitz' Stimme zu lauschen.

»Deshalb wollte er mit mir auch über das Lügner-Paradox reden. Er hoffte, den Taumel, in den man seinen Gesprächspartner mit dem kleinen Satz ›Ich lüge‹ stürzen kann, auch auslösen zu können, wenn er sich mit der Sprache auseinandersetzte, die in ihm ... wie sagt man? In ihm *west*?«

»Was denn für ein Taumel?« Lara setzte sich auf.  
»Hat er das näher ausgeführt?«

»Ist der Satz wahr, dann falsch, ist er falsch, dann wahr und so weiter?«

»Er wollte *das Sprachwesen* in diesen Taumel stürzen?«

Einen Moment lang war nur ein Rauschen in der Leitung zu hören. Dann schnarrte Rabinowitz' Stimme wieder. »Ja, ich weiß, es klingt ... ziemlich ... verwirrt ... Leo hat mit dem Paradox halt herumexperimentiert, wollte es gegen die Sprache in Stellung bringen, wenn ich ihn recht verstanden habe. Er hat versucht, das Paradox ins Dialogische oder besser gesagt, ins Halb- oder Pseudo-Monologische zu transponieren, das sich automatisch einstellt, wenn man versucht, die Sprache, das eigene Denken, als etwas von sich Fremdes aufzufassen.«

»Wie bitte?« Karl schwirrte langsam der Kopf. Er hob

die Flasche über Laras Glas und sah sie fragend an. Sie nickte ihm kurz zu, sah dann wieder – ganz auf Rabinowitz fokussiert – auf das Telefon. Karl schenkte ihr ein.

»Du lügst«, war Rabinowitz zu hören. »Wenn ich der Sprache sage: Du lügst, muss ich dann nicht in gewisser Weise die Herrschaft über sie bekommen können?, wollte er von mir wissen. Wenn ich *mit* der Sprache sage: ›Du lügst‹, muss sie dann nicht sozusagen durch mich hindurch *lügen*? Lügt sie also, so ist es falsch, sie lügt *nicht*, also ist es wahr. Also lügt sie – und so weiter. Das ist der Taumel, in den er sie versetzen wollte. Er hoffte wohl, sie mit sich selbst beschäftigen zu können, um seinen Rest-Geist von ihr freizubekommen, verstehen Sie? Wie man einem Wächter ein Spiel vorsetzt, um ihn damit abzulenken, und dann versucht, auszubüchsen.«

Karl nippte an seinem Glas. Hatte Habich den Verstand verloren?

»Mir allerdings kam es vor allem wie eine Übung vor«, hörte er Rabinowitz sagen, »die deutliche Züge einer beginnenden Schizophrenie trug.«

Karls Blick wanderte zum Fenster. Da hatte sie natürlich recht.

»Sie hätten ihn hören sollen«, fuhr Rabinowitz fort, »als er dann auf Kurt Grelling zu sprechen kam, nach

dem ja eine Variante des Lügner-Paradoxes benannt ist. Auf dessen Todesumstände, die bis heute nicht geklärt seien. Manche würden behaupten, er wäre in Auschwitz ermordet, andere, er wäre '41 an der spanisch-französischen Grenze getötet worden. Das war mir bekannt. Aber Habich wollte mir allen Ernstes einreden, dass Grelling womöglich in der einen oder anderen Weise zu Tode gekommen sein könnte, weil sein Paradoxon, wie er sagte, als Waffe im Kampf gegen die Sprache benutzt werden könnte. Er beharrte darauf, dass Grellings Tod damit in einer Reihe mit den Todesfällen von Gödel und Schlick stünde, deren Wiener Kreis ja in enger Verbindung zu dem Berliner Kreis gestanden habe, dem Grelling angehörte. Ich hatte im Rahmen meiner Arbeit über das Lügner-Paradox Grellings Leben recherchiert und wusste daher, dass er dem Berliner Kreis angehört und mit Gödel und Schlick in Verbindung gestanden hatte. Nicht bekannt jedoch war mir, dass Grelling zu Heidegger Kontakt gehabt haben soll. Doch Habich tobte, dass ich davon nur noch nie etwas gehört hätte, dass sie fast gleich alt gewesen seien und sich entweder in Freiburg oder in Göttingen begegnet sein müssen sowie dass er sich absolut sicher sei, mit Grelling denjenigen Denker ausgemacht zu haben, der Heidegger zu seiner Sprachphilosophie inspiriert habe. Dabei wurde er umso wütender, je öfter und hartnäckiger ich ihm



widersprach – bis ich merkte, dass seine ganze Aufregung daher rührte, dass er Angst hatte.«

»Angst wovor?« Jetzt sah auch Karl zum Telefon.

»Angst auf mehreren Ebenen, wenn Sie mich fragen. Einerseits natürlich vor der Sprache, gegen die er ja glaubte, sich zur Wehr setzen zu müssen. Andererseits aber auch Angst davor, den Verstand zu verlieren – und diese Angst war es, glaube ich, die ihn noch sehr viel unmittelbarer umklammerte. Denn das war Leo ja vollkommen klar: Wie durchgeknallt muss man sein, um sich vor der Sprache zu fürchten?«

Lara schaute ihn ruhig an, abwartend, auch ein wenig neugierig, als würde sie darüber nachdenken, ob sie ihm ausweichen sollte oder nicht. Dann war Karl bei ihr, griff mit beiden Händen sanft nach ihrem Kinn, beugte sich hinunter, zog es ein wenig zu sich nach oben, erkannte mit einem raschen Blick in ihre Augen, dass sie es geschehen lassen würde, sog ihre Nähe, ihre Wärme, ihren Duft in sich hinein, spürte kaum mehr, wie sich seine Augen schlossen, da berührten ihn auch schon weich, kühl und empfindlich ihre Lippen. Es war der Moment, in dem er die Grenze zum anderen überschritt, ein Moment, der auf ihn wirkte wie eine Droge und die Gier nach mehr auslöste. Karl ließ sich von dem Magnetismus treiben, der ihn zu ihr hinzog – spürte zugleich aber auch, wie im Hintergrund seines Empfindens eine Art Beobachter mitlief, der kontrollierte, ob auch alles zu aller Zufriedenheit vonstattenging oder ob sich womöglich Zweifel meldeten, die darauf schließen ließen, dass er zu weit ging.

Aber nein. Lara hatte den Kopf in den Nacken gelegt,

und es drängte ihn so vehement zu ihr hin, dass er nicht anders konnte, als sie zu sich hochzuziehen, vom Sessel in seine Arme, bis ihr Haar über seine Hände floss.

Er löste den Mund und hob den Kopf. Riesig öffneten sich ihre Augen vor seinen, sanft, vorsichtig ...

Du musst jetzt nichts sagen, zog es durch seinen Kopf. »War das gerade das Vieh, das gesagt hat, dass ich nichts sagen muss?«, vernahm er sich denkend, versuchte aber, sich nichts anmerken zu lassen, um den Moment nicht zu zerstören.

»Oder das? Ist es das jetzt?«

»Was hast du?«, fragte Lara und blickte ihn an.

»Jetzt musst du doch was sagen«, floss es Karl durch den Kopf.

»Was für ein Wahnsinn«, war es, was er schließlich hervorbrachte.

»Was?«, fragte Lara.

Statt zu antworten, nahm er sie an der Hand. »Komm.«

Durch die Fenster des Gästezimmers flutete fahl das Licht des brandenburgischen Herbstes. Ruhig lag das Haus da, nur Laras Atem war zu hören. Sie lag nackt neben ihm unter der Decke, hatte sich an ihn geschmiegt, und schlief. Karl lag, ebenfalls entkleidet, auf dem Rücken, hatte den linken Arm um ihre Schultern gelegt,

und schaute gedankenverloren an die Decke.

Er musste an seinen Vater denken. Er hatte ihn geliebt. Seine Mutter natürlich auch, aber aus irgendeinem Grund hatte er nie das Gefühl gehabt, ein so inniges Verhältnis zu ihr wie zu seinem Vater zu haben. Bei Roland war das anders gewesen, er hatte sich mehr zur Mutter hingezogen gefühlt. Karl aber hatte sich immer am Vater orientiert, hatte so sein wollen wie er, hatte immer alles darangesetzt, den Respekt und die Hochachtung des Vaters zu erringen. Nie aber hatte er ihn so sehr geliebt wie an jenem Morgen, als er nach seinem Fahrradunfall aus der Narkose erwacht war. Als er ihn hatte stehen sehen an seinem Bett, nachdem sein Vater ihm – wie er jetzt wusste – das Implantat eingepflanzt hatte, ohne ihm etwas zu sagen.

Karl legte den rechten Arm über sein Gesicht, so dass die Armbeuge seine Augen bedeckte. Sein Vater hatte sich nichts anmerken lassen. Dabei musste seine Zärtlichkeit genau dadurch motiviert gewesen sein, dass er wusste, was er seinem Sohn angetan hatte. Was Karl für Zuneigung, Liebe gehalten hatte, weil er sich verletzt hatte, war in Wahrheit das schlechte Gewissen gewesen, das der Vater vor ihm zu verbergen versucht hatte –

»NEIN«, presste Karl gewaltsam zwischen den Zähnen hervor. Es hatte keinen Sinn, wenn er in diesen schmerzlichen Überlegungen badete! Der einzige

Ausweg, der ihm blieb, bestand darin, die Erinnerungen an seinen Vater zu kappen, förmlich abzuhacken! Denn so viel stand fest: Er hatte sich in ihm getäuscht. Sein Vater war erfolgreich gewesen, weil er geschickt war, weil er gut mit Leuten umgehen konnte. Und genauso war er mit ihm, mit Karl, seinem Sohn umgegangen. Kein Wunder, dass er seinen Vater geliebt hatte. Er war auf ihn reingefallen. Er würde daran jedoch nicht zerbrechen! Er würde darüber hinwegkommen. Immer wieder hatte ihn der Argwohn beschlichen, dass er sich zu sehr über den Vater definiert hatte. Wohl wahr! Es war höchste Zeit, dass er das überwand.

Karl spürte, wie die Beuge seines Arms feucht wurde. Und plötzlich schoss ihm ein Gedanke durch den Kopf, dessen Wucht ihn buchstäblich aus dem Bett herausriss. Was hatten die Leute im Dorf über Janker erzählt? Dass er neben Bastian *noch* ein Kind hatte? Dass er dieses zweite Kind in seinem Haus versteckte und dass es noch nie draußen gewesen war? Das hatte er über Habichs Tod vollkommen vergessen. Es war ja das Gleiche wie bei seinem eigenen Vater. Sie benutzten ihre Kinder! Sein Vater. Janker. War Janker nicht ein Schüler Habichs gewesen? Stellte er das mit seinem Kind an, was Habich und sein Vater mit ihm vorgehabt hatten?

*Aus: »Als der Dämon sich entbarg. Unautorisierte Biographie Karl Borcherts«, von Adrienne Hruby, München ohne Jahr, Seite 118 ff.*

»War es Zufall, dass Karl Borchert ausgerechnet mit einem Projekt bei der Forschungsgemeinschaft zu reüssieren versucht hatte, das so etwas wie der Gegenentwurf zur Habichschen Theorie war? Karl Borchert hatte geplant, eine Population von Automaten in seiner Minimalwelt eine Sprache generieren zu lassen. Wäre eine solche Sprachentstehung nicht der Beweis gewesen, dass es auch ohne Parasit ging – und damit der Beweis dafür, dass Habichs Theorie vom Sprachursprung als Parasitenbefall *falsch* war?

Um jede Verwirrung zu vermeiden, ist es wichtig, hier darauf zu achten, dass man zwei Fragen nicht durcheinanderbringt. Einmal die Frage danach, ob es *Zufall* war, dass Borcherts Projekt für die Forschungsgemeinschaft ausgerechnet ein Gegenentwurf zu Habichs Theorie war, und einmal die Frage danach, ob sich in Borcherts Projekt wirklich ein *Gegenentwurf* zur Habichschen Theorie verbarg.

Zunächst zum Zufall. Die Antwort ist klar: Zufall war es nicht. Karl ist auf die Idee zu seinem Projekt durch eine Tagebuchnotiz seines Großvaters gekommen, in der

dieser ja erwähnt hatte, sich erneut mit seinem Sohn, also mit Christian Borchert, über das rätselhafte Funktionieren der Sprache unterhalten zu haben. Natürlich war das ein Thema, das Christian Borchert, der ja wusste, was er *seinem* Sohn, Karl, angetan hatte, nicht mehr losließ. So hatte sich Karl, ohne sich dessen bewusst zu sein, von seinem Vater auf dieses Thema bringen lassen, das ja spätestens seit der Operation unerschütterlich zwischen ihnen beiden immer mitgeschwungen haben muss.

Eine ganz andere, davon unabhängige Frage ist, ob eine Realisierung von Karls Projekt wirklich hätte beweisen können, dass die Habichsche Theorie *falsch* ist. Lassen wir dahingestellt sein, ob es überhaupt eine Möglichkeit gibt, eine Variante des Karlschen Projektes aufzuziehen, in der das bewiesen werden könnte, und beschränken wir uns auf eine Evaluation der konkreten Variante, die Borchert der Forschungsgemeinschaft präsentiert hat. Dann lautet die Antwort sicher: Nein. Damit in Karls Minimalwelt eine Sprache entsteht, müssen die Automaten einen wie auch immer gearteten minimalen Interpretationsalgorithmus bereits integriert haben, dank dessen sie das spezifische Aufleuchten der Matrix eines entgegenkommenden Automaten, das sie über die eingebaute Kamera wahrnehmen, als Zeichen mit einer bestimmten Bedeutung deuten. Auch wenn dieser

Algorithmus noch so rudimentär ist, ist mit ihm – kurz gesagt – der Keim der entstehenden Sprache vom Erbauer der Minimalwelt immer schon im Set-up der Automaten mit eingepflanzt. Und wieso? Habich würde sagen: Weil der Erbauer selbst in all seinen Konzeptionen und Planungen durch und durch von seinem Parasiten getränkt ist. Mit anderen Worten: Selbstverständlich erstreckt sich die Einflussnahme des Parasiten auch auf die Konzeption und den Aufbau einer solchen Minimalwelt und ihrer Automaten. Ja, im Grunde genommen, kann man davon ausgehen, dass niemand auf die Idee kommen würde, eine solche Minimalwelt zu bauen, der nicht bereits von dem Sprachparasiten besessen ist, da die Idee, eine Sprache künstlich zu generieren, nur derjenige haben kann, der bereits über eine Sprache verfügt.«



Die Sonne stand fast im Zenit, als Karl die Anhöhe vor dem Schloss über die Wiese hinabschritt – nicht auf den See zu, sondern weiter nach links, unter den entlaubten Bäumen hindurch zum Haushälterhaus. Es war kalt geworden, und er fror. Er hatte sich nicht damit aufgehalten, einen Mantel überzuziehen, sondern nur hastig und leise – um Lara nicht zu wecken – Jeans, Hemd und Pullover übergestreift, bevor er losmarschiert war.

Die Fenster auf der Rückseite des Hauses, an die er zuerst gelangte, waren dunkel. Schemenhaft waren durchbrochene, weiße Gardinen zu erkennen, die vorgezogen waren und den Blick ins Innere des Hauses auch dann abgefangen hätten, wenn drinnen Licht gebrannt hätte. Ohne stehen zu bleiben, ging Karl um das Haus herum, über den Parkplatz, auf dem sich kein Fahrzeug befand, zur Eingangstür. War die Familie unterwegs? Alle drei? War Janker allein gefahren und seine Frau zu Hause? Mit Basti? Ohne Basti?

Karl trat vor die Haustür. Was machst du hier?, fragte er sich, berührte im selben Moment aber auch schon die

Klingel. Das schnarrende Geräusch einer defekten Glocke drang zu ihm nach draußen. Der Klang war so verloren, echolos, müde, dass Karl instinktiv daran denken musste, wie verlassen, leer und ausgehöhlt das Haus schon gewirkt hatte, als er sich ihm genähert hatte.

Er wartete. Nichts. Niemand öffnete. Es waren auch keine Schritte zu hören. Keine Rufe. Totenstille.

Karl trat einen Schritt zurück und musterte die Fassade des Hauses. Für einen Augenblick glaubte er den Fenstern ansehen zu können, dass seit Jahrzehnten niemand mehr hindurchgeblickt hatte. Nicht, dass sie dreckig, verschmiert oder auch nur verstaubt gewesen wären. Aber es kam ihm so vor, als spiegele sich in ihnen die Traurigkeit der Menschen wider, die in dem Haus wohnten.

Wo ist Basti?, schoss es ihm durch den Kopf, und im nächsten Augenblick war er an der Tür und schlug so kräftig mit der Faust dagegen, wie er konnte.

Er hielt inne und fuhr sich durchs Haar. Die Stirn war heiß, es standen winzige Schweißperlen darauf. Er hatte sich noch längst nicht vollkommen erholt. Im Gegenteil, er war fast am Ende mit seinen Kräften. Wahrscheinlich war genau das auch der Grund dafür, dass er überhaupt erst auf die Idee gekommen war, hierher, zum Haus der Jankers zu kommen. Was für ein Wahnsinn! Nichts wie zurück ins Bett. Er würde sich unter die Decke zu Lara

kuscheln und sich erst mal richtig auskurieren.

Hastig wandte sich Karl um und ging die drei Stufen, die zur Haustür hinaufführten, wieder hinunter. Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass seine Beine zitterten. Eilig schritt er Richtung Haupthaus, um nicht noch auf der Wiese zusammenzuklappen. Noch immer hatte sich der Wind nicht ganz gelegt, und die frische Brise, die, vom See kommend, sein erhitztes Gesicht kühlte, stärkte ihn wieder ein wenig.

Da hörte er es. Entfernt. Gedämpft. Und leise. Aber doch unverkennbar. Das Geräusch, das Karl gleich bei seiner Ankunft in Urquardt aufgefallen war. Das Geräusch, von dem die Menschen im Dorf gesprochen hatten. Das Geräusch eines hilflosen Wesens, das sich bedroht fühlt. Das Angst hat. Das nicht weiß, ob jemand es hört, und in dessen Rufen so etwas wie Verzweiflung mitschwingt, mehr Todesergebenheit als Lebenswille.

Es war Karl, als fegte ein Eishauch die Anhöhe von dem Schloss hinab. Unwillkürlich schlang er die Arme um den Körper, zog den Kopf ein wenig zwischen die Schultern.

Er drehte sich um und schaute zurück zum Haus der Jankers. Neben der kleinen Treppe, die er gerade hinabgeschritten war, lag ein gusseiserner, altmodischer

Fußabtreter. Eine einfache Konstruktion aus zwei Querstangen, die dank eines kräftigen Rahmens stabil genug war, um daran die lehmverschmierten Schuhsohlen abzustreifen. Karl ging die paar Schritte zurück, bückte sich nach dem Eisengerät und stand im nächsten Augenblick erneut vor der Haustür.

Er umklammerte den Schuhabputzer mit beiden Händen, holte aus und ließ ihn mit voller Wucht auf die Haustür krachen. Dumpf hallte der Schlag im Inneren des Hauses wider. Er holte erneut aus.

*WAMM!*

Der Schlag setzte sich schmerzhaft in Karls Händen fort, aber er achtete nicht darauf.

*WAMM! WAMM! WAMM!*

Beim fünften Hieb platzte das Holz der Länge nach auf. Karl ließ den Schuhabputzer zu Boden fallen und warf sich mit der Schulter gegen die Tür. Es krachte. Aber sie hielt. Karl setzte zurück, hob das rechte Bein an und trat mit der Sohle seines Schuhs hart und flach neben das Türschloss. Das Holz zerbarst, die Tür flog auf, drehte sich um ihr Scharnier, krachte gegen die Wand und federte zurück. Karl setzte den Fuß hinter die Schwelle. Die Tür schlug gegen sein Bein. Aber er war drin.

Die kleine Eingangsdiele war ordentlich und aufgeräumt.

Ein Schirm lehnte an der Wand, Schuhe von Janker, seiner Frau und Basti standen auf den grellweißen Fliesen.

Ich hab was gehört, sagte sich Karl, um nicht irre zu werden an dem, was er begonnen hatte. Ich kann es nicht länger ignorieren.

Sein Blick fiel durch die offene Tür direkt vor ihm. Dahinter war ein Wohnzimmer zu erkennen. Eine weiße Plastikcouch, eine Plastik-Schrankwand mit Gläsern und Nippes, auf dem Boden die gleichen grellweißen Fliesen wie in der Diele. Gepflegt, aber tot. Wie die Fenster, die Karl neben der Eingangstür aufgefallen waren: sauber und doch verkommen.

Vorsichtig betrat er das beinahe klinisch gereinigte Wohnzimmer, in dem noch der Geruch der Putzmittel zu hängen schien – und sah ihn.

Janker. Er stand in der Küche, die vom Wohnzimmer nur durch eine Theke getrennt war, und hatte Karl den Rücken zugewandt. Seine Augen aber blickten in einen Spiegel, der über der Spüle an der Wand angebracht war – und schauten Karl direkt ins Gesicht.

In Karls Kopf hämmerte es. Er hatte dem Mann die Haustür eingetreten. Und Janker hatte ihn nicht daran gehindert. Er hatte ihn hier erwartet. Wie eine Spinne, die darauf wartet, dass ihr die Beute ins Netz geht.

»Was war das? Das Rufen! Es klang ... es klang wie

ein Kind, Mann!«, rief Karl. »Haben Sie das nicht gehört?«

Janker antwortete nicht. Rührte sich nicht. Sein Gesicht, von dem nur die obere Hälfte in dem Spiegel zu sehen war, verriet keine Regung. Es war das weiche, konturlose, beinahe madenartige Antlitz, das Karl erst im Archiv und dann im Speisesaal gesehen hatte. Irgendetwas darin gab Karl das Gefühl, als würde Janker sich in eine Ausweglosigkeit schicken, die nicht bestehen würde, wenn er sich dagegen wehrte. Aber er wehrte sich nicht. Er unterwarf sich. Er schien sein Leben so zu handhaben wie sein Haus. Ein mit chemischen Putzmitteln gereinigter Raum. Kahl. Ausgeleuchtet. Und kalt. Ohne Ausweg, ohne Schutz, ohne Deckung. Ein Raum wie eine Wüste, in der das Gesetz der Unterwerfung, der Anpassung, des Gehorsams herrschte.

Es war das Grauen, was ihm dieser Mann einflößte. Wie im Rausch durchquerte Karl das Wohnzimmer, ging auf Janker zu, der ihn über den Spiegel im Auge behielt. Was macht er mit mir, raste es in Karls Kopf. Warum dreht er sich nicht um? Alles in ihm schrie danach, das Haus zu verlassen, aber im selben Moment hatte er Janker auch schon erreicht, an der Schulter gepackt, herumgerissen – und sah zum ersten Mal das ganze Gesicht und nicht nur die Augen.

Es traf ihn wie ein Faustschlag. Jankers Mund zuckte und sprang, als würde ein Gewimmel von Luftstößen – von Heuschrecken – durch ihn hindurchgeblasen. Doch es war kein einziger Laut zu hören! Es waren *unhörbare* Laute, die sich dem Schlund Jankers entwandten – unhörbar, aber nicht inexistent.

»Was ist, Mann – brauchst du Hilfe?«, stieß Karl hervor und ergriff Jankers Arm, sah zu seinem Schrecken aber, wie sich dessen Züge entspannten und zu einem Ausdruck der Selbstgefälligkeit umgruppierten – nicht weil der Mann ruhiger wurde, sondern weil etwas von innen heraus seine Züge zu manipulieren schien wie ein Marionettenspieler.

Wie kannst du das unterscheiden?, raste der nächste Gedanke durch Karls Kopf. Was, wenn Janker nur ein verwirrter Habich-Schüler war, stumm vielleicht, weshalb er jetzt zu schreien versuchte, aber nicht konnte? War es nicht Panik, was ihm aus den Augen sprang?

Ja, Panik, hörte es Karl in sich zischen, aber die Panik des Restmenschen, der spürt, wie die Sprache ihn immer weiter noch ausfüllt. Der spürt, wie er degradiert wird zur Hülle eines Wesens, das nichts Menschliches mehr an sich hat, das von Individualität nichts mehr weiß, das ihn hinter sich herzieht wie eine Schlange die Haut, derer sie sich gerade mühevoll entledigt hat!

»Ist das Ihr Kind, Janker, das man rufen hört

nachts?«, fuhr er den anderen an.

Jankers Lippen zuckten, sprangen und vibrierten – aber es war nichts zu hören.

»Ich kann dich nicht hören«, fauchte Karl und spürte, wie es in seinem Kopf rauschte. War es in seinem Kopf? Pfuschte es in seinem Gehirn herum? Sprach es eine Sprache, die er nicht hören konnte, die seine Gedanken aber verformte? Er hatte keine Kontrolle darüber.

»Was?«, schrie er und sah, wie Jankers Mundwinkel nach oben gezogen wurden, während in seinen Augen die Angst blieb.

Er ist nicht er selbst! Es kriecht in meinen Kopf!

Und dann rannte er. Er knallte gegen die Kante der Theke, die Küche und Wohnzimmer trennte, stolperte, fing sich, rannte weiter, rannte durch die Diele, durch die zerborstene Haustür, ins Freie – und spürte, dass Janker hinter ihm her war. Karl rannte die Anhöhe hinunter – niemals hätten seine Kräfte gereicht, um hoch zum Haupthaus zu laufen. Bergab aber trugen ihn seine Beine noch, mit Gewalt riss er sie nach vorn, dem See entgegen, am Ufer entlang ...

Da krachte Jankers massiger Körper in seine Seite – ein Schlag, der ihn herumschleuderte. Verzweifelt versuchte Karl, das Gleichgewicht zu halten, griff um sich. Doch da schoss es bereits in seine Schuhe,



umklammerte die Hose – das eiskalte Wasser des Sees. Erneut schlug Jankers Körper gegen ihn, Karl riss die Hände nach vorn, spürte, wie sein Gesicht auf das Wasser klatschte und es in seinen Ohren gluckerte. Verzweifelt presste er die Lippen zusammen, um das Wasser nicht schlucken zu müssen.

Janker lag auf ihm, drückte ihn mit seinem Körpergewicht in das schlammige Bett des Sees. Seinen rechten Arm hatte er um Karls Hals geschlungen, mit der Linken stützte er sich auf dem Grund ab, um selbst den Kopf über Wasser halten zu können.

Karl riss die Augen auf. Um ihn herum war alles graubraun. Sandwasser füllte seine Augen, gleichzeitig spürte er, wie seine Lungenflügel zusammengepresst wurden. Er versuchte, sich aufzubäumen, aber Janker war zu schwer, als dass er ihn hätte abwerfen können. Er stemmte die Arme unter seiner Brust in den Schlamm, sammelte seine Kraft, wollte sie durchdrücken – da schlug Janker ihm mit der Rechten die Arme unter der Brust weg. Karl sackte nach unten, konnte sich nicht halten, geriet mit dem Gesicht in den Sandboden, schloss die Augen – und musste zum ersten Mal in seinem Leben denken, dass er in diesem Moment sterben könnte.

Verzweifelt bohrte er die Ellbogen in den Seegrund, presste sich noch einmal hoch, spürte Jankers Arm an

seinem Kinn, bog den Kopf, so weit er konnte, nach unten – und schlug seine Zähne in den dünnen Pullover des anderen. Seine Kiefer schlossen sich wie eine Zange – es war der Tod, der ihm die Kraft dazu gab. Karl fühlte, wie seine Zähne den Stoff durchbohrten, wie warmes, nach Kupfer schmeckendes Blut in seinen Mund strömte. Für einen Moment lockerte er den Biss, um seine Zähne gleich noch einmal, noch kräftiger, noch rücksichtsloser in Jankers Fleisch zu graben. Es war etwas Warmes, das sich unter dem Druck seines Kiefers teilte, das seinen Mund ausfüllte, während er spürte, wie seine untere und obere Zahnreihe aufeinander zustrebten, wie sie das Fleisch des Mannes, der ihn unter Wasser drückte, herauszulösen begannen. Mit einem kräftigen Ruck riss Karl den Kopf zurück, das tischtennisballgroße Fleischstück im Mund, das rasende Bedürfnis zu würgen. Im nächsten Augenblick hieb er den Ellbogen nach hinten, traf Janker in die Seite, spürte, wie sein Gewicht sich verlagerte – stemmte die Knie in den Grund und warf den Oberkörper nach oben. Er merkte, dass der andere von ihm abrutschte, bekam den Kopf aus dem Wasser, spuckte das gummiartige Stück Fleisch aus und erbrach sich. Fuhr mit ausgestrecktem Arm, die Hand zur Faust geballt, herum, traf Janker hart am Ohr und sah, wie er mit aufgerissenen Augen versuchte, sich aufzurappeln.

Aber Karl war zuerst auf den Beinen, holte aus, ließ das Knie in das Gesicht des anderen krachen, erbrach sich erneut – und beobachtete, wie Janker unter der aufgewühlten Wasseroberfläche verschwand. Er beugte sich hinunter, griff in das Wasser, bekam den Pullover zu fassen, riss den Mann daran hoch. Das Schlammwasser rann Janker übers Gesicht, er hustete, rang nach Luft.

»Was ist das für ein Rufen, Janker?« Karl bekam kaum genug Luft, um zu sprechen. »Was tust du deinem Kind an?«

Doch statt dass Janker antwortete, begannen nur wieder seine Lippen zu springen. Es waren keine Worte, die aus seinem zuckenden Mund traten. Was aber dann?, raste es Karl durch den Kopf. Es war das Vieh, es würde in ihn hineinkriechen, ihn aushöhlen, sich weiter in ihm fortpflanzen, bis auch er anfangen würde, nur noch eine Marionette an den Fäden dieses Parasiten zu sein.

Karl musste sich nicht dazu entschließen, es fand einfach statt. Er drückte den Brustkorb des anderen unter Wasser und ließ seine Knie darauf fallen. Er spürte, wie die Rippen unter der Wucht des Aufschlags knackten, für einen Moment fürchtete er, sie würden einbrechen und er in den Eingeweiden Jankers versinken.

Aber die Knochen hielten. Jankers Arme schlugen

nach ihm. Doch Karl ließ sich nicht mehr abwerfen.

Es dauerte eine halbe Ewigkeit. Dann regte sich nichts mehr. Das Wasser kam zur Ruhe. Der andere war unter der schlammigen Oberfläche verschwunden.

Karl erhob sich. Er zitterte am ganzen Körper. Es kam ihm so vor, als müsste sein Kopf zerspringen. Er schleppte sich zum Ufer, stieg aus dem Wasser. Sah nicht zurück.

Er hatte einen Mann umgebracht. Nichts war mehr so wie vorher. Der Tod war bei ihm gewesen.

Und würde ihn nicht mehr loslassen.

*Aus: »Das vierte Paradigma. Fakten, Protagonisten, Hintergründe«, Berlin 2014, S. 353 f.*

»Das war natürlich das Erste, was die Kommission beschlagnahmt hat: Alles, was sich in dem kleinen Verwalterhaus befunden hat. Frau Janker wurde regelrecht abgeschirmt. Es war unmöglich, an sie heranzukommen. Auch im Dorf, in dem man die Jankers ja kannte, wollte niemand reden. Erst recht nicht, nachdem einer der Dorfbewohner, ein gewisser Bodo M., in einem Radiointerview gesagt hatte, im Dorf sei man anfänglich schon davon überzeugt gewesen, dass Silvan Janker stumm wäre. Weil er ja nicht sprach. Dass man später jedoch – als man die Jankers länger gekannt habe – daran zu zweifeln begonnen hätte. Und zwar aus dem simplen Grund, dass Janker sich nicht wie ein Mann benommen hätte, der unter seinem Gebrechen litt. Janker schien sich einfach keine Mühe zu geben, sprechen zu wollen, kommunizieren zu wollen. Vielmehr schien er geradezu stolz darauf gewesen zu sein, anders als alle anderen nicht sprechen zu müssen.

Diese Aussage des Bodo M. wurde von einigen Zeitungen später dann, nachdem das ganze Ausmaß der Tragödie bekannt geworden war, als Beleg dafür angeführt, dass die Urquardter Bevölkerung wohl ein ganz besonderer Menschenschlag sein müsse. Nur so ließe sich doch auf der einen Seite erklären, wie es auf dem Schloss überhaupt zu dieser Tragödie hatte kommen können, ohne dass jemand etwas bemerkt hatte, und auf der anderen Seite, wie es möglich war, dass die Dorfbewohner so weit gehen konnten, zu argwöhnen, dass Silvan Janker etwas anderes war als einfach nur stumm. Eine öffentliche Verurteilung, die sicher vorschnell war, die vor allem aber den Effekt hatte, dass sich von Stund an alle anderen Einwohner Urquardts weigerten, zu dem, was auf dem Schloss vorgefallen war, noch einmal Stellung zu nehmen.«

*Aus: »Die Natur der Bestie. Festschrift für Nils Corbinian Bachmann zum 70. Geburtstag«, München 2017, Nachwort von Ursula Rabinowitz, S. 611 f.*

»Keiner von uns hat das zugeben wollen, aber es war so: Wir mochten Silvan nicht. Wir verstanden nicht, was Habich in ihm sah. Wenn ich heute an die Zeit

zurückdenke, als er ihn uns das erste Mal vorstellte – Janker hatte sich als Student für das Kratylos-Projekt beworben und war Habich in diesem Zusammenhang aufgefallen –, erinnere ich mich, dass mich vor allem eines störte: dass Janker Habich vorbehaltlos ergeben war. Ich kann das gar nicht anders beschreiben. Janker tat, was Habich von ihm verlangte. Aber genau das machte ihn für einen Mann wie Habich natürlich besonders wertvoll. Janker war vielleicht kein brillanter Kopf, aber er war bereit, sich aufzuopfern.

In den Jahren nach Habichs Tod habe ich immer wieder an Janker denken müssen. Für mich hat sein Schicksal etwas Anrührendes, ganz unabhängig davon, unter welchen Umständen er zu Tode gekommen ist oder was er in den letzten Jahren seines Lebens getan hat. Heute ist mir klar, dass er sich von Habich regelrecht hat ausbeuten lassen, auch wenn er für einen Gutteil dessen, was später passiert ist, sicherlich selbst verantwortlich war.

Als ich das erste Mal hörte, dass Habich Janker als Haushälter auf Urquardt eingestellt hatte, dachte ich, dass das für Janker vielleicht eine günstige Fügung sein könnte, hatte er doch immer den Eindruck erweckt, sich in der Philosophie und als Habichs Schüler ein wenig verzettelt zu haben. Als Habich mir dann aber beiläufig erzählte, dass Silvan aufgehört hatte zu sprechen,

erschrak ich doch ein wenig und versuchte herauszubekommen, was dafür der Grund sein könnte. Ob Habich sich jetzt darin versuchen würde, zu einer Art Guru aufzusteigen – mit Janker als seinem ersten Jünger? Doch darauf war Leo nicht weiter eingegangen und hatte stattdessen meine Nachfrage mit einem Scherz abgetan.

Zuerst, unmittelbar nach den Ereignissen vom Oktober 2012, dachte ich, dass Jankers Schweigen nichts anderes gewesen sein konnte als ein weiterer Versuch, den Lehren des Meisters zu folgen. Ein Versuch, es Habich gleichzutun und den Kampf gegen die Sprache aufzunehmen. Erst viel später wurde mir klar, dass diese Einschätzung jedoch nicht erklären konnte, wie es dann zu dem Zusammenstoß mit Karl Borchert gekommen sein konnte. Hätten sie in dem Kampf gegen die Sprache, in den sich Borchert auf Habichs Spuren nach dessen Tod ja begeben hatte, nicht Seite an Seite stehen müssen? Egal wie verquer es für einen Außenstehenden auch wirken muss: Für Borchert und auch für Janker, die sich beide intensiv mit Habichs Ideen auseinandergesetzt hatten, war der Kampf gegen die Sprache ja ein sehr einfaches und durchsichtiges Konzept. Warum aber waren sie dann aufeinander losgegangen?

Erst als ich in Habichs Nachlass, den zu sichten Lara



Kronstedt mich Ende 2012 gebeten hatte, auf die Tonbandaufzeichnung eines Gespräches stieß, das Habich und Janker 2010 geführt hatten, begriff ich die Zusammenhänge: Ursprünglich hatte sich Janker tatsächlich von Habichs Theorie überzeugen lassen und war mit großem Enthusiasmus darauf eingegangen. So war sein Schweigen zunächst ganz in Habichs Sinne der Versuch gewesen, sich gegen das Sprachwesen aufzulehnen. Im Gegensatz zu Habich ist Janker später jedoch zu der Überzeugung gelangt, den Kampf gegen die Sprache nicht gewinnen zu können – sondern im Gegenteil, *gegen sie verloren zu haben*. Ihn trieb nicht die Vorstellung um, die Herrschaft, die die Sprache über ihn hatte, *umdrehen* zu können, er war nicht von der Allmachtsphantasie einer idealen Sprache beseelt. Janker trieb die Vorstellung um, sich der Macht, die die Sprache als Parasit über ihn hatte, *rückhaltlos hinzugeben* und sie sozusagen die totale Herrschaft über sich gewinnen zu lassen.

Und warum? Warum hatte Janker beschlossen, zwar Habichs Theorie vom Sprachwesen zu akzeptieren, später aber gegenüber der Sprache eine derjenigen Habichs genau entgegengesetzte Haltung einzunehmen? Darüber gab Janker in dem aufgezeichneten Gespräch keine Auskunft. Überhaupt ließ Habich ihn kaum zu Wort kommen, und es war deutlich herauszuhören, dass

Habich die Position seines einstigen Schülers nicht weiter ernst nahm. Nur so lässt sich ja auch erklären, dass er Janker gegenüber nicht vorsichtiger gewesen ist. Mir aber schien es, als würde Janker in dem Gespräch versuchen, deutlich zu machen, dass es ihm nicht gelingen könnte, den Kampf gegen die Sprache zu gewinnen – und dass er *deshalb* beschlossen habe, nicht länger gegen sie vorzugehen, sondern sich ihr zu unterwerfen.

Damit aber war Janker am Ende dieses langen Prozesses der Unterwerfung genau das, was Habichs Anhänger heute in einer vielleicht nicht ganz so glücklichen Wortschöpfung als ›Sprachensprecher‹ bezeichnen würden: Jemand, in dem die Sprache sozusagen überhandgenommen, in dem sie den Wirt gänzlich ausgelöscht und verdrängt hat. Jemand, in dem das fragile Gleichgewicht zwischen Parasit und Wirt nicht zugunsten des Wirts – wie Habich es vorhatte –, sondern zugunsten des Parasiten verschoben worden ist. Ein Wesen, das wir uns am Ende vielleicht wie einen Baum vorstellen müssen, der von einer Schlingpflanze, die ihn überwuchert hat, getötet worden ist – der aber als toter Gegenstand noch steht und den mörderischen Parasiten trägt. Eine Vorstellung, die jedem, der glaubt, den Sprachparasiten erkannt zu haben, unmittelbar einleuchten dürfte – und jedem, der die Idee von einem

Sprachparasiten für absurd hält, ihrerseits natürlich vollkommen absurd erscheinen muss.

Es sei dahingestellt, ob man sich zu den Anhängern des ›Vierten Paradigmas‹ hinzuzählt, also von der Existenz des Sprachparasiten überzeugt ist, oder ob man die Ideen, die unter ihnen kursieren, für fehlgeleitet oder gar gefährlich hält: *Wenn* man Janker als ›Sprachensprecher‹, also als jemanden begreift, der den Kampf gegen die Sprache aufgenommen *und verloren* hat, so wird nicht nur verständlich, warum er und Karl Borchert erbittert aufeinander losgehen mussten – sondern auch, warum Janker auch dann noch weiterhin hartnäckig schwieg, als er schon längst nicht mehr an Habichs Seite *gegen* die Sprache kämpfte.

Aufeinander losgegangen sind sie, weil Janker sich als Diener der Sprache verstand, während Borchert gerade erst den Kampf gegen sie aufgenommen hatte. Schweigen aber tat Janker, weil er nicht länger die Sprache der Menschen, sondern die Sprache der Sprache sprach. Da die Sprache, die wir normalerweise sprechen, auch ›normale Sprache‹ genannt wird, und die Sprache, bei der die Machtverhältnisse zwischen dem Parasiten und uns *zu unseren Gunsten* verschoben worden sind, von den Anhängern des ›Vierten Paradigmas‹ auch ›ideale Sprache‹, ist klar, dass diese Anhänger jene Sprache, bei der die Machtverhältnisse *zugunsten des*

*Parasiten* verschoben worden sind, ›Sprachensprache‹ nennen. Dass Janker *diese* Sprache sprach, zwang ihn aber dazu, *in der Öffentlichkeit zu schweigen*, weil es zwangsläufig die Aufmerksamkeit auf den Parasiten gelenkt hätte, wenn jemand ihn, also Janker, die seltsamen Laute der Sprachensprache hätte äußern hören. Eine solche Aufmerksamkeit war schließlich etwas, das der Parasit, und damit auch sein Diener Janker, um jeden Preis vermeiden wollten, denn es wäre für den Parasiten eine lebensbedrohliche Gefahr, wenn die Menschen von seiner Existenz etwas erführen.«

Er lag auf der Terrasse vor dem Haus. Die Kleidung völlig durchnässt. Blutergüsse an Hals und Armen. Das Haar klebte ihm im Gesicht. Verkrusteter Schlamm bedeckte die Hosen. Und seine Haut fühlte sich eiskalt an.

Lara hatte ihn durch die Fenster der Bibliothek entdeckt und war erschrocken nach draußen gelaufen. Sie kniete sich neben ihn auf den Boden. »Karl! Karl?«

Ein Schaudern ging durch seinen Körper – dann krampfte sich seine Hand um ihren Arm. Ein Hustenanfall erschütterte ihn. Die Augen hielt er geschlossen.

Lara legte seinen Arm um ihre Schultern, packte ihn an der Hüfte und zog ihn hoch. »Wir müssen sofort ins Haus. Du bist vollkommen durchgefroren! Was ... was ist denn passiert, um Gottes willen?«

Karl stützte sich auf sie, konnte das Klappern seiner Zähne, das schlagartig eingesetzt hatte, nicht kontrollieren. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber es kam nichts daraus hervor.

»Bist du in den See gefallen?« Sie legte ihn vorsichtig auf das Sofa, kümmerte sich nicht darum, dass er mit seiner dreckigen Kleidung den blau-weißen Bezug verschmutzte, und begann, ihm die durchnässten Sachen vom Leib zu ziehen.

Er half ihr nicht. Unkontrolliert zuckend und zitternd ließ er sich rücklings auf das Sofa sinken, ließ es zu, dass sie ihm die Hosen abstreifte, dass sie seinen Oberkörper aufrichtete, seinen nassen Pullover, Hemd und Unterhemd über den Kopf zog. Dann griff sie eine schwere graue Wolldecke von einem Stuhl, legte sie über ihn, steckte sie fest. »Warte hier. Rühr dich nicht. Ich hole ein Handtuch und noch mehr Decken von oben!«

Karl zog die Wolldecke bis hoch an sein Kinn, die Beine bis zum Bauch. Eiskalt und feucht berührten seine Oberschenkel seine Bauchdecke. Er fühlte sich, als wäre ihm die Kälte buchstäblich bis auf die Knochen

gedrungen. Hatte er vorher Fieber gehabt und war ihm heiß gewesen, so schüttelte ihn jetzt der Frost, egal wie sehr er sich unter der Decke zusammenrollte.

Die ganze Zeit über aber war sie da – die Erinnerung an das, was passiert war.

Er liegt noch dort am Ufer, flüsterte es in ihm. Mit dem Gesicht nach unten. Ein rauhes Stöhnen entrang sich Karls Brust. Er hatte noch den kupfernen Geschmack des Blutes im Mund. Angeekelt griff er mit der Hand, deren Finger kalt waren wie Eis, zwischen die Lippen, wischte über die Zähne, starrte seine Fingerkuppen an. War Blut an ihnen? Doch seine Hand war nur dreckig, der Schlamm hatte sich tief unter die Fingernägel geschoben.

Er verbarg das Gesicht in den Händen. Er hatte ihn getötet. Er hatte ein Stück Fleisch aus seinem Körper herausgebissen und ihn dann getötet.

Im selben Moment hörte Karl Schritte und nahm die Hände von den Augen. Lara kam durch die Bibliothek auf ihn zu. Sie trug eine dampfende Teetasse und hatte Daunendecke und Handtuch unter den Arm geklemmt.

Karl musste an den Körper in dem seichten Wasser am Seeufer denken. Würde er an die Wasseroberfläche getrieben sein? Ans Ufer gespült? Oder in den See hinausgetrieben?

»Hier, trink das«, sagte Lara, legte die Decken aufs

Sofa und reichte ihm die Tasse. »Was ist los? Kannst du reden? Was ist passiert?«

Als er ihr ins Gesicht schaute, merkte er, dass sich in ihren Blick ein Schatten geschlichen hatte. Furcht? Misstrauen? Staunen? Einen Moment lang sah sie aus wie ein kleines Mädchen, das sich erschrocken hatte.

Karl nahm die heiße Tasse aus ihren Händen und nippte daran. Die Wärme der Flüssigkeit tat ihm gut. Der Dampf schlug ihm ins Gesicht.

Spürte Janker die Kälte des Wassers noch? Fühlte man nach dem Tod nichts mehr? War das sicher?

Lara reichte ihm das Handtuch. »Hier. Reib dich trocken.«

Karl schlug die Decke zurück. Die kühle Luft traf seinen entblößten Körper wie ein Messerstich. Rasch warf er das Handtuch um sich, rieb sich fest ab, dann legte er sich zurück aufs Sofa, zog die Daunendecke über sich, darüber noch die Wolldecke. Schließlich griff er erneut nach der Tasse und trank daraus in großen Schlucken.

Lara beobachtete ihn.

Langsam kehrten seine Lebensgeister zurück. Und je mehr sie das taten, desto wirklicher wurde der Gedanke an das, was er getan hatte.

»Er hätte es niemals gewollt«, stieß Karl hervor, wie um sich dagegen zu wehren, »wenn sie ihn nicht dazu

getrieben hätte.«

»Wer, Karl? Wer hätte was niemals gewollt?« Lara hatte sich auf das Sofa zu ihm gesetzt, seine Hände hielten ihre Rechte umklammert wie Zangen. »Um Himmels willen, was ist geschehen? Wovon redest du?«

»Die Sprache hat ihn dazu getrieben. Erst dachte ich, er würde nicht sprechen, weil er schweigen wollte, um sie wie Habich zu bekämpfen. Doch dann ... du hättest ihn sehen sollen, Lara, sie hat sein Gesicht gespielt wie ein Marionettenspieler ... da ist es mir klargeworden ... Der Parasit, er hat in Janker die Oberhand gewonnen.« Karls Augen suchten ihren Blick. »Sie hätte sich auch bei mir eingenistet, nicht nur eingenistet, sie ist ja schon in mir, sie ist es ja, die mit dir gerade spricht – aber sie hätte auch in mir die Oberhand gewonnen, sie hätte mich zersetzt, zerfressen, aufgelöst, hätte sich in meinem Körper breitgemacht, und wer weiß«, seine Augen brannten in ihren Höhlen, »vielleicht hätte sie begonnen, dich zu verführen.«

Lara starrte ihn an.

»Vielleicht ist es ja jetzt schon sie«, stammelte Karl. »Wie willst du das wissen? Sie ist es doch, die zu dir spricht. Habe ich noch Kontrolle darüber? Ich kann es nicht sagen. In jedem Gedanken, den ich zu fassen versuche, ist sie mir ja schon voraus. Sie ist immer schon dort, wohin ich meine Gedanken lenken will. Sie ist ja



auch schon bei dir jetzt! Spürst du es? Wie die Worte, die ich zu dir sage, sich bei dir einnisten, in dir arbeiten, sich zu neuen Assoziationsklumpen zusammenfinden, dich in deinen Entscheidungen beeinflussen, dich steuern –«

»Hör auf!«, schrie Lara ihn an und entriss ihm ihre Hand. »Was soll das! Kannst du dich nicht mehr beherrschen?«

Er spürte, dass sie ihm ansah, wie verwirrt er war. »Oder genießt du es, dich rückhaltlos in dieser Phantasie zu verlieren? Ist es das? Zeit deines Lebens hast du davon geträumt, in unbetretenes Gebiet vorzustoßen – genau wie Habich. Kein Wunder, dass ihr euch so gut verstanden habt. Ihr habt beide davon geträumt, mit der Philosophie die Welt umzustülpen. Was es kosten würde, war euch egal. Und dann hat dich Habich auf diese Idee vom Sprachwesen gebracht. Du kannst nicht ertragen, dass es Unsinn ist. Blödsinn. Scheißdreck!«, rief sie und starrte ihn an. »Hast du kapiert? Hör auf, so zu reden. Oder kannst du nicht anders, weil du dir nicht eingestehen kannst, dass es gescheitert ist – deine Suche nach einer Riesen-Entdeckung, der du bereit warst, alles zu opfern?«

Karls Hände krümmten sich auf der Decke zusammen. »Sie ist nicht gescheitert, Lara. Wo ich jetzt stehe – ich weiß nicht, ob ich nicht lieber wollte, es wäre das alles erst gar nicht geschehen –«

»Hör zu, Karl«, unterbrach sie ihn. »Ich mag dich. Ich will dich nicht verlieren. Ich weiß, dass es funktionieren könnte. Wir könnten versuchen, hier die Dinge zu ordnen, wir könnten versuchen, etwas daraus zu machen, dass wir uns über den Weg gelaufen sind. Aber du musst mir sagen, was geschehen ist.« Sie sah in sein eingefallenes Gesicht, sah die Wangenknochen, die Augenhöhlen, die sich unter der papiernen Haut abzeichneten, sah die Qualen, die sich in seinem Blick reflektierten – und versuchte noch einmal, zu ihm durchzudringen. »Du darfst die Sache mit deinem Vater nicht auf die leichte Schulter nehmen, Karl. Das hätte jeden umgeworfen. Komm erst mal zur Ruhe, dann sehen wir weiter.«

»Aber ich hab ihn doch umgebracht«, hauchte er.

»Wen hast du umgebracht?«, flüsterte sie, und in ihren Augen spiegelte sich, wie sie begriff, dass er nicht mehr zu retten war.

»Janker«, sagte er und sah, wie es in sie einsank. »Im See.« Dann schloss er die Augen, um nicht wahrzunehmen, wie sie ihn anschaute. Wie durch einen Schleier hindurch hörte er, dass sie aufstand, wie sich ihre Schritte entfernten. Dann klappte die Glastür, die zum Garten führte. Sie war in den Park gegangen, zum Seeufer, um nach Janker zu suchen.

Aber das störte ihn nicht. Denn vor seinem geistigen

Auge hatte es wieder begonnen. Und was er dort diesmal sich entfalten sah, ließ alles, was er jemals zuvor gedacht, geträumt oder imaginiert hatte, weit hinter sich.

Musste nicht alles, was er von der Welt wusste, in ihm sein? Und er in der Welt? Mit der Welt in sich?

Es kam ihm so vor, als zögen seine Gedanken ihn hinter sich her wie zwei Pferde, die ihm längst durchgegangen waren. Noch hielt er sich auf den Beinen, noch konnte er ihnen, wenn er sich voll konzentrierte, hinterherrennen – aber er spürte, jeden Moment ließen seine Kräfte ein wenig mehr nach, jeden Moment konnte er stürzen, dann würden sie ihn mitschleifen ...

Und die Zügel schießen lassen? Aber sie waren doch so unabtrennbar an ihm festgewachsen, als hätte man die Zügel an seine Hände geschmiedet! Würde er straucheln, sie würden ihn hinter sich herschleifen und nicht einmal bemerken, dass sie ihn zu Tode brachten.

Also lief er. Wie um sein Leben. Einmal versuchte er sogar, sie einzuholen, sich wieder zum Lenker, zum Bestimmenden aufzuschwingen – doch statt sich überholen zu lassen, rasten sie nur immer schneller, immer rücksichtsloser, immer tollkühner über alles hinweg, was sich ihnen in den Weg stellte.

War es beim ersten Mal ein Schauen, beim zweiten

ein Erschaffen gewesen, empfand Karl den Flug, den Sturz durch seine Innenwelt diesmal als Qual, die Qual des Nicht-aufhören-Könnens.

Da wurde ihm plötzlich bewusst, dass er diesmal ja gar nicht im Labor war, nicht unter der Spule saß, dass er anders als die beiden Male zuvor diesmal gar keiner Stimulation ausgesetzt war. Es hatte *von selbst* angefangen! Wie Jekyll hatte er sich von selbst in Hyde verwandelt, in ein hilflos durch seine Visionen stolperndes Wrack. *Das* war es, was der Erfahrung diesmal den so alarmierenden Charakter beimischte. Er konnte nicht aufhören, auch wenn er gewollt hätte. Hätte er vorher die Spule ausgeschaltet, es wäre vorbei gewesen. Was aber sollte er diesmal ausknipsen?

Und dann sah er ihn. Den Parasiten, ein Wesen, das sich nicht abwandte, dem er ins Angesicht sah, und dessen Angesicht sich doch im nächsten Augenblick schon verlor, als es sich auflöste in ein Rascheln, in das Geräusch eines unsichtbaren Getiers, das kroch, sich bewegte, vorwärtsfraß, das Geräusch eines aufgesplitterten Körpers, dem trotzdem ein einzelner Wille innewohnte, ein Rascheln, von dem Karl jetzt, als er es als von sich abgekoppelt wahrnahm, schlagartig begriff, dass es nicht das Rascheln seiner Gedanken war, sondern eines Wesens, das ihnen vorauslag, immer schon

vorausgelegen hatte – aber nicht vorausliegen *musste*.

Alles Weitere war wie immer schon realisiert – durch alles Vorausliegende determiniert. Die Zukunft lag vor ihm. Jahrtausende durchmessend, flog Karl vorwärts, nicht als einsamer Beobachter, sondern aufgespalten in Millionen und Abermillionen von Ich-Kernen, die sich in alle nur erdenklichen, logisch möglichen Perspektiven versetzten, die ihrerseits keinen Kern mehr hatten, sondern im Sein ihrer Gestalt erfüllt waren. Sie waren nicht fühlend, denkend, hoffend oder sonst wie differenziert, sondern nur noch in der Bewegung, zu schnell, als dass jedwede Reflexion noch möglich gewesen wäre, aber in der Bewegung sich realisierend und darum randvoll sozusagen, aufgehoben, aufgelöst, wie sich ausbreitendes Licht, immer schwebender, dünner, unhaltbarer, verfließend.

Er stand vor dem Schloss im Park. Er wusste nicht mehr, wie er dort hingekommen war, aber er wusste, wo er hinwollte. War Lara noch beim See? Am Ufer war sie nicht zu sehen. Es war schon dunkel – nur über den Bäumen am gegenüberliegenden Ufer war noch der letzte matte Lichtschein des Tages zu erkennen.

Er hatte die Sprache besiegt, erfüllte es Karl, und er hielt auf das kleine Wohnhaus der Jankers zu. Er musste nicht mehr warten, bis ein Gedanke klar war – bis er so war, wie er ihn wollte. Er musste die Gedanken nicht mehr wälzen, bis sie passten, sie kneten, umbauen, umstellen. Sie waren unmittelbar so, wie er sie wollte. Wie sie kamen, so wollte er sie. Wie er sie wollte, so kamen sie. Es war der Beginn einer neuen Epoche. Er würde den Menschen zeigen, wie sie seinem Weg folgen konnten. Es war ja so einfach.

Es gab nur eine Gefahr. Das Kind der Jankers. Das zweite. Hatte Janker es nicht aufgezogen in vollkommener Isolation? Um es vor der Sprache zu

schützen? Nein! Um sie ihre größten Triumphe feiern zu lassen! Um es an die Sprache auszuliefern! Es war der Keim einer *anderen* neuen Epoche. Der Epoche der absoluten Herrschaft der Sprache über den Wirt. In der sie die Menschen endgültig unterjocht haben würde. Er musste handeln, bevor es zu spät war. Warum hatte er sich von der Suche nach dem Kind vorhin nur abbringen lassen.

Karl begann zu laufen. Schon von weitem konnte er erkennen, dass die geborstene Haustür noch offen stand. Als er hindurchtrat, kam ihm Basti entgegen. Die Augen des Jungen waren weit aufgerissen.

»Was ... was war denn hier los?«, stammelte er.

»Basti!« Mit dem Jungen hatte Karl nicht gerechnet. Aber er durfte sich jetzt nicht ablenken lassen. »Wo ist deine Mutter?«

»Noch einkaufen. Ich war bei einem Freund im Dorf und sollte zum Abendbrot nach Hause kommen. Sie muss gleich da sein.« Seine Augen wanderten durch das Wohnzimmer, bevor er wieder zu Karl sah. »Wo ist Papa?«

Karl brach der Schweiß aus. »Hör zu, Basti ...« Er fühlte, wie seine Zunge im Mund schwer wurde. Wie sollte er dem Jungen das erklären? »Das ist alles ziemlich kompliziert ... Ich ... warum gehst du nicht in dein Zimmer?«



»Hast du Papa gesehen?«

Karl hockte sich hin, um mit dem Jungen auf einer Höhe zu sein. Er sah Basti an, wie er ahnte, dass etwas Schlimmes passiert war. Aber Basti konnte sich nicht vorstellen, was. Dazu war er noch zu klein. Seine Sorge war noch ganz aufgehoben in dem Wissenwollen, was los war.

»Komm.« Karl nahm ihn an der Hand. Wollte ihn auf sein Zimmer bringen, um dann nach dem Kind zu suchen. Er hatte keine Zeit zu verlieren. Wenn Lara Janker im See gefunden hatte, würde sie nicht zögern, die Polizei zu rufen. Sie würden Karl festnehmen, fortbringen, einsperren. Dann würde Frau Janker das Werk ihres Mannes fortsetzen können. Das durfte er nicht zulassen.

Aber Basti machte sich los. »Ich will zu meinem Papa!« In seinen Augen blitzten plötzlich Tränen. »Was ist denn mit ihm? Er ist doch sonst immer da.«

Karl wusste nicht, was er sagen sollte – da schien der Junge zu begreifen. »Was machst du hier? Wieso ist die Tür aufgebrochen? Was willst du von uns?«

Karl hockte sich wieder hin. »Basti, hör mir gut zu. Ich mag dich, ich will dir nichts tun. Du kannst das noch nicht verstehen, ich versprech dir, ich erkläre es dir, wenn du größer bist ... Es hat etwas mit Herrn Habich zu tun, mit seiner Forschung.«

Basti schaute Karl verunsichert an, versuchte, seinen Worten zu folgen. Karl spürte, dass der Junge hoffte, endlich zu verstehen, was um ihn herum geschah. Dass sich stattdessen aber alles nur immer mehr noch für ihn verwirrte.

»Geh jetzt«, stieß Basti hervor. »Lass mich in Ruhe!«

»Basti –«

Da schlug der Junge mit seiner kleinen Faust in Karls Richtung. »Hast du was mit Papa gemacht? Geh endlich. Ich will das nicht. Ich will auf meine Mama warten.«

»Ich kann jetzt nicht gehen«, flüsterte Karl. »Ich muss erst das andere Kind finden.«

Basti erstarrte.

»Weißt du, wo es ist?«

Basti schaute ihn an, er reagierte nicht.

»Haben es deine Eltern im Haus versteckt?« Karl ergriff den Arm des Jungen.

»Ich ... ich darf darüber nicht reden«, flüsterte Basti, jetzt die nackte Panik im Gesicht.

»Ist es hier im Haus?«, bohrte Karl weiter und verstärkte den Griff, mit dem er Bastis Arm festhielt.

Bastis Atem ging schneller. »Ich ... das dürfen Sie nicht wissen«, wisperte er, »warum lassen Sie mich nicht endlich in Ruhe.«

»Wie heißt es denn?«, fragte Karl. »Warum kannst du mir das nicht sagen?«

Da konnte der Junge nicht länger an sich halten. »Was wollen Sie der Kleinen denn tun? Sie ist doch noch so klein. Die ist doch noch fast ein Baby. Tun Sie ihr nichts, Herr Karl, die Kleine, die ist doch immer allein in dem Zimmer. Die kann doch niemandem was tun.«

Karl erhob sich, zeigte auf die Tür, die hinter der Küche abging und in den Keller zu führen schien. »Ist es dort? Im Keller –«

Weiter kam er nicht, denn plötzlich hatte sich Basti losgerissen und rannte. Durch das Wohnzimmer zur Küche, schon hatte er die Kellertür aufgerissen, war hindurchgeschlüpft, und Karl hörte ihn die nackten Steinstufen der Kellertreppe hinunterpoltern.

Langsam ging er dem Jungen nach.

Im Keller war es dunkel. Karl tastete nach einem Lichtschalter, fand aber keinen. Von dem Jungen war nichts zu sehen. In dem schwachen Schein, der die Kellertreppe hinunterfiel, erkannte er, dass der Gang weiter reichte, als es das kleine Haus hätte vermuten lassen. Offensichtlich führte er bis hinein in das Erdreich, das hinter dem Haus anstieg.

Karl folgte dem Gang. Passierte mehrere hölzerne Türen, die sich ohne weiteres öffnen ließen. Der Heizungskeller, eine Abstellkammer mit einem Werkzeugregal, eine Waschküche. Die letzte Tür jedoch war verschlossen. Und sie war nicht aus Holz, sondern aus Metall.

Karl schlug dagegen. »Basti?«

Der Junge musste dahinter sein. Aber es kam keine Antwort. Karl warf einen Blick auf seine Uhr. Kurz vor sechs. Frau Janker musste jeden Augenblick zurückkommen. Und Lara hatte wahrscheinlich längst die Polizei alarmiert.

Das ganze Haus schien zu erbeben, als der erste Hieb den

Rahmen der Tür traf. Karl holte mit dem schweren Vorschlaghammer, den er aus dem Werkzeugregal geholt hatte, erneut aus, schwang ihn seitlich an sich vorbei und ließ ihn mit voller Kraft gegen die Kellertür knallen. Er wollte Basti nicht weh tun. Er musste vorsichtig sein.

»Geh von der Tür weg, Basti. Ich komm jetzt rein.«

Der Krach schmerzte in seinen Ohren. Hart brach sich der Schall von Stahl auf Metall in den engen Wänden des Kellerflurs Bahn. In dem Raum dahinter musste es die Hölle sein.

»Basti? Hörst du mich? Mach die Tür auf. Dann brauch ich nicht länger zu hämmern.«

Er lauschte. Keine Antwort.

Es krachte. Karl hatte erneut gegen die Tür geschlagen. Und diesmal war es nicht nur der Knall des Hammers auf dem Metallrahmen gewesen. Sondern auch das Bröckeln des gemauerten Türrahmens.

Karl spannte die Muskeln an, ließ den Hammer sausen und biss die Zähne zusammen, als der Stahlklotz gegen den Rahmen schlug. Mörtelstaub begann den Gang zu erfüllen. Wieder holte er aus. Und als der Hammer diesmal auf den Rahmen knallte, brach die Verankerung aus der Mauer. Für einen Moment durchzuckte Karl der Gedanke, dass Basti hinter der Tür stehen und sich verletzen könnte. »Bist du weg von der Tür, Junge?«, schrie er.

Dann hörte er es husten.

Er warf den Hammer weg und zog vorsichtig an der Tür. Sie steckte noch im Rahmen, fest verriegelt, aber der Rahmen war herausgebrochen. Die Tür rührte sich nicht, sie war verkeilt. Durch einen Spalt, der entstanden war, konnte Karl jedoch in das Zimmer dahinter blicken. Es brannte Licht. Er sah Basti an der gegenüberliegenden Wand stehen. Mit einem kleinen Kind auf dem Arm. Es sah aus, als ob es keine zwei Jahre alt war, und trug einen grünen Schlafanzug, auf den kleine gelbe Teddybären gedruckt waren. Sein Köpfchen hatte es an die Brust des Bruders geschmiegt.

Ein Mädchen.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, flüsterte Karl Basti zu. Aber die Worte kamen rauh aus seinem Mund. Nicht nur, weil er wusste, dass er die beiden Kinder zu Tode verängstigt haben musste. Sondern auch, weil er wusste, dass es nicht wahr war. Basti würde er nichts tun. Aber was war mit der Schwester – was hatte er mit ihr vor?

Karl beugte sich herunter und griff erneut nach dem Hammer. Jetzt, wo aus dem Zimmer Licht in den Gang fiel, war alles einfacher. Er steckte den Stiel des Hammers wie einen Hebel in den Spalt und stemmte sich dagegen. Es knackte, dann kam die Tür ins Rutschen,

schwang über eine Ecke – und verkeilte sich erneut. Diesmal jedoch so, dass Karl durch die entstandene Öffnung hindurchklettern konnte.

Basti hatte seine dünnen Arme um das Schwesterchen gelegt, presste es an sich, die Lippen an ihrem Ohrchen. Er drückte sich in die Ecke des Zimmers, dorthin, wo er am weitesten von Karl entfernt war.

»Gib mir die Kleine, Basti«, sagte Karl, der jetzt durch die Türöffnung gekrochen war, und streckte die Arme aus. Langsam richtete er sich auf und näherte sich, einen Fuß vor den anderen setzend. »Gib sie mir und dann geh nach oben.«

Er sah, wie das Mädchen seinen Kopf noch dichter an den Körper des Bruders drückte. Es wagte nicht, sich zu Karl umzudrehen.

Karl blieb stehen. Der Raum, in dem er sich befand, war liebevoll als Kinderzimmer eingerichtet. Die Eltern hatten ihre Tochter hier unten eingesperrt. Was willst du denn tun?, schoss es ihm durch den Kopf. Aber dann sagte er sich, dass ihm niemand glauben würde. Er war gewaltsam in das Haus eingedrungen, er hatte Janker getötet. Sie würden sagen, dass *er*, Karl, die Gefahr war – nicht die Eltern der Kleinen. Sie würden *ihn* festnehmen, nicht Janker und seine Frau. Und die Mutter würde die Kleine wieder in ihre Gewalt bekommen. Sie würde dort weitermachen, wo er sie jetzt unterbrochen

hatte. Sie würde ihre Tochter der Sprache opfern. Sie würde dafür sorgen, dass sich die Sprache in ihrer übermächtigen Form, die sie dabei war, in der Kleinen anzunehmen, weiter ausbreiten würde. Dass sie die Menschen endgültig in ihre Gewalt bekam – und – ja! – vernichten würde. So wie die Sprache Janker restlos ausgehöhlt hatte, würde sie auch alle anderen aushöhlen. Das durfte er nicht zulassen.

Und mit einem plötzlichen Satz war Karl bei dem Jungen, seine Hände griffen nach dem Körper der kleinen Schwester, mit Grausen sah er, wie groß sie wirkten im Vergleich zu den Armen des Bruders, schon packte er zu, sah, wie Bastis Gesicht sich verzerrte, weil er wusste, dass er den Griff lockern musste, dass er ihr weh tun würde, wenn er festhielt ...

Im selben Moment traf es ihn. Es tat nicht weh. Das Erste, was Karl spürte, war ein warmer, klebriger Saft, der an seinem Hals hinunterrann. Von dem Schlag benommen, machte er einen Schritt zurück, fasste sich an den Hinterkopf, fühlte, dass seine Haare verklebt waren – und bemerkte, dass sich seine Sicht seltsam verformte. Verwirrt schüttelte er den Kopf, wollte die Klarheit seiner Wahrnehmung mit einer raschen, gezielten Bewegung wiederherstellen – verlor dadurch aber das Gleichgewicht und rutschte zu Boden. Nur



verschwommen sah er, wie Basti – das Schwesterlein noch immer auf dem Arm – über ihn hinwegstieg und aus dem Zimmer rannte. Dann hörte er ihre Stimme.

»Es tut mir leid, Karl ... ich wollte das nicht ... aber das Kind ... du hattest die Hände schon an dem Kind ... und Janker ... im See ...«

Er lächelte. Es war Lara. Mühsam verlagerte er sein Gewicht und rollte auf den Rücken. Es pikte, als sein Hinterkopf auf den bunten Kinderteppich drückte – dann sah er sie. Sie hatte ihm mit dem Hammer den Kopf eingeschlagen. Das musste es sein. Jetzt kniete sie neben ihm, das Gesicht aufgelöst.

»Ich hab den Notarzt schon gerufen«, hauchte sie, die Worte flogen aus ihrem Mund, »er muss gleich da sein, ich wusste nicht, was ich machen sollte ... was ist nur mit dir, Karl, was wolltest du den Kindern denn antun?«

Karl sah sie nachdenklich an. Er spürte, wie die Kräfte aus ihm herausflossen. Wie seine Zeit ablief. Hatte er dem Jungen wirklich das Schwesterchen aus dem Arm reißen wollen? Was war nur in ihn gefahren? Er war müde ... und spürte, dass er die Kontrolle über seine Gedanken, die ihn auf dem Weg zu dem Häuschen noch so beflügelt hatte, wieder verloren hatte. Er konnte nicht länger steuern, was er denken wollte. Es waren vielmehr Eindrücke, die auf ihn einstürmten.

Und plötzlich wurde ihm klar, dass er sich geirrt

haben musste. Es war nicht so, dass er in der letzten Vision die lang ersehnte Herrschaft über die Sprache erlangt hatte. Vielmehr hatte *sie die Herrschaft endgültig über ihn erlangt*. Oder nicht? Sie hatte ihn besiegt – nicht er sie. Sie wollte nicht entdeckt werden. Sie wollte versteckt bleiben im Menschen. Sie war ein Parasit. Sie konnte ohne den Wirt nicht leben. Wer sie entdeckte, war für sie eine Gefahr. Eine Gefahr, die sie bannen musste. Deshalb hatte sie ihn erst gegen Janker, dann gegen Jankers Tochter aufgehetzt – und ihm zugleich vorgegaukelt, er würde nicht für, sondern gegen sie agieren. Sie hat ihn regelrecht in den Tod getrieben. Wenn die Sprache ihn nicht völlig verwirrt hätte, wäre er doch niemals auf die Idee gekommen, der Kleinen etwas anzutun. Natürlich hätte er versuchen können, Bastis Schwesterchen zu befreien, wenn die Sprache ihm nicht eingeflüstert hätte, dass das unmöglich war. Vielleicht hätte er mit der Kleinen sogar beweisen können, dass die Sprache ein Parasit war. Er war auf dem besten Wege gewesen, ihr auf die Schliche zu kommen. Sie hatte sich gegen ihn verteidigen müssen. So hatte sie auch Habich schon in den Tod getrieben. Und jetzt ihn.

Mit großen Augen blickte Karl Lara an, die seine Hand genommen hatte.

»Was ist nur in dich gefahren«, sagte sie, und er sah,

wie verstört sie war. »Wir hätten glücklich werden können. Wir beide«, flüsterte sie.

Hatte sie recht?, fragte sich Karl. Hätte er einen anderen Weg nehmen können? Er lächelte. Und langsam begann das Bild, vor seinen Augen zu verfließen. Er spürte, wie Lara den Druck auf seine Hand verstärkte.

»Karl! *Karl!* Du musst wach bleiben jetzt. Der Arzt wird gleich hier sein!«

Aber er konnte nicht länger wach bleiben. Er lächelte, damit sie sich keine Sorgen machte, und schloss die Augen. Noch einmal glomm ein Bild in seiner Vorstellung auf. Es war Basti, mit dem Schwesterchen auf dem Arm. Sie standen auf dem Rasen vor dem Haus, die Kleine hielt noch immer ihr Köpfchen an Bastis Brust geborgen. Sie waren noch immer verstört – aber sie wussten, die Bedrohung war jetzt vorüber.

Dann verschwamm auch dieses Bild, und Schwärze breitete sich aus, als würde jemand ein Tintenfass in seinem Inneren ausschütten. Karl wollte noch einmal die Augen öffnen, um Licht hereinkommen zu lassen, aber dann spürte er, dass der Versuch allein schon titanische Kräfte verlangt hätte. So blieb er einfach liegen und fühlte, wie sich seine Empfindung des Drucks von Laras Hand langsam auflöste, genoss das, was er davon noch spürte, solange es ging, spürte dann noch, dass er da war, auf der Welt, auch wenn nichts mehr von ihr in sein

Bewusstsein drang, fühlte schließlich, wie er schwer ausatmete, wie die Wellen der Schwärze über ihm zusammenschlugen, ihn durchdrangen, ihn verteilten, ihn auslöschten.

## Epilog

Zwei Monate waren seit Karls Tod vergangen. Es war ein kalter Wintertag, aber der Himmel war wolkenlos, und die tiefstehende Sonne schien direkt auf die Terrasse vor dem Seitenflügel von Urquardt.

Lara saß, dick in eine Woldecke eingewickelt, an einem rollbaren Tischchen einer älteren Frau gegenüber, die sich ebenfalls mit einer Decke gegen die Kälte geschützt hatte. Neben den beiden Frauen stand ein Gas-Pilz, wie er von manchen Restaurants an kälteren Tagen neben die Tische auf der Straße gestellt wird. Eine bläuliche Gasflamme zischte aus dem Kolben des Pilzes und spendete eine angenehme Wärme. Auf dem Tisch standen Gebäck, Teetassen und eine Kanne, aus der Lara hin und wieder sich und ihrem Gast einschenkte.

Ihr Gast war Ursula Rabinowitz. Vor einigen Wochen hatte Lara sie gebeten, ob sie sich nicht um Habichs Nachlass kümmern könnte, nach dem die Universität in Berlin immer wieder angefragt hätte. Und die kleine,

hagere Frau hatte nicht gezögert, die Arbeit zu übernehmen, die Karl ursprünglich hatte beginnen sollen.

Rabinowitz war vormittags mit dem Wagen eingetroffen und hatte sich auch gleich einverstanden erklärt, als Lara ihr angeboten hatte, für die Zeit ihrer ersten Sichtungen ins Gästezimmer zu ziehen. Nach einem leichten Mittagessen hatten sie und Lara sich auf die Terrasse in die Nachmittagssonne gesetzt. Natürlich hatte Rabinowitz davon gehört, was auf Urquardt inzwischen vorgefallen war. Sie wusste auch, dass das Innenministerium eine Kommission eingesetzt hatte, von der die Ereignisse und Umstände untersucht werden sollten, die mit den Todesfällen von Habich, Janker und Karl zusammenhingen. Auf Habichs Beerdigung hatte sie darüber mit Lara zwar nicht sprechen wollen. Jetzt aber brannte sie darauf, Näheres zu erfahren.

Lara fiel es nicht leicht, darüber zu reden. Sie hatte sich zurückgelehnt, die Augen hinter einer braunen Sonnenbrille verborgen, und beobachtete, wie ein kleiner Junge auf dem Rasen jenseits der Terrassenbalustrade versuchte, einem Mädchen das Fahren auf einem Bobbycar beizubringen.

»Kommt lieber hierher auf den Steinboden«, rief sie den Kindern zu. »Auf dem Gras fährt das Ding doch nicht richtig.«

Basti schaute auf. »Leonie will nicht. Ich habe es ihr

schon die ganze Zeit gesagt.« Und damit wandte er sich an die Kleine, die sich abmühte, mit ihren kurzen Beinchen das Plastikgefährt in Schwung zu bringen. »Hab ich es dir gesagt, oder nicht?«

Leonie hielt in ihren Bemühungen inne und sah ihn fragend an. Vorsichtig griff er der Zweijährigen unter die Arme, hob sie hoch, dass sie wie eine Katze etwas unglücklich herunterhing, und trug sie die wenigen Schritte zu der Terrasse. Dort setzte er sie wieder ab, kehrte zu dem Bobbycar zurück und schleppte das rote Gefährt ebenfalls zu dem gepflasterten Grund.

Leonie beugte sich nach vorn und starrte ihren Bruder an. »Nein! Zurück!« Wild entschlossen zeigte sie erst auf das rote Spielzeug, das ihr Bruder gerade neben sie auf den Boden gestellt hatte, und dann auf den Rasen, von dem er es geholt hatte.

»Sie können sich vorstellen, dass Frau Janker das Sorgerecht für beide Kinder entzogen wurde, als sich herausstellte, was sie und ihr Mann ihrer Tochter angetan hatten«, erzählte Lara und sah Rabinowitz an, nachdem sich die Kinder wieder ein wenig vom Tisch entfernt hatten. »Erst dachte ich, es wäre vielleicht das Beste, wenn die Kinder nie wieder in dem Park spielen müssten, in den Leonie ja ab und zu von ihren Eltern geführt worden war. Aber dann ...« Sie griff nach ihrer Teetasse, führte sie an den Mund, nahm einen Schluck.

Rabinowitz wartete ab.

»Ich habe ein paar Wochen mit den Behörden darüber beraten, wie wir vorgehen sollten«, fuhr Lara fort. »Irgendwann kam es mir so vor, als würde alles andere nicht mehr in Frage kommen. Die Kinder sollten bei mir bleiben. Und zwar hier, auf Urquardt.« Lara stellte die Tasse wieder hin, setzte die Sonnenbrille ab und legte sie vor sich auf den Tisch. »Frau Janker«, sie senkte die Stimme, damit die beiden Kinder, die sich dem Tisch wieder näherten, nicht hörten, dass sie von ihrer Mutter sprach, »ist in Haft gekommen. Ab und zu fragen die Kinder nach ihr, einmal bin ich hingefahren, um sie mit Basti zu besuchen. Es war eine traumatische Erfahrung für den Jungen.«

Laras Gesicht spannte sich bei der Erinnerung an. »Er liebt sie, sie ist seine Mama. Aber er weiß auch, dass seine Eltern seiner Schwester ein schweres Unrecht zugefügt haben.«

Sie sah zu Leonie, die inzwischen wieder das Bobbycar auf den Rasen getragen hatte, sprach aber weiter zu Rabinowitz. »Die Kleine hat die Erlebnisse noch lange nicht überwunden. Dreimal die Woche kommt eine Therapeutin hierher und arbeitet mit ihr.«

»Was hatten die Eltern denn mit Leonie vor?« Rabinowitz sah Lara fragend an. »Gibt es darüber jetzt Klarheit?«



Lara atmete aus. »Janker ist tot, seine Frau schweigt, und die Therapeutin ist sich nicht sicher. Fest steht, dass die Eltern angefangen haben, Leonie eine Sprache beizubringen, die niemand versteht. Sie vergisst sie auch schon wieder, saugt wie ein Schwamm unsere Sprache auf. Die Therapeutin vermutet, dass Janker ein Experiment mit seiner Tochter vorhatte, dass er ihr eine neue Art von Sprache beibringen wollte und dass er sie deshalb von allen anderen Kindern isoliert hat.«

Rabinowitz ließ den Blick ebenfalls zu dem Mädchen wandern, das mit hochrotem Kopf versuchte, das Bobbycar über den Rasen zu fahren, aber nur in Millimeterschritten vorankam. Basti, der hinter ihr gestanden hatte, beugte sich vor und schob sie an. Rumpelnd holperte das Plastikwägelchen ein paar Schritte weiter. Leonie strahlte. Und Basti lächelte.

»Die Therapeutin sagt, dass sich so schnell nicht entscheiden lässt, welche Langzeitfolgen die Erlebnisse für Leonie haben werden«, fuhr Lara fort, »aber sie ist zuversichtlich, dass die Kleine sich voll und ganz erholen wird.«

»Und Karl?«, fragte Rabinowitz und warf Lara einen Blick zu.

Ihr fiel auf, dass Lara sich sichtbar verändert hatte, seitdem sie sie zum letzten Mal gesehen hatte. Ihr Gesicht schien durchscheinender geworden zu sein, das

Hübsche zurück- und die Züge ihrer Persönlichkeit schärfer hervorgetreten zu sein. Lara war noch immer eine Frau von beeindruckender Attraktivität, ihr braunes, glänzendes Haar floss noch immer üppig über ihre Schultern, in ihren Augen konnte es noch immer schalkhaft aufblitzen – und doch war ein ernster Zug in ihren Blick getreten, der sich nie mehr ganz auflöste. Als könnte sie über das, was geschehen war, auch in den ausgelassensten Momenten nicht aufhören nachzudenken. Rabinowitz hatte gehört, dass es ein Ermittlungsverfahren wegen Karls Tod gegeben hatte, in dem sich Lara für das, was vorgefallen war, zu verantworten gehabt hatte. Sie wusste aber auch, dass eindeutig festgestellt werden konnte, dass Lara richtig gehandelt hatte, dass sie so handeln musste, um die beiden Kinder vor der lebensbedrohlichen Gefahr, die von Karl Borchert ausgegangen war, zu schützen.

»Er war vollkommen außer sich«, sagte Lara und warf Rabinowitz einen Blick zu. »Habich hatte ihn mit seinen Ideen wie mit einer Krankheit angesteckt.«

Schweigend saßen die beiden Frauen eine Weile nebeneinander, während die Kinder das rote Gefährt über den Rasen bugsierten. Langsam schien Leonie den Dreh rauszuhaben.

»Glauben Sie, an Habichs Theorie ist etwas dran?«, fragte Rabinowitz schließlich.

Lara atmete aus. »Karls Verfall ging rasend schnell«, sagte sie. »Es dauerte keine sechs Tage. Trotzdem konnte ich ziemlich genau beobachten, wie die Entwicklung voranschritt. Erst hat er darüber gelacht. Natürlich war Habichs Idee von einem eigenständigen Sprachwesen aberwitzig. Karl wusste aber auch, dass Leo kein Dummkopf war. Und die historischen Belege, die Leo gesammelt hatte, waren erstaunlich. Am stärksten jedoch hat Karl sein Selbstversuch beeindruckt. Im Grunde genommen, hat er sich davon nicht mehr erholt.« Sie blickte Rabinowitz in die Augen. »Ich habe viel darüber nachgedacht, aber ich weiß es nicht: Ist durch die Stimulation ein physiologischer Prozess in Gang gesetzt worden, den Karl als eine Art Halluzination wahrgenommen hat, wobei diese Halluzination reine Einbildung war und keinerlei Entsprechung in der Wirklichkeit hatte? Oder aber ist durch die Stimulation wirklich das eingetreten, was Leo sich davon versprochen hatte? Ist durch Karls besondere Verfassung, durch das Implantat seines Vaters, das er in sich trug, etwas in ihm ausgelöst worden, was eben über die Qualität einer Halluzination, einer puren Illusion hinausgeht? Ist es ihm dank des Implantats gelungen, die Macht des Sprachwesens über seinen Geist zu besiegen – und dem Wesen schließlich selbst zu begegnen?«

Sie beugte sich vor und fuhr fort: »Woher soll ich das

wissen? Karl war durch die Operation seines Vaters einzigartig. Niemand hat in seinem Sprachzentrum jemals so eine Elektrode gehabt wie er. Natürlich könnte ich anfangen, selbst Versuche in dem Labor durchzuführen. Aber ich könnte niemals zu den Ergebnissen gelangen, die er erreicht hat. Nicht zuletzt deswegen hat sich Leo ja darum bemüht, gerade Karl hierherzubekommen.«

»Hat er denn nichts gesagt?« Rabinowitz beugte sich ebenfalls vor. »Karl, meine ich. In den letzten Tagen. Etwas, was Aufschluss darüber gibt, ob er nur phantasiert hat oder ob sich mehr dahinter verborgen hat.«

»Wir haben in den Tagen vor seinem Tod unentwegt miteinander gesprochen. Aber es war nicht einfach, seine Ausführungen zu bewerten. Immer wieder unterbrach er sich, gequält von der Idee, dass das, was er sagte, ja nicht von *ihm* gesagt werden würde, sondern von dem Wesen. Gepeinigt von der Frage, ob das, was er sagte, ihn zu einer Aufklärung oder im Gegenteil in die *andere* Richtung führen würde, dorthin, wohin ihn die Sprache haben wollte, in die Täuschung also, in den Irrtum, aus dem er sich ja gerade befreien wollte.«

Lara hielt inne. Die Erinnerung an die Gespräche mit Karl schien ihr zu schaffen zu machen. Dann hob sie noch einmal ruckartig den Kopf. »Letztlich glaube ich, dass der Preis dafür, das Sprachwesen zu erkennen, der

Verstand ist.« Ihre Augen ruhten auf Rabinowitz.

Die dachte ein wenig nach, bevor sie antwortete. »Also glauben Sie, dass Leo richtiggelegen hat? Dass es wirklich das Wesen gibt? Dass dieses Wesen es ist, was auch jetzt wieder in uns, aus uns spricht?«

Lara lächelte. »Es klingt verrückt, oder? Ich weiß nicht, wie weit ich gehen soll. Natürlich fällt es mir nicht schwer, den Gedanken von Karl und Leo zu folgen. Es ist ja so einfach: Einmal die Idee begriffen – die Sprache ist ein Wesen, das von uns unabhängig ist –, und schon wird sie zu einer völlig einsichtigen, sozusagen dreidimensionalen Vorstellung. Man sieht das Vieh förmlich in seinem Hirn sitzen. Gleichzeitig macht einem diese Vorstellung aber auch erheblich zu schaffen. Denn wir sind ja für uns im Wesentlichen durch unsere Gedanken konstituiert. Und die bestehen aus Sprache. Wenn die Sprache aber etwas uns Fremdes ist, entfremden wir uns sozusagen zutiefst von uns selbst.«

Rabinowitz nickte. Es war das erste Mal, dass sie sich mit jemandem über Habichs Theorie unterhielt. Und sie spürte instinktiv, an welche Abgründe einen die Vermutung ihres alten Freundes heranführte.

»Vielleicht ist das wirklich der Trick, mit dem sich das Wesen schützt«, fuhr Lara fort. »Man kann es erkennen – aber nur um den Preis, darüber den Verstand oder das, was wir heute unter Verstand verstehen, zu

verlieren. Manchmal kommt es mir so vor, als sei dieser Zusammenhang selbst der beste Beweis für seine Existenz.«

Sie blickte wieder zu der Wiese, auf der die beiden Kinder kehrtgemacht hatten und auf dem Weg zurück zur Terrasse waren. »Ist die Sprache also unser Feind? Auch darüber habe ich mit Karl viel gesprochen.«

»Und was meinte er?«

»Dass sie so lange dein Freund ist, wie du dich nicht gegen sie auflehnt.«

Rabinowitz lächelte. War es so? Schlummerte auch in ihr dieses Wesen? Oder vielmehr: Zog auch in ihr dieses Wesen die Fäden? Jetzt, wo sie dies dachte? Richtete es sich dann aber nicht gegen sich selbst, wenn es sich in dieser Form auf sich selbst bezog? Oder richtete es sich langsam darauf ein, dass der Schleier, den es über sich gebreitet hatte, weggezogen wurde?

»Ist es ein Kampf des Sprachdämons gegen sich selbst?«, fragte sie unvermittelt und warf Lara einen Blick zu.

Die lachte. »Anders kann man es sich gar nicht vorstellen, oder?«

»Lara?«, erklang es neben ihr, und Lara schreckte zusammen. »Wann gibt es endlich Abendbrot?«

Basti stand mit der kleinen Schwester an der Hand neben dem Tisch und starrte sie an. »Wir haben

Hunger.«

Lara lächelte, wickelte sich aus ihrer Decke und legte die Arme um beide Kinder. »Jetzt, ihr zwei Hübschen. Jetzt gleich!« Sie stand auf und sah zu Rabinowitz. »Faszinierend, oder? Wer hat denn nun wen gesteuert? Der Dämon den Jungen – und er mich – oder meinen Sprachdämon – und *der* mich?«

Ursula lachte. »Wissen Sie was? Mein Sprachdämon sagt mir, dass wir – auch auf die Gefahr hin, dass wir die gleiche Entwicklung durchmachen könnten wie Leo – gleich morgen früh einen Versuch im Labor starten sollten. Ich stelle mich als Kaninchen gern zur Verfügung.«

Und damit erhob sie sich ebenfalls, nahm Leonie auf den Arm, und alle vier gingen von der Terrasse, auf der die letzten Strahlen der Wintersonne ruhten, ins Haus.

## Nachwort

*»Rezension von ›Das vierte Paradigma‹, Ärztezeitschrift, München 2014, S. 254 ff.*

»Innerhalb der letzten zwei Jahre hat sich – unter anderem im Netz – eine wachsende Gemeinde von Anhängern gebildet, die hingebungsvoll jeden Informationsfetzen auflesen, der über die sogenannten Urquardter Ereignisse auftaucht. Sei es, weil sich jemand geäußert hat, der von der eingesetzten Untersuchungskommission befragt worden ist, sei es, weil jemand nichts Besseres zu tun hat, als ein neues Gerücht über die Ereignisse in die Welt zu setzen.

Anfang des Jahres nun ist mit ›Das vierte Paradigma‹ ein Buch erschienen, das zum ersten Mal versucht, die verstreuten Gerüchte, Daten und Hinweise systematisch zu ordnen und zu einem umfassenden Bild zusammenzufügen. Da ich selbst am Rand von den Ereignissen berührt worden bin, habe ich es mir besorgt und gelesen.



Mein erster Eindruck war, dass sich aus der Vielzahl der Belege, die in dem Buch versammelt sind, durchaus der Eindruck ergibt, in jenem Oktober vor zwei Jahren könnte sich etwas ereignet haben, das uns auch in den kommenden Jahren und möglicherweise Jahrzehnten noch beschäftigen wird. Dieser Eindruck verflüchtigte sich jedoch, als ich ein paar Nachforschungen darüber anstellte, welcher *Autor* hinter dem Buch steckt, das vom Verlag ohne Autorennennung auf den Markt geworfen worden ist. Dabei hat sich nämlich herausgestellt, dass es von niemand anderem als Roland Borchert zusammengestellt und geschrieben worden ist, Karl Borcherts älterem Bruder. Mit einem Mal wurde mir klar, welcher Wille hinter der eindrucksvollen Sammlung stand: der Wille des Sohnes, seinem Vater Christian Borchert zu einem – wenn auch zweifelhaften, so doch rechtmäßigen – Andenken zu verhelfen.

Dass Christian Borchert seinem Sohn Karl ein Implantat eingesetzt hat, steht außer Zweifel. Fraglich ist allein, ob er dies aus nachvollziehbaren, wissenschaftlichen Beweggründen getan hat – was das Vorgehen allerdings kein bisschen entschuldigen würde – oder ob er es sozusagen als blindlings einem gefährlichen Fanatiker folgender Adept getan hat.

Lassen Sie mich diesen Punkt für einen Moment noch vertiefen, denn er ist für meine weiteren Ausführungen

von entscheidender Bedeutung. Wenn wir beurteilen wollen, was Christian Borchert getan hat, müssen wir zwei Ebenen unterscheiden, eine moralische und eine faktische. Beide hängen eng miteinander zusammen: Wenn es tatsächlich so ist, dass Borchert senior mit der Operation seines Sohnes Karl sozusagen die Epoche eröffnet hat, in der wir dem Sprachwesen begegnet sind – und die von den oben erwähnten Anhängern gern als das Zeitalter des ›Vierten Paradigmas‹ bezeichnet wird –, dann hat Borchert zwar *moralisch* verwerflich gehandelt, seine *wissenschaftliche* Leistung ist jedoch nicht von der Hand zu weisen. Dabei ist natürlich fraglich, ob man eine wissenschaftliche Leistung anerkennen kann, wenn sie auf einer moralisch inakzeptablen Praxis beruht. Mehr als fraglich. Darüber will ich hier jedoch nicht sprechen, das möge an anderer Stelle diskutiert werden. Ich will lediglich die Strategie des Sohnes von Borchert senior, Roland Borchert, erörtern.

*Wenn hingegen* das Sprachwesen nicht existieren sollte, so wäre das, was Borchert senior getan hat, nicht nur verwerfliche Wissenschaft, sondern gar keine, und somit die Tat eines Wahnsinnigen. In diesem Falle könnten wir ihm *moralisch* allerdings *nichts* vorwerfen: Er war eben nicht zurechnungsfähig.

Wahnsinniger oder rationaler, aber furchtbarer Wissenschaftler – das ist die Frage. Und Borcherts Sohn

Roland versucht nun zu belegen, dass sein Vater Christian zwar moralisch verwerflich gehandelt hat, dafür aber, immerhin sozusagen, einer Revolution den Weg bereitet hat, auch wenn das bislang noch nicht in allen Teilen der Gesellschaft und unseres Lebens zur Kenntnis genommen worden ist. Wie Roland Borchert dabei vollkommen davon absehen konnte, dass es *sein eigener Bruder* war, den der Vater instrumentalisiert hatte, ist etwas, worüber ich mich endlos wundern zu müssen glaubte – bis mir klarwurde, dass Roland mit seiner ›Rehabilitation‹ des Vaters den Bruder Karl ja gleich mitrehabilitierte: Existiert das Sprachwesen, ist das, was Karl getan hat, verständlich – existiert es nicht, ist es das Wüten eines Geisteskranken.

Damit ist Roland Borcherts *Motiv* klar. In dem Moment aber, in dem mir diese Parteilichkeit des Autors bewusst wurde, erschienen mir seine Belege, die mich zuerst nachhaltig beeindruckt hatten, in neuem Licht. Ist es ihm wirklich gelungen, das Andenken seines Vaters und Bruders in seinem Sinne zu retten? Oder sind nicht zu viele Fragen unbeantwortet geblieben? Gehen wir einige von ihnen der Reihe nach durch.

*Was ist im Oktober 2012 wirklich passiert?*

Natürlich gibt es ganze Foren, in denen ausführlich über

die Kopfschmerzen und das Schwindelgefühl diskutiert wird, die Karl Borchert bei seiner Ankunft auf Urquardt überfallen haben, als er Habich zum ersten Mal getroffen hat (Roland Borchert bezieht sich in seinem Buch auf die Erwähnung dieser Schwindelgefühle durch Lara Kronstedt, die in ihrer Autobiographie darauf hinweist, dass Karl Borchert ihr davon erzählt hat).

Es war der Sprachdämon, skandieren die Verfechter der Habichschen Thesen, *Habichs Sprachparasit*, der ja wusste, was Habich mit Karl im Schilde führte – nämlich ihn, den Dämon selbst, ans Licht zu zerren, und der nun, auf einer Frequenz, die für Karl Borchert unhörbar war, *Karls Parasiten* zum ersten Mal darüber aufgeklärt hat. So dass jener, Borcherts Parasit, Karls Körper wiederum angriff, sozusagen als Verteidigung gegen den Angriff, den Habich mit Karl ja vorhatte.

Aber ist das nicht unendlich viel komplizierter als die Erklärung, dass Borchert nach der Ablehnung seines Projekts, der Aufregung, der Reise, der Nacht im Hotel einfach für einen Moment eine Kreislaufschwäche erlitt - ohne dass wir also die Existenz eines Sprachparasiten auch nur annehmen müssen?

Der Traum in Borcherts erster Nacht auf dem Schloss? Hat sein Parasit ihn in ihm hervorgerufen? Oder hat Karl Borchert nur schlecht geträumt, nachdem er bei seiner

Ankunft ja Leonie gehört hatte, die an jenem Abend von ihren Eltern im Park herumgeführt worden sein muss?

Was uns auch gleich zu einem der drängendsten Fragenkomplexe bringt, und zwar zu dem, der mit Leonies Vater, Silvan Janker, zusammenhängt: Natürlich kann es sein, dass Janker der Sprache ›verfallen‹ war, wie die Anhänger und Ideologen des Vierten Paradigmas gern sagen, und dass er bei der Erziehung (Aufzucht?) seiner Tochter ein Wesen formen wollte, das ganz der Sprache gehören sollte. Aber ist das, was er dem Mädchen angetan hat, nicht nur ein Beweis dafür, dass er durch den jahrelangen Umgang mit Habich ebenso wie dieser einer Wahnvorstellung zum Opfer gefallen ist? Dass Janker nichts anderes als ein Fanatiker war, der seine Tochter eingesperrt hat, weil er einem Phantom, einer Chimäre hinterherirrte?

Was wollte Silvan Janker von Karl, wieso ist er ihm bis an den See nachgerannt? Wollte er ihn töten, um Karls Angriff auf die Sprache abzuwehren – oder wollte er schlichtweg den Mann stellen, der kurz zuvor grundlos seine Haustür eingetreten hatte? Ja, ist Letzteres nicht sehr viel wahrscheinlicher? Insbesondere, wenn wir bedenken, dass Janker ja Habich nie angegriffen hat, obwohl sie beide doch ganz unterschiedliche Positionen verfochten: der eine für, der andere gegen die Sprache!

Wobei ganz unerheblich ist, ob sie den Sprachparasiten sich nur einbildeten oder nicht. Tatsächlich ist Janker davor zurückgeschreckt, Habich zu attackieren, und zwar aus nur einem denkbaren Grund: Er musste fürchten, dass es ihm nicht gelingen würde, einen solchen Angriff vor der Polizei, den Behörden zu vertuschen. Das aber lässt darauf schließen, dass er die Behörden fürchtete – und also müssen wir davon ausgehen, dass ihn diese Furcht auch davon abgehalten hat, Karl Borchert anzugreifen, und dass *Karl* derjenige war, der zuerst angegriffen hat.

Stellt sich dann aber nicht die Frage, ob Jankers Vorgehen mit seiner Tochter ebenfalls zwar moralisch abstoßend, aber doch *rational* gewesen sein könnte? Und würde das nicht darauf hindeuten, dass Jankers Vorstellung eines Sprachwesens ebenfalls vernünftig war?

Was aber, wenn Janker Habich nur deshalb verschont hat, weil er glaubte, dem Sprachwesen damit zu dienen – weil er meinte, dass es sehen wollte, welche Strategie sein potentester Feind gegen es aufbieten würde? In diesem Fall würde das Handeln Jankers erneut erklärt werden können, *ohne* dass wir die tatsächliche Existenz des Sprachwesens annehmen müssen.

Wenden wir uns nun Karl Borchert zu. Ergibt sich aus

dem, was sein Bruder Roland an Hinweisen über ihn gesammelt hat, dass das Sprachwesen existieren muss? Hier die erste Frage, die sich mir in diesem Zusammenhang aufdrängt: Ist Karl Borchert ein zweites Mal (nachdem er Janker getötet hatte) zum Haus der Jankers gegangen, weil sein Kampf gegen die Sprache es erforderte, dass er Leonie als Ausgeburt einer neuen Machtverschiebung, die er fürchtete, *umbrachte*? Und war dies wiederum nur ein Ziel, das die Sprache ihm ihrerseits sozusagen ins Hirn gespritzt hat, um sein Ende vorzubereiten? Oder aber setzen diese Erklärungen etwas voraus, das wir gar nicht brauchen, um Karl zu verstehen, nämlich einen Parasiten, den es gar nicht gibt? Und in Wahrheit ist Karls wiederholter Gang zum Haus der Jankers nur *ein weiterer Beleg für die Virulenz der Habichschen Theorie* – so dass Lara Kronstedt zu Recht meinte, Karl mit aller Gewalt stoppen zu müssen, bevor er den Kindern etwas antun konnte?

Ich denke, wir müssen hier – wie bereits oben in der Diskussion der Verfassung Jankers – feststellen, dass sich die Ereignisse leichter durch geistige Verwirrung als durch ein Sprachwesen erklären lassen. Gleichwohl ist ein Stutzen natürlich angebracht: Jetzt haben wir ja schon *zwei* Männer, die den Verstand verloren haben. Vermindert *das* wiederum nicht die Wahrscheinlichkeit,

dass es sich um einen gegenstandslosen Wahn gehandelt hat? Ist es nicht sinnvoll, nach einer Ursache für den Wahn zu suchen, wenn er bei mehreren Leuten auftritt?

Klare Antwort: Ja, es ist sinnvoll, die Ursache muss aber nicht ein *tatsächlich* existierendes Sprachwesen sein, es kann auch die *Theorie* von der Existenz eines solchen Sprachwesens sein, die verwirrt, wer immer sich auf sie einlässt. Die geistige Verwirrung sowohl Karls als auch Jankers hätte dann zwar mit der Habichschen Theorie zu tun (sie ist virulent, sie steckt an, sie verwirrt) – nicht aber damit, dass es etwas *Faktisches in der Welt* gibt, das mit der Theorie korreliert. Es muss so ein Korrelat nicht geben – und die Theorie würde ihre Virulenz trotzdem behalten können.

Betrachten wir Habichs Theorie und auch Habich selbst nun etwas genauer. Es gilt zu fragen, ob es wirklich die Sprache gewesen ist, die für die Tode von Pythagoras, Descartes, von Gödel, Schlick, Grelling und Montague verantwortlich war. Ist Habich selbst von dem Sprachparasiten in den Tod getrieben worden, weil der Parasit ihn dazu verführt hat, sozusagen Hand an sein Herz zu legen – oder ist Habichs Tod, wie bei der Obduktion festgestellt, auf einen tragischen, aber nicht ungewöhnlichen Infarkt zurückzuführen? Ja, ist Habichs Theorie vom ›vierten Schritt‹ – über Platon, Descartes



und Wittgenstein hinaus – nicht selbst fragwürdig, insofern als die drei genannten Philosophen ihre skeptischen Argumente vorgebracht haben, um sie zu *widerlegen*? Also um zu widerlegen, dass wir nur Schatten sehen, von einem Dämon getäuscht werden, oder in jedem Moment bei der Verwendung der Sprache ins Nichts springen, wohingegen Habich nicht *widerlegen*, sondern im Gegenteil *beweisen* wollte, dass es den Sprachparasiten wirklich gibt? Inwiefern ist dann aber Habichs Gedankenexperiment ein vierter Schritt, wenn seine Überlegung in genau die entgegengesetzte Stoßrichtung geht? Und wieso beruft er sich auf einen *Dreischritt*, wenn er sich doch nicht nur auf Platon, Descartes und Wittgenstein bezieht, sondern – wie Roland Borchert mit Verweis auf Ursula Rabinowitz geltend macht – auch auf Grelling und Heidegger, auf Novalis und Kortlandt? Wer gehört noch zu den Eingeweihten in das angebliche Geheimwissen – was ist mit einem Mann wie William Burroughs, den er gar nicht erwähnt?

All diese Fragen kann ich nicht beantworten. In meinen Augen müssen sie jedoch gestellt werden, bevor wir uns dem Urteil Roland Borcherts anschließen, und einerseits seinen Vater als revolutionären Wissenschaftler feiern und andererseits einstimmen können in das beunruhigende, fanatische Geraune vom Anbruch eines

neuen Paradigmas, einer neuen Epoche.

Stichwort ›Geheimnisse‹. Belegen vielleicht die erheblichen Gelder, über die Habich verfügt haben muss, als er Urquardt erworben und das Labor eingerichtet hat, dass er Zugang zu besonderen Ressourcen gehabt hat, die ihrerseits darauf schließen lassen würden, dass er über ein wertvolles ›Geheimwissen‹ verfügte?

Nein, das können wir eindeutig ausschließen, wie ich feststellen konnte, als ich der Frage nach dem Ursprung seines Vermögens nachgegangen bin. Dessen Grundstein ist einfach ein größerer Betrag gewesen, der ihm von Corbinian Bachmann dafür überlassen wurde, dass Habich ihm bei seiner Promotion behilflich war. (Die Kommilitonin der beiden, die ich befragt habe und die unbedingt ungenannt bleiben will, meinte sogar, dass Habich die Dissertation so gut wie allein geschrieben habe.) Diesen Betrag konnte Habich in den Jahrzehnten nach 1970 dann durch einige geschickte Aktiengeschäfte zu einem beträchtlichen Vermögen ausbauen.

Kommen wir jedoch noch einmal auf Habichs Theorie von einem selbständigen Sprachwesen zurück. Kann Habich wirklich gehofft haben, sie dadurch zu *beweisen*, dass Karl in einer subjektiven Erfahrung das Sprachwesen erlebt? Wie kann denn eine allein auf Karls

Wahrnehmung und Erleben beschränkte Erfahrung die *objektive* Existenz eines solchen Wesens beweisen? Sollte Karl womöglich nur den ›Weg zur Sprache‹ ebnen – auf dem alle anderen ihm dann folgen können sollten? Sollte er als Pionier den Zugang finden, auf dem es einem jeden später dann gelingen könnte, dem Parasiten selbst zu begegnen?

Tatsächlich ist es ja durchaus denkbar, dass Karl den Durchbruch geschafft hat, dass er dem Parasiten begegnet ist, dass es ihm gelungen ist, den Spieß umzudrehen und nicht länger der Sprache unterworfen zu sein, sondern im Gegenteil, sie zu unterwerfen, beziehungsweise, wie Habich und seine Anhänger sagen würden, die Herrschaftsverhältnisse umzukehren. Das aber kann Karl nur *deshalb* gelungen sein, weil in seinem Kopf das Implantat eingepflanzt war, das aufgrund der Magnetstimulation diese Wirkung erzielt hat. Auch wenn Karl zu einem späteren Zeitpunkt vielleicht tatsächlich sozusagen aus eigener Kraft in der Lage gewesen ist, die Oberhand über die Sprache zu gewinnen: Das erste Mal, dass ihm das gelungen ist, kann er nur geschafft haben, weil Implantat und Stimulation seinen Gehirnzustand entsprechend verändert hatten.

Wie aber sollen *wir anderen* ihm dann auf dem Weg zur Sprache folgen können, wenn wir doch über kein solches Implantat im Kopf verfügen? Hatte Habich sich

vorgestellt, dass sich alle diejenigen, die sich gegen die Sprache zur Wehr setzen wollen, ein Implantat einsetzen lassen sollten, wenn es Karl erst einmal gelungen sein würde, dem Wesen zu begegnen und es als Dämon sozusagen zweifelsfrei zu identifizieren? Oder sind diese Schwierigkeiten, Habichs Theorie konzeptionell kohärent zu denken, nur ein weiterer Beleg dafür, dass er sie allein aus dem Bedürfnis heraus formuliert hat, der Philosophie noch einmal eine Daseinsberechtigung zu verschaffen, die sie doch längst eingebüßt hat?

Das Henochische, die Beschäftigung mit dem Schweigen, dem Sätzchen ›Ich lüge‹ – all das führt Roland Borchert an als verzweifelte Versuche Habichs, den Kampf gegen die Sprache zu kämpfen, bevor er ihre von uns unabhängige Existenz beweisen konnte. Die Einrichtung des Polsterzimmers – der verbissene Versuch, die Introspektion zu optimieren: ein Zeichen dafür, dass Habich einem wirklichen Phänomen, einem wirklichen *Wesen* auf der Spur war – oder Ausdruck eines einst brillanten Wissenschaftlers, der auf Abwege geraten war?

*Was folgt daraus?*

All diese Fragen hatten mich auch früher schon beschäftigt, haben nach der Lektüre von Roland

Borcherts Monographie jedoch eine ganz neue Klarheit gewonnen und mich nicht mehr losgelassen. Sicher kann Roland Borchert eine ganze Reihe von Argumenten auffahren, die dafür sprechen, dass sein Vater, sein Bruder Karl, Habich und in gewisser Weise auch Janker einem wirklichen Paradigmenwechsel auf der Spur waren. Je mehr ich mich jedoch in die Belege, die er in seinem Buch versammelt hat, vertieft habe, desto deutlicher stand mir vor Augen, dass es für all die Begebenheiten und Ereignisse, auf die Karls Bruder sich bezieht, immer *zwei* Erklärungsmöglichkeiten gibt: Einmal lassen sie sich erklären, indem man sich auf die Existenz des Sprachwesens stützt, einmal aber auch durch Überreizung, durch persönliche Krisen, einen übersteigerten Forscherwillen, durch Verwirrung und zwischenmenschliche Abhängigkeiten, wie im Fall Habich und Janker.

Ich selbst bin – wie eingangs angedeutet – von den sogenannten Urquardter Ereignissen am Rande berührt worden, und zwar weil ich der Arzt war, der Karl Borchert im Neuruppiner Krankenhaus behandelt hat. Dass mich die Wunde an seinem Kopf, das in seinen Schädel versenkte Implantat, zutiefst beeindruckt hat, will ich hier nicht verschweigen. Es war einer jener Momente im Berufsleben, die einen nicht mehr loslassen,

und so hat mich auch von dem Tag an Karl Borcherts Schicksal nicht mehr losgelassen. Er hatte zwar die vergangenen gut zwanzig Jahre problemlos mit dem Implantat gelebt – die Blutung war nur durch die Überhitzung der Kopfhaut ausgelöst worden und nicht weiter bedrohlich. Auf den Röntgenaufnahmen jedoch hatte ich klar erkennen können, dass ihm eine Elektrode implantiert worden war – und ich hatte deutlich gespürt, wie es ihn verwirrte, als ich ihn darauf ansprach.

Dass er gleichwohl darauf bestand, entlassen zu werden, traf mich zutiefst. Ich kann mir seine Entscheidung im Nachhinein nur dadurch erklären, dass er durch die Erlebnisse bei den beiden Selbstversuchen im Labor bereits ahnte, den Durchbruch, von dem Habich immer geträumt hatte, realisiert zu haben, und dass er deshalb hoffte, nun auch das erreichen zu können, von dem er dank Lara ja bereits wusste, dass Habich es darauf abgesehen hatte: die Entdeckung der Tatsache, um die es Habich gegangen war und von der Borchert später erfahren sollte, dass es die Tatsache war, als Mensch mit der Sprache ein eigenständiges Wesen, einen Parasiten im Kopf sitzen zu haben. Das muss es gewesen sein, was ihn dazu gebracht hat, auch gegen meinen ausdrücklichen Rat auf die Entlassung aus dem Krankenhaus zu bestehen: Er war geradezu versessen darauf, das, was Habich angefangen hatte, auf eigene

Faust zu Ende zu bringen.

Ohne dies damals schon zu wissen, rief ich, nachdem Karl Borchert meine Station in Neuruppin verlassen hatte, einen Kollegen in der Berliner Charité an, um seinen Rat in diesem Fall einzuholen, übermittelte ihm auch Aufnahmen und Röntgenbilder, wurde jedoch mit dem Hinweis abgespeist, dass man sich im Augenblick zwar nicht darum kümmern könne, zum nächstmöglichen Zeitpunkt aber einmal rauskommen und nach dem Patienten sehen wolle. Erst als sich wenige Tage später herausstellte, dass es auf Urquardt, wo Borchert zu diesem Zeitpunkt ja weilte, nach Habichs Tod zu zwei weiteren Todesfällen gekommen war, wachten die Kollegen der Charité plötzlich auf.

Die Obduktion von Karl Borcherts Leiche bestätigte meinen Befund. Urquardt wurde durchsucht, es wurden Aufzeichnungen beschlagnahmt, das Labor und der darin stehende Rechner wurden eingehend untersucht und ausgewertet. Und plötzlich wurde eine Informationssperre verhängt. Das Ministerium schaltete sich ein, eine Kommission wurde eingesetzt, es wurde begonnen, Habichs Forschungen systematisch zu analysieren. Es wurden Befragungen vorgenommen, Experten eingeschaltet, mit erheblichem Aufwand Versuchsreihen durchgeführt. Und mir und meiner

Radiologieassistentin wurde eingeschärft, keine Interviews zu geben, bis der Fall geklärt ist – eine Anweisung, an die ich mich immer gehalten habe. Bis heute.

Ich bin ein Mensch, der es vorzieht, die Dinge nüchtern zu betrachten. Deswegen wäre es *mir persönlich* lieber, wir könnten die Urquardter Ereignisse als Kuriosum abhaken, als ein Beispiel dafür, wozu sich Menschen hinreißen lassen, wenn ihr Verstand sozusagen heißläuft. Nichts von dem, was Roland Borchert in seinem Buch anführt, widerlegt diese Interpretation endgültig. Und doch: Eines ist damit nicht vereinbar. Warum kommt die Kommission nicht zu diesem Schluss? Warum öffnet sie heute, rund zwei Jahre nach den Ereignissen, nicht das Archiv?

Als die Kommission 2012 eingerichtet worden ist, bat ich sofort darum, an den Untersuchungen beteiligt zu werden. Das wurde jedoch mit fadenscheinigen Argumenten (»Man habe bereits ausreichend Experten beauftragt.«) abgelehnt, nicht ohne mir zugleich zu versichern, dass ich *spätestens* in zwei Jahren die gesammelten Unterlagen und Ergebnisse würde einsehen können. Zuerst war ich wütend: Zwei Jahre – was soll das? Aber mir blieb nichts anderes übrig, als mich zu gedulden.



Seit Anfang des Monats nun sind die zwei Jahre um. Ich habe mich umgehend an die Kommission gewandt – wurde zu meiner Überraschung jedoch erneut vertröstet: Bis 2017 kann es noch dauern. Wie bitte? 2017? Und dann? Was sagen sie dann? Bis 2020? Wie lange wollen sie dieses Spiel noch spielen?

Das ist der Grund, weshalb ich mich jetzt zu Wort gemeldet habe. Warum gibt die Kommission keine Presseerklärung heraus, in der festgestellt wird, dass die Umstände, die mit den Todesfällen Habich, Janker und Borchert zusammenhängen, nun abschließend geklärt worden sind? Warum werden die Unterlagen, die die Kommission inzwischen über die Ereignisse gesammelt haben muss, weiterhin unter Verschluss gehalten? Warum werden die Ergebnisse der Kommission nicht auf den Tisch gelegt? Ist es nicht ein Beweis dafür, dass sie bei der Untersuchung der Urquardter Ereignisse auf *mehr* gestoßen sein muss als nur die persönliche, geistige Verwirrung einiger Einzelpersonen? Dass sie auf mehr gestoßen sein muss als nur eine Theorie, die sich nicht kohärent formulieren lässt? Dass sie auf eine tatsächliche, faktische Bedrohung gestoßen sein muss, von der sie auch heute noch, zwei Jahre nach Beginn der Ermittlungen, nicht wirklich einschätzen kann, wie

weitreichend, wie schwerwiegend, wie umfassend sie wirklich ist? *Dieser* Verdacht ist es, der mich davon abhält, die Belege Roland Borcherts abschließend als unüberzeugend zu bewerten und meine Beschäftigung mit den Urquardter Ereignissen ein für alle Mal hinter mich zu bringen. Im Gegenteil.

Habichs Anhänger betonen, dass seine Analyse des Dreischritts zeige, wie die abendländische Philosophie – konsequent zu Ende gedacht – auf die Theorie vom Sprachwesen hinauslaufe. Dass die Ideengeschichte, an deren Spitze wir stehen, also entweder zu einer virulenten, ansteckenden, krankhaften *Vorstellung* führt oder aber es das Sprachwesen wirklich geben muss.

Ich kann nicht beurteilen, ob sie damit recht haben. Mich bewegt etwas anderes. Mich bewegt, dass ich nicht leugnen kann, umso stärker von einem zutiefst verunsichernden Gefühl durchdrungen zu werden, je mehr ich mich mit Habichs Ideen beschäftige. Von dem Gefühl, was auch immer ich sage, nicht selbst zu sagen, was auch immer ich entscheide, nicht selbst zu entscheiden, was auch immer ich denke, nicht selbst zu denken. Sondern gesagt, entschieden und gedacht zu werden. Vom Sprachparasiten. So dass mir nichts anderes übrigbleibt, als weiter zu sammeln, weiter zu

forschen, weiter zu bohren, bis ich mir sicher bin, dass es ihn nicht geben kann – oder aber ich ihm endlich begegnet bin.«

# Quellen

- »Abschlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Ereignisse am 6. und 12. Oktober 2012 in Urquardt«, Innenministerium des Landes Brandenburg
- Anlage A: Aufzeichnungen von Leonard Habich, 4. und 5. Oktober 2012
- Anlage C: Briefwechsel zwischen Christian Borchert und Leonard Habich
- Anlage D: Aussage Hauptkommissar Ingo Peters
- Anlage F: Aussage Professor Dr. Jörn Forkenbeck
- Anlage H: Aussage Lara Kronstedt
- Anlage R: Aussage Tamara Hildebrandt
- Anlage V: Aussage Dr. Gebhardt Bentheim, Facharzt für Neurologie an der Charité Berlin
- »Als sich der Dämon entbarg. Unautorisierte Biographie Karl Borcherts«, Adrienne Hruby, München, ohne Jahresangabe
- »Das vierte Paradigma. Fakten, Protagonisten, Hintergründe«, ohne Autor, Berlin 2014
- »Den Spieß umdrehen. Freiheit – Determinismus – Zwang«, Autobiographie Lara Kronstedt, Berlin 2016
- »Die Natur der Bestie. Festschrift für Nils Corbinian Bachmann zum 70. Geburtstag«, München 2017, Nachwort von Ursula

Rabinowitz

»Logik, Wahrheit, Rekursion – Aspekte der Philosophie Leonard  
Habichs«, Berlin 2014

»Potsdamer Kurier«, 13. Oktober 2012

»Rezension von ›Das vierte Paradigma‹«, Ärztezeitschrift,  
München 2014, S. 254 ff.

»Skeptizismus als Motor der Philosophie – Habich, Borchert,  
Janker und der Paradigmenwechsel zu Beginn des  
21. Jahrhunderts«, Synthese 189, Sommer 2019, S. 338–358

## Über Jonas Winner

Jonas Winner, geboren 1966 in Berlin, promovierter Philosoph, arbeitete nach dem Studium in Berlin und Paris als Journalist, Redakteur für das Fernsehen und als Drehbuchautor (ARD, ZDF, Sat 1). 2011 startete er, als ePub-Original, seinen siebenteiligen Fortsetzungsroman *Berlin Gothic*, der im Netz ein sensationeller Erfolg wurde. Mit *Der Architekt* folgte 2012 ein fesselnder Thriller mit philosophischen Untertönen, der von der Kritik hoch gelobt wurde. Jonas Winner lebt mit seiner Familie in Berlin.

# Impressum

eBook-Ausgabe 2014

Knaur eBook

© 2014 Droemer Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt Th. Knaur  
Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur  
mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Frontispiz: Corbis

Redaktion: Johannes Engelke

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Gettyimages / E+ / George Paul

ISBN 978-3-426-42315-8

## LOVELYBOOKS

Wie hat Ihnen das Buch 'Das Gedankenexperiment' gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

**Stöbern Sie in Beiträgen** von anderen Lesern

### **Der Social Reading Stream**

Ein Service von **LOVELYBOOKS**

*Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten*

© aboutbooks GmbH

Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).

Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.



## Hinweise des Verlags

Wenn Ihnen dieses eBook gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weiteren spannenden Lesestoff aus dem Programm von Knaur eBook und neobooks.

Auf [www.knaur-ebook.de](http://www.knaur-ebook.de) finden Sie alle eBooks aus dem Programm der Verlagsgruppe Droemer Knaur.

Mit dem Knaur eBook [Newsletter](#) werden Sie regelmäßig über aktuelle Neuerscheinungen informiert.

Auf der Online-Plattform [www.neobooks.com](http://www.neobooks.com) publizieren bisher unentdeckte Autoren ihre Werke als eBooks. Als Leser können Sie diese Titel überwiegend kostenlos herunterladen, lesen, rezensieren und zur Bewertung bei Droemer Knaur empfehlen.

Weitere Informationen rund um das Thema eBook erhalten Sie über unsere Facebook- und Twitter-Seiten:

<http://www.facebook.com/knaurebook>

<http://twitter.com/knaurebook>

<http://www.facebook.com/neobooks>

[http://twitter.com/neobooks\\_com](http://twitter.com/neobooks_com)

# Inhaltsverzeichnis

[Titel]	2
[Über dieses Buch]	3
[Inhaltsübersicht]	4
Frontispiz	7
Prolog	8
Erster Teil	17
1. Kapitel	19
2. Kapitel	25
3. Kapitel	32
4. Kapitel	41
5. Kapitel	52
6. Kapitel	66
7. Kapitel	77
8. Kapitel	83
9. Kapitel	90
10. Kapitel	105
11. Kapitel	118
12. Kapitel	123
13. Kapitel	133
14. Kapitel	137
15. Kapitel	145
16. Kapitel	150
17. Kapitel	154
18. Kapitel	167
19. Kapitel	174
20. Kapitel	181

21. Kapitel	191
22. Kapitel	198
23. Kapitel	205
24. Kapitel	217
25. Kapitel	234
26. Kapitel	248
27. Kapitel	263
28. Kapitel	273
29. Kapitel	287
30. Kapitel	306
31. Kapitel	316
32. Kapitel	326
33. Kapitel	334
34. Kapitel	342
35. Kapitel	354
36. Kapitel	364
37. Kapitel	368
Zweiter Teil	372
38. Kapitel	374
39. Kapitel	388
40. Kapitel	396
41. Kapitel	403
42. Kapitel	406
43. Kapitel	415
44. Kapitel	421
45. Kapitel	437
46. Kapitel	441
47. Kapitel	449
48. Kapitel	461
49. Kapitel	474

50. Kapitel	481
51. Kapitel	493
52. Kapitel	508
53. Kapitel	511
54. Kapitel	516
Epilog	524
Nachwort	535
Quellen	555
Über Jonas Winner	557
[Impressum]	558
Der Social Reading Stream - ein Service von LOVELYBOOKS	560
[Hinweise des Verlags]	561